

2. Okt. 1914

Eine österreichisch-ungarische Note über die polnischen Legionen.

Die österreichisch-ungarische Regierung hat den Regierungen der neutralen Staaten folgende die polnischen Legionen betreffende Verbalnote zukommen lassen:

Der Oberkommandierende der russischen Armee hat in polnischen Blättern eine Erklärung veröffentlicht, welche besagt, daß die Mitglieder der „Sofols“ genannten polnischen Organisationen in Galizien an den Kämpfen gegen die russischen Truppen teilnehmen und Explosivkugeln mit abgeschrittener Spitze verwenden. Daran knüpft der Oberkommandierende die Weisung, die „Sofols“ und andere Vereine dieser Art nicht als Kriegsführende anzuerkennen und gegen ihre Mitglieder mit aller Strenge der Heeresgesetze vorzugehen.

Die österreichisch-ungarische Regierung stellt demgegenüber folgendes in aller Form fest: Mit der erwähnten Bezeichnung „Sofols und andre Vereine“ können offenbar nur die polnischen Legionen gemeint sein, die zum Teil aus Mitgliedern solcher Vereine zusammengesetzt sind. Dieser Umstand kann aber in bezug auf die Qualifizierung der polnischen Legionen hinsichtlich des Kriegesrechtes in keiner Weise in Betracht kommen. Diese Legionen sind in solcher Art gebildet worden, daß sie nicht nur allen Bedingungen entsprechen, die im ersten Artikel des Reglements betreffend die Gesetze und Bräuche des Landkrieges vorgeschrieben sind, sondern sie bilden auch einen Teil der österreichisch-ungarischen Armee, mit der sie durch ein organisches Band verknüpft sind. Ihre Mitglieder haben den Fahneneid geleistet, ihre Unterabteilungen werden von österreichisch-ungarischen Offizieren kommandiert, und sie haben an ihrer Spitze einen österreichisch-ungarischen General, der selbst unter dem Befehl eines Armeekommandos steht. Was die angebliche Verwendung von Explosivkugeln mit abgeschrittener Spitze durch die polnischen Legionen betrifft, erklärt die österreichisch-ungarische Regierung, daß weder diese Legionen noch irgend-

2. Okt. 1914

ein anderer Teil der österreichisch-ungarischen Armee sich solcher Projektile bedient. Angesichts dieses Standes der Dinge würde jede Handlung Außlands, welche die Nichtanerkennung der polnischen Legionen als Kriegführender enthielte, offenbar eine flagrant Verletzung der Haager Bestimmungen bilden, wogegen die österreich-ungarische Regierung schon jetzt den kategorischsten Protest erneuert.

Das Grazer Landsturmregiment im Kampfe.

Aus einem Tagebuche.

Am 18. August begann der stufenweise Abtransport des Grazer Landsturmregiments; um 12 Uhr verließ die erste Abteilung, der Regimentsstab mit dem Regimentskommandanten Oberleutnant Friedrich Teppner, mit dem Zuge den Grazer Staatsbahnhof. Hier hatte sich auch die Gruppe „Donar“ des Steirischen Pfadfinderbundes unter dem Kommando ihres Feldmeisters Wilfried Teppner zur Verabschiedung eingefunden und verteilte an die Mannschaft die letzten Liebesgaben. Welcher Offizier, welcher Soldat kannte nicht die „Grünen“, wie diese die Pfadfinder der Gruppe Donar nach ihrem Gruppenabzeichen, den grünen Kollarden nannten! Denn diese Gruppe versah beim Landsturmregimente die Ordonnanzdienste, schaffte Hunderte von Feldbesteck, Rucksäcke voll Tee, Zigaretten usw. zu den Bataillonen; dafür wurden aber auch die Pfadfinder von den Offizieren reichlich bewirtet und beschenkt. Am Bahnhofe sang ihnen noch zum Abschied ein letztes herzliches „Heil Pfadfinder!“ vom Regimentskommandanten entgegen. Das Landsturmregiment erhielt während der Eisenbahnfahrt von der Gemeindevorstellung in Ungarn eine geweihte Fahne des Marien-Mädchenvereines, die bei der 9. Feldkompanie eingeteilt wurde.

In wurde das Regiment auswaggoniert und von da auf den Kampfplatz abmarschiert. Als das Regiment im Raume am 26. August eingetroffen war, kamen in der Nacht alarmierende Meldungen über Überfälle des Feindes in nächster Nähe. Am 27. August um 3 Uhr früh marschierte das Regiment über nach Während des Marsches war aus der Richtung Przemyslany und Drzeczany heftiger Kanonendonner hörbar. Östlich von wurde Halt gemacht und Vorpostenstellung bezogen, während ein eigenes Flugzeug die Stellungen des Regiments überflog.

Am 29. August um 6 Uhr früh stieß eine Patrouille der 12. Kompanie östlich von mit Kosaken zusammen, wobei hierbei zwei erbeutete ein Gewehr und vector einen Infanteristen. Um 3 Uhr nachmittags, beim Beziehen einer angewiesenen Stellung, erhielt das Regiment die Feuertaufe; russische Artillerie beschloß es, und die Geschosse krepiereten über den Köpfen der Mannschaft. Um 4 Uhr 45 Minuten nachmittags entspann sich ein heftiger Artillerie- und Infanteriekampf. Um 5 Uhr 45 Min. nachmittags erschien ein eigenes Flugzeug über dem Regimente und um 9 Uhr 30 Minuten wurde der feindliche Angriff energisch abgewiesen. Um 10 Uhr 30 Minuten nachts wurde ein Kosakenüberfall auf das Landsturmregiment abgewiesen, wobei vom Regiment mehrere Leute verwundet wurden. Am 30. August begann um 5 Uhr 5 Min. früh heftiges feindliches Artilleriefeuer gegen das Landsturmregiment.

Nun gab es ununterbrochen Kämpfe und heftiges feindliches Artilleriefeuer; die eigene Artillerie war stark in Mitleidenschaft gezogen und abgesprengt worden. Allgemein heißt es, die österreichische Infanterie ist vorzüglich, der Gegner würde leicht geschlagen werden, wenn genügend Artillerie vorhanden wäre. Dabei wurden 2 Offiziere verwundet, 225 Mann getötet, verwundet und vermißt. Am 8. September stand das Regiment in

mörderischem Gefechte bei, wobei Leutnant Doktor Hauser fiel. Regimentskommandant Oberleutnant Teppner und Regimentsadjutant Hauptmann Wulle sammelten im ärgsten Kugelregen das Regiment. Vom 9. zum 10. September mußte das Regiment einem mörderischen mehrstündigen Nachtangriffe standhalten. Am 10. September um 6 Uhr 30 Min. früh fand das feierliche Begräbnis des Leutnants Dr. Hauser in statt.

Am 9 Uhr vormittags begann ein heftiger Kampf, der bis 1/8 Uhr abends dauerte und durch die feindliche Artillerie ziemlich verlustreich wurde. Am 11. September um 6 Uhr früh stand das Regiment im heftigsten Artilleriefeuer. Um 7 Uhr 30 Min. schlug eine Granatspitze fünf Schritte vom Regimentskommandanten Oberleutnant Teppner in den Boden, die dieser noch zum Andenken aufhob. Das Regiment mußte nun auf eine Höhe vorrücken, auf der eigene Artillerie aufgeföhren war, so daß diese fortwährend mit feindlichen Geschossen überschüttet wurde. Bald schlug eines zehn Schritte vor den Offizieren des Regimentsstabes ein, eines platzte über ihren Köpfen, und dann kam um 1 Uhr das todbringende; es traf, von links beginnend, den Offiziersdiener des Leutnants Dr. Hofner schwer, Herrn Lurek am Arm, fuhr dem Regimentskommandanten Oberleutnant Teppner durch das linke Schulterblatt in den Rücken und zerschmetterte dem Regimentsadjutanten Hauptmann Wulle die rechte Hand in der Daumenengegend.

Nach vorne stürzend, rief Oberleutnant Teppner laut: „Sanitätsabteilung!“ Und in diesem Augenblicke war es wieder — wie wir jetzt schon so oft gelesen haben — der treue Offiziersdiener (Josef Hainz aus Rainbach in Steiermark), der mit einem anderen Soldaten seinen Herrn im ärgsten Kugelregen in eine geschützte Mulde trug, ihn verbinden half und zum Verbandplatz schaffte. Nach kurzer Ohnmacht erwachte Oberleutnant Teppner und gab sofort Befehl, daß seine Pferde und Koffer sofort nach Graz abgehen müssen, und seinem Offiziersdiener sagte er: „Hainz, wir fahren jetzt so schnell wie möglich nach Graz!“ In führen sie weg und kamen nur bis Hier stieg der Offiziersdiener aus und sagte zum Arzt am Bahnhof: „Herr Doktor, wir müssen heraus, es geht nicht mehr.“ So wurde Oberleutnant Teppner auswaggoniert, verbunden und vom Geistlichen versehen. Über dessen Frage, ob er nicht ein Glas Wein wolle,

sagte er, ja, aber gewässert. Bis zum letzten Augenblicke war der Oberleutnant trotz fürchterlicher Schmerzen bei klarem Bewußtsein, gab alle ihm gehörigen Gegenstände genau an, damit diese seiner Frau abgeliefert werden, und seine letzten Worte zum Offiziersdiener waren: „Ganz, sagen Sie der gnädigen Frau, meine letzten Gedanken galten ihr und den Kindern!“

Was Oberleutnant Teppner als Soldat war, wurde bereits an dieser Stelle gesagt. Nur eines sei noch erwähnt. Im ärgsten Kugelregen sorgte er sich, wie während seines ganzen Lebens, um alle anderen, nur nicht um sich selbst. „Er war dem Regiment wirklich ein wahrer Vater“, schrieb Hauptmann Graf Seefried desselben Regiments. Was die Soldaten von ihm hielten, geht aus der Äußerung eines verwundeten Zugführers hervor, der sagte: „Ja, auf den Oberleutnant Teppner konnten wir uns immer verlassen; er hat uns nirgends umsonst hingeführt. Das war Einer!“ Am 8. September hat sich Oberleutnant Teppner in heißen Kämpfen derart mutig, unerschrocken und energisch benommen, daß hierüber an die Brigade berichtet wurde, damit er für eine Auszeichnung vorgeschlagen werde; leider war ihm diese Freude nicht mehr beschieden. „Auch die beiden Gefechte am 29. und 30. August“, berichtet der Regimentsadjutant, „wo das Regiment die Feuertafel erhielt, leitete er (Oberleutnant Teppner) mit seltenem Scharfblick und soldatischer Schneid, die ihn wohl nie verließ und bei jeder Gelegenheit kennzeichnete.“ Nun deckt auch ihn, einen der Besten, die kühle Erde.

Der Krieg.

Dem Licht entgegen.

Am Ende des zweiten Kriegsmonats.

Schwere Tage liegen hinter uns; so schwere Tage, daß es nicht wundernehmen konnte, wenn hier und da einmal einer zaghaft und ängstlich wurde. Wohl kämpfte die herrliche deutsche Armee wie ein Riesenlöwe, wohl leisteten unsere Braven im Nordosten und Süden wahre Wunder an Tapferkeit und Widerstandskraft. Aber wie eine entfesselte Sturzflut brausten die Feinde der Monarchie und Deutschlands gegen die beiden Reiche. Ein ungeheurer Menschenschwall brandete gegen die schwarz-weiß-roten und schwarz-gelben Grenzpfähle. Es war, als wenn alle Teufel losgelassen wären, um die Lande der Kultur zu vernichten und der Heimtücke und dem Treubruch die Welt zu erobern. Die Diplomatie des Dreiverbandes hat glänzend gearbeitet, das muß ihr selbst der Gegner zubilligen, wenn man nämlich von allen Begriffen des Anstandes, der Sitte und Kultur absteht. Ist es ihr doch gelungen, selbst die gelbe Rasse, Japan, gegen die Mittelmächte zu hezen.

Und doch, alle Mühe, alle Schlische und Tücke waren vergebens. Das französisch-englische Heer, das Joffres strategische Künste im Raume Verdun—Paris in der denkbar günstigsten Lage zum letzten Widerstand versammelt hat, steht vor dem Zusammenbruch und damit ist Frankreichs letzter ernsthafter Widerstand gebrochen. Belgien ist bis auf Antwerpen und einen schmalen Küstenstrich in den Händen der siegreichen Deutschen. Bald wird eine starke Armee am Armelkanal stehen und trohigen Blickes die Meerenge messen, die sie vom englischen Giland trennt. Und diese Armee wird nimmer weichen, sondern eine feste Bedrohung des listigen Albions bilden. Die Kleinen tollkühnen Kreuzer mit der schwarz-weiß-roten Fahne sind daran, die Meere von englischen Handelsschiffen zu säubern, die weil die angeblich allmächtige englische Flotte sich ängstlich hinter Deckung hält.

Im Osten bricht der zweite Schrecken Europas, der Unterdrücker aller Freiheit, der Feind aller Kultur, langsam aber sicher zusammen. Längst ist der Traum vom Vormarsch nach Berlin zerflogen. Die Armee Hindenburgs hat die russischen Heeressäulen weit ins russische Reich zurückgeschlagen und vernichtet. In Galizien aber, wo man die stärksten Mauerbrecher ansetzte, um den lästigen Bedroher der Flanke am Vormarsch nach dem Westen zu vernichten, ist die russische Offensiv zum jähen Stillstand gekommen, und schon beginnt der Rückmarsch. Vorbei ist nicht nur der Traum von Berlin, sondern auch der von der Verbrüderung des russischen und serbischen Heeres in der Hauptstadt Ungarns. Noch geht es zäh und langsam; bald aber wird das, was heute noch mühsam gehalten wird, unaufhaltsam in wilder Flucht zurückfluten. Die Kerntuppen des russischen Heeres haben mit ihrem Leben die bisherigen Erfolge bezahlt. Die Millionen des angeblich unerschöpflichen volkreichen Zarenreiches haben ihre Schrecken ver-

loren. Und damit ist auch der Untergang des Kleinreichen Kläffers besiegelt. Serbien hat in dem Wahne von der unerschöpflichen und unbesiegbaren Macht des Zarentumes sich kopfüber in die tollsten Abenteuer gestürzt. Aber Woche auf Woche verrann, das österreichische Heer steht längst auf serbischem Boden, aber die Hilfe des allmächtigen Väterchens bleibt aus. Bald wird sie der Zar selber brauchen, denn mit dem Ende des galizischen Vormarsches beginnt für ihn der Kampf um Sein oder Nichtsein, um das nackte Leben.

Alle Begriffe, die bisher das politische Leben der Völker beherrschten, sind erledigt: Englands Welt Herrschaft zur See und Rußlands überragende Landmacht. Nur ein Stern leuchtet der schönen Zukunft: die Kultur. Und ihre Träger sind unsere herrlichen Heere, unsere Braven im Felde, die wir bald als Sieger gegen eine Welt von Niedertracht und Tücke heimkehrend, jubelnd zu begrüßen hoffen. Vorwärts geht es jetzt, vorwärts zum Sieg und zu einer Zukunft, die dem Volke gehört und die mit der Reaktion aufräumt.

BRANDT, Ref.

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 262

TAG: 4.10.1914, 2

Im deutschen Suwalki.

Von unserem zum Ostheere entsandten Kriegs-
berichterstatler.

Unberechtigter Nachdruck, auch
auszugsweise, verboten.

Armee-Oberkommando Ost, 25. September.

Die deutsche Offensive gegen die Lowno-Grodno hat seit einigen Tagen eingesetzt. Die Gruppierung der geschlagenen russischen Armeen in dem Raum von Lowno-Grodno-Bialistok dürfte inzwischen erfolgt sein. Ob die Armee Kampffähig vor drei Wochen überhaupt operationsfähig ist, hängt von dem Munitionsnachschub der Russen ab. Vermutlich werden die Depots ziemlich weit rückwärts liegen.

Das 1. russische Armeekorps hat sich wahrscheinlich bei Lowno gesammelt. Das 3. Korps zwischen Grodno und Lowno, um den Übergang über den Njemen zu decken. Hier dürften auch stärkere Reserven herangezogen sein. Ditka dürfte durch das 4. Korps, der Abschnitt Ostro-Grodno durch das 2. Korps gedeckt werden. Erhebliche russische Kräfte, einschließlich Armeekorps, das 22. finnische und Teile des kaukasischen mit reichlicher Kavallerie, stehen bei Grodno; in der modern ausgebauten Festung Ossowicz (Ossowice) werden das 3. sibirische Korps, das bei Dyl geschlagen wurde und eine Reservedivision anzunehmen sein.

Die deutschseits eingeleitete Beschießung von Ossowicz wurde bereits als bevorstehend gemeldet, die weiteren Einzelheiten des deutschen Offensivstoßes sind natürlich noch nicht zur Veröffentlichung reif.

Inzwischen ist das Gouvernement Suwalki, das Aufmarschgelände für die deutschen Truppen, seit über einer Woche in deutscher Verwaltung.

Vor ein paar Tagen sah ich durch die nördlichen Teile des Gouvernements nach Wilkowitzky, dem historischen Ort, von wo Napoleon die Proklamation an seine Armee erließ, in der er den Beginn eines „zweiten polnischen Krieges“ ankündigte. Western besuchten wir Suwalki, die Gouvernementshauptstadt. Hinweg: Von der Grenze bei Proskon über Grajewo, Augustowo; Rückweg: über Mark, Grabowo nach Dyl.

Den gleichen Eindruck, den ich von der letzten Fahrt nach dem eroberten Gebiet mitbrachte, trug ich auch diesmal nach Hause. Auf der deutschen Seite der Grenze ist planmäßig verwüstet worden, auf der russischen Seite hat man keinen Stein angerührt. Genau so wie Schirwindt völlig zerstört ist und der nächste russische Ort völlig unberührt blieb, so ist Proskon eine Trümmerstätte, die (nicht vom Granatfeuer) von Grund aus vernichtet ist, während Grajewo kaum Spuren des Krieges zeigt.

Wir sind dann Meilen und Meilen durch das Land gefahren, nirgends eine Brandstätte, selbst Augustowo, wo ein Kampf stattfand, hatt nicht gelitten. Wenn es noch irgend eines Beweises bedürft hätte, daß die Verwüstung Ostpreußens nicht die traurige, aber selbstverständliche Folge des Krieges, sondern das Opfer einer verbrecherischen, völkerrechtswidrigen Kriegsführung durch die Russen sei, so ist dieser Beweis, wie man nicht oft genug wiederholen kann, völlig erbracht.

Ganze Strecken des Gouvernements Suwalki, das sich hier in seinem südlichen Teil ganz anders zeigt als im Norden, bieten den freundlichen Anblick etwa einer thüringischen Landschaft im Frühherbst. Tannenzwälder, die von guter Forstwirtschaft zeugen, mit einzelnen Felsstückchen, kleine tiefblaue Seen und gutgepflegte Straßen. Altweibersommer, der die Stoppelfelder wie mit silbernen Netzen überspiant, flimmert die Luft.

In den Ortschaften ist freilich jede, aber jede Erinnerung an deutsche Bilder gelöscht. Die Frauen halten das schwere Kopftuch beim Gehen über die Straße mit gebogenem Arm über Kinn und Mund, die Ladentür ist Schaufenster, die Straße Versammlungsort. Der Osten ist unerkennbar. Die klugen schwarzen und braunen Augen der jüdischen Bevölkerung sind voll Unterwürfigkeit. In den Kraamläden, die meist kaum für 50 Rubel Ware enthalten, steht groß mit Kreide: „Jüdisches Geschäft“. Das soll heißen, ein freundliches Geschäft.

Die Freundlichkeit ist demnach stark vorhanden, die Geschäftigkeit auch. Ein Pfund russischer Bonbons, das vielleicht den Wert von 30 bis 40 Kopelen hat, wird mit 1 Mark 50 Pfennig verkauft. Ebenso gezuckerte Orangenschalen. „Schmeckt wie Himmel“, versicherte mir dafür aber die Verkäuferin.

Suwalki wird etwa 20.000 Einwohner haben (ich habe die genauen Zahlen nicht zur Hand); eine deutsche Stadt von zehntausend Einwohnern macht aber einen viel städtischeren Eindruck. Eine lange breite Marktstraße mit kleinen Läden bildet den Mittelpunkt, dann kommen ausgedehnte Seitenstraßen mit Holzhäuschen, die noch oft an ungepflasterten Wegen liegen.

Zu Friedenszeiten soll die Stadt einen lebhaften Eindruck haben. Es liegen zwei Regimenter dort, die schon für Amusement sorgen werden. In den Schaufenstern der Photographen sieht man dann auch mehr elegante und neckische Figuren, als sie eine kleine deutsche Stadt bieten würde. Selbst jetzt zur Zeit der deutschen Besetzung wiegt es mit Trippelschritten über die Hauptstraße. Darin sind uns die Russen unbedingt über. Kleine, vielleicht zwölfwährige, schwarzlockige Durchen sprechen einen auf der Straße an, um in diesen beiläufigen Angelegenheiten zu vermitteln. Man merkt, man hat wirklich die Grenze überschritten . . .

Das Gymnasium ist zum Hospital eingerichtet. An den Wänden hängen noch die instruktiven Bilder aus der Schulzeit; ein Tiroler Dorf mit allem, was dazu gehört, und ein Bild der Stadt Moskau. Über die breiten und sauberen Gänge huschen die jungen Damen von Suwalki. Sie haben erst die Nägel gepflegt und pflegen jetzt die Deutschen. Ein paar Pflegerinnen, mit denen ich sprach — sie sprachen fast alle deutsch — machten mir ganz den Eindruck, als ob sie diese Pflege gut leisten würden. Intelligente Jüdinnen, die das Gymnasium absolviert hatten, und außerdem ziemlich viel Diplomatie gelernt hatten. Es ist ja wohl auch Bedingung für einen Juden in Polen, daß er das Talent entwickelt, so zu sprechen, daß jeder das Seinige aus den Worten lesen kann.

„Der Jar hat an alte Völkerschaften Russlands Worte von Befreiung gerichtet. Man tut das öfter in Russland, es ist sehr billig . . . Man wird uns von russischer Seite vorwerfen, daß wir zu freundlich zu den Deutschen gewesen seien. Man wirft uns immer vor . . .“

Es ist nicht das strupellose Erfassen der Gelegenheit wie bei der einfachen jüdischen Bevölkerung, es ist die Diskussion über eine sehr alte Frage, die sich nicht in den Gängen eines Lazarettes löst.

Die deutschen Leichtverwundeten lagen auf ihrem sauberen Bette und wenn es erlaubt war, rauchten sie die billigen und guten russischen Zigaretten. „Sie sind so freundlich und geduldig“, sagten die Damen vom russischen Roten Kreuz.

Auf der Treppe zum Gouverneurhaus drängten sich die Notabeln von Suwalki. Der deutsche Gouverneur hatte sie zusammenrufen lassen, weil es erwiesen war, daß sich Spione in Suwalki herumtrieben. Man verlangte Unterschrift unter ein Dokument, das verpflichtete, sich jeder für die deutschen Operationen feindlichen Handlung zu enthalten. Eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Da erklärte der Bürgermeister, das könne er nicht, denn wenn russische Spione kämen, und ihn über die Stärke der deutschen Truppen ausfragten, müsse er ihnen doch Auskunft geben. Eigentlich eine Unverschämtheit. Natürlich wurde der Bürgermeister sofort verhaftet.

Aufgeregt gingen die anderen aus dem Zimmer, sie fingen scheinbar jetzt erst an, zu begreifen, daß sie unter deutscher Herrschaft ständen. Übrigens schien einer der Stadtväter der Ansicht zu sein, daß der russische Bürgermeister ein ausgemachter Esel wäre, von solchen Dingen zu sprechen.

Die Gruppe trat wieder auf die Straße, von allen Seiten richteten sich die neugierigen Augen auf die Vertreter der Stadt. An den Ecken bildeten sich kleine

Parlamente, die noch lebhaft zur Tagesfrage Stellung nahmen. Da ich mehrere deutsche Soldaten sich mit ihnen verständigen sah, nahm ich an, daß die deutsche Auffassung den guten Bewohnern von Suwalki klar geworden ist.

Selbstfalls zeugt die Möglichkeit dieser Szenen von der außerordentlich humanen Art der deutschen Okkupation. Holf Brandt, Kriegsberichterstatter.

Die Teufelsdivision.

Der Name Teufelsdivision wird den Lesern nicht unbekannt sein, wohl aber dürften nur Wenige wissen, welche Division diesen für Soldaten ehrenden Namen führt und wie sie zu ihm gekommen ist. Die Teufelsdivision ist der kroatische Teil, der königlichen ungarischen Landwehr, hat die Nummer 42. Im gegenwärtigen Feldzuge sind ihr an Stelle des 6. Landwehr-Banonenregiments Abteilungen des Feldartillerieregiments Nr. 37 und Gebirgsartillerie zugeteilt. An der Spitze dieser Division, die sich schon im Frieden jederzeit hervorgetan hat, standen schon Jahre hindurch hervorragende Generale, wie Canic, Gerba, Borovcic, während sie jetzt im Felde von Feldmarschalleutnant von

Sakotic geführt wird, durchwegs Führer, die durch ihr Wissen und Können die dem Kroaten angeborenen Soldatentugenden bis zu einem Grade zu steigern verstanden, der die Division zu einem der hochwertigsten Truppenteile unserer Armee werden ließ.

Den Namen Teufelsdivision erhielt die kroatische Landwehrdivision von keinem Geringeren als dem ermordeten Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand. Es war im Jahre 1908 bei den Manövern in Bessprin, denen auch der Erzherzog-Thronfolger beiwohnte. Damals zeichnete sich die Division, die noch von dem gegenwärtigen Armeekommandanten von Borovcic befehligt wurde, so aus, daß der Erzherzog ihr diesen Beinamen gab, der ihr seitdem geblieben ist. Die Division hat ihren Namen nicht nur bei allen folgenden Manövern behauptet, sondern auch in dem gegenwärtigen Feldzuge gegen Serbien gezeigt, daß sie ihn mit vollem Rechte verdient. In mehr als 20 Gefechten hat sie sich durch ihre Kühnheit und zähe Ausdauer ihres Namens würdig gezeigt und sie war es auch, die beim zweiten Drinaitbergange als erste in das serbische Gebiet eingedrungen war; dabei hatte sie vier Tage und vier Nächte gegen eine Übermacht des fanatisch kämpfenden Gegners zu ringen. Sie bestand diesen Kampf siegreich und machte dabei auch große Kriegserbeute, so daß alle Vorgesetzten und nicht minder auch die Kameraden in den übrigen Divisionen den beliebten Divisionär zu der glänzenden Leistung in der herzlichsten Weise beglückwünschten. Wie in diesem Falle war es auch sonst meist die Teufelsdivision, die als Keil in den zähen Körper der serbischen Truppen hineingeschoben wurde und es durch ihre glänzende Haltung ermöglichte, daß die übrigen Truppen an mehreren Punkten erfolgreich vorgehen konnten. Wie sehr auch der einzelne Mann dem Namen seiner Division volle Ehre macht, möge ein Beispiel aus den Kämpfen in der ersten Hälfte des September zeigen.

Es war am 14. September, als die brave Teufelsdivision wieder einmal einer serbischen Übermacht gegenüberstand, die sie durch ihre Schneidigkeit und ihre Lobesverachtung von Graben zu Graben zurückdrängte. Gegen Abend entschloß sich ein Kompaniekommandant, die stärkste und anscheinend auch letzte serbische Verschanzung, der man den Namen Festung gegeben hatte, zu stürmen. Ein kurzes Schnellfeuer und dann drang man mit einem kräftigen Hurra! vor. Plötzlich gebot ein Stumpf vor der Festung dem Ansturm ein unerwartetes Halt. Man stande einen Augenblick, dann ein Vorwärts!, ein neuerliches Hurra! und hinüber ging es durch das schäumende Wasser durch, obwohl der Mann fast bis zum Bauch in dem Sumpf versank. Indessen gelang der Sturm nicht, da zur rechten und zur linken Seite noch tieferer Sumpf ein weiteres Vordringen unmöglich machte und auch das feindliche Feuer, besonders aus den beiden Maschinengewehren, die Reihen der vorstürmenden Jüge stark zu lichten begann. Die Kompanie sprang in die rückwärtigen Gräben zurück und hielt von dort aus durch ihr Feuer die ganze Nacht hindurch den weitaus stärkeren Feind, der immer vorzubringen versuchte, sicher im Schach. Im Laufe der Nacht meldeten, wie üblich, die Zugskommandanten ihre Verluste, die der Hauptmann in seine Liste eintrug. In der Liste der Toten trug er nach der Meldung des Zugskommandanten auch einen Korporal ein, der als einer der ersten bis an die starke Schanze vorgebrungen und dort gefallen war.

Am nächsten Morgen ließ gegen 5 Uhr das feindliche Feuer nach. Mit kräftigem „Hurra!“ wurde die „Festung“ genommen und der Feind noch lange mit Gewehrfeuer verfolgt. Da auf einmal meldete sich zur nicht geringen Überraschung des Hauptmannes der tote Korporal: „Herr Hauptmann, ich melde gehorfsamst meine Verurteilung zur Kompanie.“ — „Ja, sind Sie nicht verwundet? Man hat mir doch gemeldet, daß Sie knapp zwei Meter vor den feindlichen Gewehrläufen gestern beim Sturm tödlich getroffen wurden und gefallen sind.“ — „Jawohl, Herr Hauptmann, gefallen bin ich, aber getroffen haben sie mich nicht. Ich habe eine leichte Stelle gefunden, bin beim Sturm meinen Kameraden voraus, obwohl ein Hagelwetter von feindlichen Geschossen über mich hinwegging und sah mich auf einmal knapp vor den feindlichen Gewehrmündungen. Vorwärts konnte ich nicht, zurück auch nicht mehr. Da warf ich mich einfach rasch am Fuße der feindlichen Brustwehr nieder und grub mich selbst so ein, als wäre ich schon eine Leiche. Es kam die Nacht, stundenlang knatterte und krachte es und Freund und Feind schossen über mich hinweg. Endlich eine kurze Feuerpause, die die Serben, deren Gespräch ich deutlich vernehmen konnte, zum Plündern benützten. Komm Wojno! sprach ein Serbe zu seinem Kameraden, sehen wir nach, was der Schwabe uns zum Essen mitgebracht hat! Dann krochen einige Serben aus ihrer Verschanzung, untersuchten die Brotkörbe und Taschen unserer Gefallenen und Verwundeten und nahmen sich, was sie fanden: Brot, Zwieback und auch die Wertsachen und kehrten dann wieder rasch in

Ihre Verschanzungen zurück. Einer der Serben hatte auch mich mit dem Fuße gestoßen und, da ich regungslos geblieben war, mich auch tot gehalten und mir mein Brot und meine Konserven weggenommen. Kurz danach setzte wieder ein mörderisches Feuer ein. Ich wartete zwölf Stunden mit beklommenem Herzen auf den Ausgang des Kampfes. Als ich endlich um 5 Uhr das kräftige Hurra unseres Regiments hörte und das feindliche Feuer plötzlich verstummte, sprang ich aus meinem Grabe auf, säuerte so rasch ich konnte, meinen Vorrat an Patronen den Serben in den Rücken nach und nun bin ich wieder hier, um weiter meinen Dienst in der Kompanie zu tun.“ — „So streiche ich dich dann aus der Liste der Toten, mein Sohn, und jetzt laß dich wieder einteilen“ war die Antwort des Hauptmannes, der den wackeren Corporal für seine Tat auch sofort zu einer Belobung vorschlug.

Ruhmestaten vor dem Feind.

(Vom Kriegspressequartier genehmigt.)

Aus authentischen Mitteilungen von unserem
Kriegsberichterstatter.

Die Berichte der einzelnen Kommanden, die im Hauptquartier eintreffen, sind die Grundlage für die spätere authentische Rekonstruktion des Verlaufes der Operationen, haben also geschichtlichen Wert. Was hiervon hier verwendet wird, soll einen anderen Zweck erfüllen. Während der Kämpfe, die hier erwähnt werden, war es nicht möglich, über Einzelheiten authentische Nachrichten zu erhalten, weil sie entweder nicht zur Verfügung standen oder weil ihre öffentliche Verwertung aus militärischen Gründen unzulässig war. Inzwischen sind Teilnehmer an den verschiedenen Kämpfen in der ganzen Monarchie zerstreut und erzählen ihre Erlebnisse, die in die Öffentlichkeit gelangen. Manche dieser Erzählungen sind nicht geeignet, ein richtiges Bild von den Ereignissen zu geben. Abgesehen davon, daß sich leicht Selbsterlebtes und Erzähltes vermischt, ist es auch bei kleineren Gefechten nur wenigen möglich, einen Überblick über den Verlauf zu gewinnen, so daß die Berichte, trotz der subjektiven Glaubwürdigkeit der Erzähler, leicht Anlaß zu unrichtigen Vorstellungen und Schlüssen geben. Ich habe zum Beispiel in den jüngsten Tagen mit Verwundeten gesprochen, die fest davon überzeugt waren, daß das Gefecht, das sie mitgekämpft hatten, siegreich gewesen sei, während es, wie authentisch festgestellt ist, mit dem Aufgeben der verteidigten Stellung endete. Andererseits nehmen Verwundete oft so schreckliche Eindrücke aus Gefechten mit, daß sie alles für verloren hielten, während solche Gefechte mit vollen Erfolgen endeten. Ganz unzuverlässige Eindrücke herrschen besonders über die Größe der Verluste. Ein Corporal erzählte mir kürzlich, daß von seinem Regiment nur ganz wenige mehr übrig seien, von seiner Kompanie habe er selbst gesehen, daß sie bis auf höchstens zehn Mann vollständig vernichtet sei. Zufällig hatte ich Gelegenheit, einen Offizier zu treffen, der dasselbe Regiment zwei Tage später gesehen hat. Es ist richtig, daß es einige Zeit hindurch dichtem Schrapnellfeuer ausgesetzt war und sich zurückziehen mußte, als sich die Kompanien aber gesammelt hatten, was einen ganzen Tag dauerte, fehlten nur bei zwei Kompanien etwa fünfzig Mann, was ungefähr zwanzig Prozent Verluste bedeutet, die übrigen Kompanien hatten den Abgang von je zwanzig bis dreißig Mann zu beklagen. Man kann nun als sicher annehmen, daß die allermeisten nur verwundet sind, so daß der Prozentsatz an Toten auch in so schweren Fällen verhältnismäßig gering ist. Es ist allerdings richtig und es wäre ein Fehler, es vor der Öffentlichkeit zu verheimlichen, daß in einzelnen Fällen Verluste an Verwundeten und Toten bis zu fünfzig

Prozent vorgekommen sind; Gott sei Dank, sind diese Fälle doch nur dünn gesät.

Am übertriebenen Vorstellungen vorzubeugen, ist die Veröffentlichung der authentischen Berichte sehr geeignet. Die Gefechtsmomente und sonstigen Einzelheiten, die hier mitgeteilt werden, stammen gerade von solchen Truppenteilen, die in schwierigen Lagen waren, so daß selbst durch sie eher noch zu ungünstige, gewiß aber nicht beschönigende Vorstellungen erweckt werden können. Ein zweiter Grund zur Veröffentlichung dieser Berichte ist der, der Öffentlichkeit mitzuteilen, warum die amtlich nur trocken mitgeteilten Auszeichnungen erfolgten. Das bereits aufgelaufene Material ist ungeheuer groß und kann daher nur nach und nach mit Auswahl veröffentlicht werden.

Fünfzig Mann gegen dreitausend.

Es war im Gefechte südlich von Bruchowice am 29. August. Eine Kompanie des Infanterieregiments Nr. 51 unter dem Kommando des Hauptmannes Jugo Kosch hatte vom Divisionskommando den Auftrag erhalten, einen wichtigen Stützpunkt (Kote 295) bis zum äußersten zu halten. Rechts und links kämpften die anderen Abteilungen der Division und der Kampf wogte den ganzen Tag hin und her. Gegen Abend aber setzte der Feind sehr starke Reserven ein und durchbrach unsere Front in nächster Nähe des erwähnten Stützpunktes. Die Nachbarkruppen erhielten den Befehl, sich zurückzuziehen und in der Dunkelheit wurden auch Teile der Kompanie des Hauptmannes Kosch mit zurückgerissen, ohne daß es der Kommandant so rechtzeitig bemerkt hätte, um etwas dagegen unternehmen zu können. Er sah sich plötzlich auf einen einzigen Zug, der sich in seiner unmittelbaren Nähe befand, angewiesen — ungefähr fünfzig Mann, mit denen er noch den Stützpunkt hielt. Dieser Zug hielt dem auch bei Nacht andringenden Feind stand, bis um 6 Uhr früh die ihm gegenüberstehenden feindlichen Truppen auf drei Bataillone angewachsen, so daß gegen fünfzig von uns etwa dreitausend Feinde standen. Hauptmann Kosch hatte keine Aussicht mehr, sich an dem anbefohlenen Punkte länger zu halten und wählte eine neue nahegelegene, aber günstigere Stellung am Südrande von Bruchowice. Notdürftig konnte er sich hier durch Sammlung versprengter Abteilungen verstärken und verdoppelte so seine Kämpferschar. Er hielt sich mit diesen ungefähr hundert Mann gegen drei bis vier feindliche Bataillone lange Zeit, konnte aber nicht hindern, daß der Feind seine Stellung vollständig umzingelte. Hauptmann Kosch dachte aber auch in diesem kritischen Augenblick noch nicht daran, sich zu ergeben, sondern faßte den Entschluß, sich durchzuschlagen, was so schnell geschah, daß der Feind nicht dazu kam, unserer kleinen Helden­schar wesentliche Verluste beizubringen. Hauptmann Kosch erhielt das Militärverdienstkreuz mit der Kriegsbekanntung.

Kommandoübernahme eines Berichterstatters.

Jede Kampfgruppe unterhält nach Tüchtigkeit bei den Nachbargruppen Delegierte, die die Aufgabe haben, die eigene Gruppe über die Kampflage in der Nachbarschaft im Laufenden zu halten. Diese Delegierten heißen Berichterstatter.

Während der achtägigen Kämpfe Ende August in Russischpolen war der Oberleutnant des 15. Husarenregiments Heinrich Ritter von Henriquez beauftragt, mit einer Nachrichtenpatrouille die Verbindung mit einer selbständigen Kompanie, die sich in einem sehr schwierigen Kampfe befand, herzustellen und aufrecht zu erhalten; er entledigte sich dieser Aufgabe in hervorragender Weise. Die Kompanie, bei der sich Oberleutnant Henriquez als Berichterstatter aufhielt, erlitt große Verluste, insbesondere wurden ihr die Offiziere weggeschossen, so daß sie sich bereits anschickte, den Rückzug anzutreten. Der Husarenleutnant sah dies kaum, als er auch schon das Kommando der Kompanie ergriff, diese im heftigsten Feuer neuerdings vorführte und durch sein wackeres Eingreifen die Lage rettete. Zeuge des Vorfalles war Generalmajor von Schenk. Oberleutnant v. Henriquez erhielt das Militärverdienstkreuz mit der Kriegsdecoration.

Ein ausgezeichneter Arzt.

Mit dem Eisernen Kronen-Orden dritter Klasse wurde der Oberstabsarzt erster Klasse Dr. Moriz Szabo ausgezeichnet, weil er in der Schlacht von Tomaszow trotz äußerst schwieriger Verhältnisse und obwohl er nur über wenig Material und geringes Personal verfügte, den ungeheuren Andrang von Verwundeten während und nach der Schlacht bewältigte — eine ganz hervorragende Leistung.

Gleichfalls in der Schlacht bei Tomaszow verdiente sich der Honveddivisionär FML. Emmerich Hadsh den Eisernen Kronen-Orden zweiter Klasse mit der Kriegsdecoration. Er führte während der sieben-tägigen Schlacht seine Division mit außerordentlicher

Schneidigkeit. Die Verluste zweier seiner Regimenter am ersten Schlachttage waren groß. Trotzdem war die Verfassung und Stimmung seiner braven Soldaten am zweiten Schlachttage so gut, daß der Korpskommandant sich entschließen konnte, die Division zum Angriff zu bestimmen. Unter dem anfeuernden Einflusse des FML. Hadsh hielt sich die Division so glänzend, daß sie wesentlich zum Erfolge des Tages beitrug.

Schneid im Kampfe.

Die Hauptleute Hugo Fichtl und Milan Melics vom 25. Infanterieregiment wurden ausgezeichnet, weil sie ihrer Mannschaft während des Kampfes nicht nur stets glänzende Beispiele von Tapferkeit gaben, sondern trotz erlittener Verwundungen, der eine am Oberschenkel, der andere am Fuße, den Sturm mitmachten und sich erst zurückzuziehen ließen, als sie von Schrapnells neuerdings verwundet worden waren.

Der Major des 34. Infanterieregiments Gustav Ritter von Lindner führte den Angriff seines Bataillons gegen die Höhe nördlich Dybin am 28. August mit großem roher Schneidigkeit und brachte durch einen glänzenden Sturm die Entscheidung zustande. Er nahm einen russischen Oberleutnant, mehrere Offiziere und 200 Mann gefangen.

Eine rettende Tat.

Welche hervorragende Rolle auch der Einzelne bei den modernen Massenkämpfen spielen kann, zeigt die Tat des Hauptmanns Oskar Karoljowic de Brodolo vom Feldjägerbataillon Nr. 29, das am 28. August sich vergeblich anstrebte, den in einer Waldparzelle stark verchanzten Feind zum Rückzuge zu

zwingen. Das Feuer der eigenen Artillerie, die aus Haubizen und Kanonen bestand, war nahezu wirkungslos. Zudem setzte der Feind bereits Verstärkungen ein und bedrohte den linken Flügel mit Umfassung. Hauptmann v. Karoljowic erkannte rasch die Gefahr und fand ebenso schnell den rettenden Weg. Er begab sich im heftigsten feindlichen Gewehr- und Artilleriefeuer zum Bataillonskommandanten und erbat sich die Erlaubnis, zur eigenen Artillerie reiten zu dürfen, um sie über die Stellung des Feindes genau unterrichten zu können. Er hatte aus eigenem Antriebe die feindliche Artilleriestellung genau erkundet und erfuhr auf diesem Wege auch den Weg der feindlichen Verstärkungen. Der Bataillonskommandant hieß nicht nur den Vorschlag des Hauptmannes v. Karoljowic gut, sondern stellte auch sein eigenes Pferd, das hinter einem Heuhaufen verborgen stand, zur Verfügung. Hauptmann v. Karoljowic erreichte die eigene Artillerie trotz des niederprasselnden Geschosstregens ungeschädelt und der Erfolg seines Weges war, daß von diesem Augenblicke an unsere Artillerie mit außerordentlicher Wirkung schoss. Die nächsten Schüsse schlugen nicht nur mitten in die feindliche Artilleriestellung ein und zwangen den Feind, diese Stellung zu räumen, sondern zersprengten auch die heranrückenden feindlichen Verstärkungen. Der Gegner wurde hierauf im Sturme aus der Waldparzelle geworfen.

Rettung durch eine brennende Drischast.

In sehr gefährliche Lage, vollständig aufgerieben zu werden, kam dasselbe Feldjägerbataillon Nr. 29 am 30. August im Gefechte bei Michalow. Es ging mit ungeheurer Schneid vor, mußte aber dann vor einer feindlichen Übermacht, die umfassend vorrückte, den Rückzug antreten und kam in die gefährlichste Lage. Um das Bataillon zu retten, setzten die Hauptleute Glasz und Alex. Schlesinger einige Häuser der von den Bewohnern längst verlassenen Drischast Michalow in Brand, und unter dem Schutze der aufsteigenden Rauchwolken entkam das Bataillon ohne weitere Verluste.

Das heldenmütige Verhalten eines Obersten.

Mit dem Leopold-Orden mit der Kriegsdecoration wurde der Kommandant des Infanterieregiments Nr. 76 Oberst Joh. v. Boering ausgezeichnet, weil er nicht nur sein Regiment in schwierigsten Verhältnissen glänzend führte, sondern auch seine Person immer den größten Gefahren aussetzte und dadurch seine Leute zu äußersten Leistungen brachte. Am 23. August stand er mit seinem Regiment bei Polchna unter dem Gruppenkommandanten General v. Scharjher. Das 76. Regiment hatte die Aufgabe, das Debouchieren des Korps zu sichern, also eine defensive Aufgabe. Oberst v. Boering ging aber bei günstiger Gelegenheit zum Angriff über, der infolge der glänzenden Führung und der Tapferkeit der auf ihren Führer vertrauenden Truppen gelang. Oberst v. Boering hielt sich selbst beständig in der Schwarmlinie auf, mit dem einfachsten Infanteristen in gleicher Linie und gleicher Gefahr. Die Leistungen des Regiments grenzten denn auch an das Wunderbare. Am 22. August war Oberst v. Boering Kommandant der Brigadereserve mit zwei Bataillonen bei einem Nachtgefecht. Als er sah, daß seine Bataillone nicht mehr ins Gefecht kommen, sorgte er

Nr.: TAG:

für Sicherung und ließ seine Truppen schlafen — 500 Schritte vom Feind. Am 28. August war das Regiment vor dem Nachtgefecht bei Pawlow zum Vorpostendienst bestimmt, nachdem es am Tag Vorhut gewesen war. In der Vorpostenstellung nördlich von Pawlow wurde das Regiment angegriffen. Wieder war es das heldenmütige Verhalten des Obersten, der seine Person nie schonte, selbst in der Schwarmlinie stand und mit der Pistole feuerte, daß trotz der ungeheuren feindlichen Übermacht, gegen die nur das Regiment, verstärkt durch ein Marschbataillon, stand, die Vorpostenstellung behauptet und die vom vorläufigen Kampfe erschöpfte Hauptmacht der Nachtruppe pflegen konnte.

Telegraphendienst im Grauatfeuer. — Mutige Telegraphistinnen.

Der Ort Klenal am südlichen Kriegsschauplatz gegenüber Schabak am Nordufer der Save kam in der Nacht vom 16. auf den 17. August unter feindliches Artilleriefeuer. Granaten schlugen bald da, bald dort ein und ein Haus um das andere sank in Trümmer. Die Bewohnerschaft hatte sich geflüchtet, auch von den vier Postbeamten, die kurz nach der Mobilisierung an Stelle der eingerückten Beamten dahin versetzt worden waren, erkrankte einer sofort bei Beginn der Beschießung und stellte den Dienst ein, die drei anderen waren bald darauf plötzlich abgereist. Nur zwei Mädchen, die Expeditorin Gata Gregurilic und die Aushelferin Eva Barac, noch ein halbes Kind, blieben auf ihrem Plage und versahen trotz der Gefahr, in der sie schwebten, bis zur Erschöpfung den ihnen anvertrauten Dienst. Auf der Station Klenal besorgte der Reservefähnrich Rudolf Bier den Telegraphendienst und war wegen der Flucht der Beamten des Ortspostamtes gezwungen, auch den Dienst dort zu leisten und erwarb sich hierdurch außerordentliche Verdienste. Er erstattete seinem Oberkommando wiederholt sehr wertvolle Meldungen und hielt den Dienst trotz der schwierigen Umstände in beiden Postämtern aufrecht, wobei ihm im Ortspostamte nur das außerordentlich mutige und aufopfernde Verhalten der beiden erwähnten Mädchen die Aufrechthaltung des Dienstes ermöglichte. Das höhere Kommando war über diese Verhältnisse nicht unterrichtet und nahm an, daß alles in schärfster Ordnung sei. Erst gelegentlich der Übermittlung eines Befehles, als Fähnrich Bier gefragt wurde, ob er in der Lage sein werde, den Befehl durch das Zivilpostamt weiterzugeben, wurde der Sachverhalt bekannt. Fähnrich Bier erwiderte nämlich, er wisse noch nicht, ob die Weitergabe möglich sein werde, da er für beide Postämter von Klenal ganz allein sei. Nur zwei Mädchen seien noch hier. Der Ort werde lebhaft beschossen, jedoch habe eine Granate bei dem Hause, in dem er sich befinde, eingeschlagen. Der außerordentlich wichtige Befehl wurde trotzdem an seine Bestimmung geleitet. Die wackeren Postorgane, die trotz des feindlichen Feuers auf ihrem Plage ausgehalten hatten, wurden für Auszeichnungen vorgeschlagen. Allgemeine Bewunderung wird den beiden Mädchen gezollt, die tapferer als ihre männlichen Kollegen ihren Dienst versehen hatten.

Ähnlich tapfer hat sich auch die Postbeamtin Monika Palinkas in Bazias gehalten. Als dieser Ort von den Serben bombardiert wurde, verließ sofort das gesamte Bahn- und Postpersonal den Dienst, wodurch die Verbindungen unterbrochen worden wären, wenn nicht die genannte Beamtin die Meldungen auch während des Bombardements durch das Telephon weitergegeben und ihre Dienstpflicht bis zum Schlusse tapfer erfüllt hätte.

Hervorragende artilleristische Taten.

Die Leistungen unserer Artillerie sind, wie von Augenzeugen immer wieder versichert wird, ganz hervorragend. Auch feindliche Offiziere, die als Verwundete oder als Gefangene in unseren Händen sind, heben neben der todesverachtenden Tapferkeit unserer Infanteriesoldaten besonders die Treffsicherheit unserer Artillerie und die verheerende Wirkung unserer Geschosse hervor. Nur die ungeheure Überlegenheit des Feindes an Truppenmassen, die mehrfache Überlegenheit in der Geschützzahl und die erschauende Verschwendung von Munition, die sich die Russen leisten konnten, zwang unsere Truppen aus dem anfänglich angriffsweisen Vorgehen in die Verteidigung. Aus den Auszeichnungsvorschlägen werden einzelne Fälle der glänzenden Leistungen unserer Artillerie bekannt.

So tat sich eine Batterie der reitenden Artilleriedivision Nr. 2 unter dem Kommando des Hauptmannes Friedrich Gürtler besonders hervor. Am 17. August stand diese Batterie bei Krasnik einer ungeheuer überlegenen feindlichen Artillerie gegenüber, die sich in gut vorbereiteter Stellung befand. Diese Batterie hielt trotz der Übermacht des Feindes und trotz des furchtbaren Feuers durch volle vier Stunden den Platz und der Kommandant zeichnete sich durch außerordentliche Kaltblütigkeit, ruhige und vorzügliche Feuerleitung aus. Am

23. August stand dieselbe Batterie im Gefecht bei Kijczomiesz und zeichnete sich dort neuerlich durch ganz hervorragende Leistungen aus. Hauptmann Gürtler mußte mit seinem Stabe beim Passieren eines Waldes in ungeklärtem Terrain wiederholt Kosakenangriffe abwehren, was mit außerordentlicher persönlicher Schmeid geschah. Er ritt selbst mehrere hundert Schritte über die eigene Artillerielinie hinaus, um die Rekognoszierung vorzunehmen und die Feuerwirkung seiner Geschütze zu sichern. Bei diesem Rekognoszierungsritt leistete er der nachfolgenden Infanterie noch einen besonderen Dienst. Er fand nämlich eine Brücke über eine versumpftete Stelle, die die Infanterie passieren mußte, abgerissen und ließ sofort eine Notbrücke herstellen, so daß die Infanterie ohne Aufenthalt vorbringen konnte, während er zur Deutung des Vormarsches die feindlichen, von ihm sorgfältig festgestellten Stellungen unter wirksamem Feuer nahm.

Eine hervorragende artilleristische Leistung vollbrachte auch die Feldhaubitzendivision I/3 am 23. August im Gefechte bei Polychna, wo sie sich besonders dadurch hervortat, daß sie neben einer unserer Kanonendivisionen, die unter überlegenem feindlichen Feuer schwer litt, aufführte — ein Wagnis, das darum von besonderer Kühnheit zeugt, da der Feind auf diese Stellung eingeschossen war und sie mit einem Hagel von Geschossen überschüttete. Das Auffahren und Abproben geschah aber mit solcher Schnelligkeit, daß bereits die erste Lage der Haubitzen in die feindliche Stellung fuhr, ehe der Feind die Verstärkung unserer Stellung zu verhindern Zeit gefunden hatte. Die Wirkung der Haubitzen war so gewaltig, daß die feindliche Artillerie niedergezungen wurde. Am 27. August hatte dieselbe Haubitzendivision ein Infanterieregiment im Kampfe zu unterstützen gegen starke feindliche Infanterie, die tief eingegraben war und ein sehr heftiges Maschinengewehrfeuer unterhielt. Die Division war aber so vorzüglich geführt, daß sie von einer außerordentlich günstig gewählten Stellung den Gegner in die Flanke traf und in kürzester Zeit zur Räumung seiner Stellung zwang.

Am 28. August stand diese Division wieder im Kampfe bei Pawlow. Sie mußte an diesem Tage unter besonders schwierigen Umständen Aufstellung nehmen. Der Beobachter, der mit der wichtigen Aufgabe vor- geschickt wurde, die sogenannten Schußelemente anzunehmen, das heißt, jene Angaben zu ermitteln, die zur richtigen Einstellung des Geschüßes notwendig sind, mußte seinen Standpunkt in der unmittelbarsten Nähe der feindlichen Schwarmlinie nehmen. Zur näheren Erklärung sei hier bemerkt, daß die moderne Kampfweise der Geschütze indirekt ist, das heißt, die Geschützeinstellung ist so gewählt, daß sie nicht nur vom Feinde nicht gesehen werden kann, sondern daß sie gewöhnlich auch selbst die feindliche Stellung nicht sieht. Damit trotzdem trefflicher geschossen werden kann, wird das Feuer von einem vorgeschobenen Beobachtungsposten, dem sogenannten Richtkreisstandpunkt, geleitet, was durch flüchtige Telegraphenverbindungen oder auch durch Signale geschieht. In unserem Falle war also der Richtkreisstandpunkt des Leutnants Pagel, der Beobachter war, in der Nähe der feindlichen Schwarmlinie gewählt, zwar gedeckt, aber doch in persönlicher Gefahr, da neben und über ihm die feindlichen Kugeln pfliffen. Trotzdem stellte er sich noch auf einen Munitionswagen und signalisierte seiner Division seine Beobachtungen mit der Kappe. Die Geschosse schlugen auch bald mitten in die feindliche Stellung, wodurch die eigene Infanterie aus der bereits sehr schwierig gewordenen Lage befreit wurde.

Am 29. August kam die Haubitzendivision bei einem nächtlichen Überfall zur Verwendung und wieder fand sie Gelegenheit, sich besonders auszuzeichnen, indem sie rasch den Feind in so wirksames Feuer nahm, daß er eiligst den Rückzug antreten mußte. Die Offiziere, die sich bei allen diesen Kämpfen auszeichneten und zur Auszeichnung empfohlen wurden, sind: die Hauptleute Leopold H. v. Desterreicher und Hermann Weiß, Oberleutnant Otto Kuhnert, die Leutnants Franz Zapletal und Oskar Pagel.

Am 29. und 30. August zeichnete sich die Feldhaubitzendivision I/3 (Graz) im Gefechte bei Stanimitz aus. Insbesondere war es die Batterie des Oberleutnants Walter, die sich hervortat. Diese Batterie wurde an beiden Tagen am Sattel knapp südlich des Ofendes von Stanimitz vom Feinde beschossen, und zwar auch durch schwere Artillerie. Trotzdem war die Haltung der Batterie so außerordentlich brav, daß der Gegner das Feld räumen mußte. Der Batterie ging ein Reservekadett und zwei Mann der Geschützbedeckung verloren, zwei Mann der Geschützbedienung wurden durch Streifschüsse verwundet.

Am 29. August hat die Batterie des Oberleutnants Walter wieder Gelegenheit zur Auszeichnung. Sie hatte eine sehr günstige Stellung, die aber nicht gestattete, einer eigenen Kanonenbatterie, die vom Feinde schwer bedrängt war, zu Hilfe zu kommen,

weil durch den Rauch eines brennenden Meierhofes die Aussicht benommen war. In der Nähe kämpfte außerdem noch das Feldjägerbataillon Nr. 8, das vom Feinde gleichfalls hart bedrängt wurde. Oberleutnant Walter erkannte die Gefahr und zauderte keinen Augenblick, seine günstige Stellung zu wechseln. Er brachte durch rasches Eingreifen den Feind zum Stehen und trieb ihn dann zurück, wodurch er die Kanonenbatterie und das Feldjägerbataillon befreite. Am nächsten Tage bezog Oberleutnant Walter wieder seine frühere Stellung. Gegen 5 Uhr nachmittags scheint sein Beobachtungsstand verraten worden zu sein, denn plötzlich vereinigte sich das ganze feindliche Feuer auf diesen Punkt und während einer halben Stunde war er durch feindliches Lagenfeuer überdeckt. Oberleutnant Walter aber hatte seinen Beobachtungsstand rasch gewechselt und das Feuer seiner Batterie wurde derart kräftig fortgesetzt, daß eine Gruppe unter Kommando des Generals Rasel vordringen konnte.

Ein wackerer Rechnungsunteroffizier.

Im Gefechte bei Pawlowka Nola am 30. August erwarb sich der Rechnungsunteroffizier Franz Wittner, der der Stabsabteilung eines Landsturm-Infanterieregiments angehörte, die Silberne Tapferkeitsmedaille erster Klasse. Er nahm nämlich auf eigene Faust eine Aufkundschaftung der feindlichen Stellungen vor, obwohl der Raum im heftigsten Geschützfeuer lag, und brachte derart vorzügliche Meldungen, daß er dem Kommandanten den wertvollsten Dienst leistete. Plötzlich sah er die Annäherung einer großen feindlichen Kavallerieabteilung. Wieder handelte er auf eigene Faust, sammelte eine Handvoll Landsturmmänner, stellte sie unter sein Kommando und empfing die feindliche Kavallerie mit so heißen Grüssen, daß sie in alle Winde zerflog.

Die politisch-militärischen Gedanken der Zukunft.

In Deutschland, wo in diesem Jahre Fichtes, des großen Redners an die deutsche Nation, Gedenktag gefeiert wurde, sprechen in diesen großen und schweren Zeiten geistige Führer auf dem Katheder und durch die Presse zum Volke, nicht etwa um Schönredneri zu treiben, sondern um dem Ausdruck zu geben, was heute alle bewegt, um die Zielpunkte ausleuchten zu lassen, nach denen sich die Nation zu bewegen scheint. Es ist eine Selbstbestimmung im Sturme des heutigen Lebens, eine Vorbereitung für das kommende Reich des Friedens, ein interkonfessioneller Gottesdienst für die höchsten Güter der Nation. Auch Ernst Troeltsch, der Heidelberger Religionshistoriker, hat seine Stimme erhoben, um jenen Pessimismus zu verschrecken, der geneigt ist, in dem Kriege eine dauernd nachwirkende Katastrophe der europäischen Kultur, den Anfang vom Verfall Europas zu sehen. Troeltsch ist vielmehr der Meinung, „daß die ungeheure Stärkung des politisch-militärischen Gedankens, den dieser Krieg den Völkern bis in die untersten Schichten hinein bringen muß“, vielmehr zu einer Stärkung der zentraleuropäischen deutschen Kultur führen wird.

Trotz aller Schrecken des Krieges, trotz aller Leiden, die sie über Menschen und Gesamtheit verhängen, trotz der Entfesselung der Bestialität bei allen nicht ganz in sich gefestigten Menschen, die von der Kriegspsychose ergriffen sind, trotz der ungeheuren Zerstörung geistiger und materieller Werte, die wir miterleben müssen und die zu bedauern man nicht Nesthet und Defakent zu sein braucht — trotz allem ist wahrlich Grund und Nötigung zu einem über den Moment hinausblickenden Optimismus; und klein ist, wer sich nicht selbst miterheben kann bei der gewaltigen Erhebung des deutschen Volkes, bei der Erhebung des einzelnen, der sein Alles einsetzt für die Gesamtheit, und der Gesamtheit, die in diesem Augenblick geschlossen hinter dem Individuum steht; wer nicht gebannt ist durch die hinreißende Größe der organisierten Arbeitsleistung, die durch die Größe des deutschen Volkes ermöglicht ist, das heute beweist, daß ihm nichts geschehen kann, „und wenn die Welt voll Teufel wär“.

Was aber wird und muß die Folge, Ziel und Lohn dieser unerhörten Leistung sein? Die „Stärkung des militärisch-politischen Gedankens“? Man unterscheide genau. Das Jahr 1870 brachte politisch nicht nur die Einheit und Unabhängigkeit Deutschlands, sondern auch mit dem allgemeinen Wahlrecht, mit der wirtschaftlichen Blüte und im weiteren Verlauf mit der sozialen Gesetzgebung die Grundlagen eines trotz allem modernen, gesunden, entwicklungsfähigen Staatswesens, und dieses Staatswesen steht heute im siegreichen Kampfe und wird ausharren bis zum glücklichen Ende. Hier sind die starken Wurzeln unserer Kraft und aus ihnen erwächst die Begeisterung, die sich über die alltäglichen Leiden und berechtigten Klagen hinwegsetzt und jene freiwillige Opferfreudigkeit schafft, die durch keine äußerliche Disziplin ersetzt werden kann, jene Entschlossenheit, die höchsten Güter auch mit den Waffen zu verteidigen, wenn es not tut, bis zum Neuesten. Man mag das den politisch-militärischen Gedanken nennen, und Troeltsch hat vielleicht etwas Ähnliches gemeint. Man darf ihn aber nicht verwechseln mit dem Militä-

tarismus. Unsere Gegner behaupten, sie kämpfen gegen den preussischen „Militarismus“. Wir wissen, daß es etwas ganz anderes ist, was heute in Ost und West von deutschen Volksgenossen verteidigt wird. Der militärische Gedanke darf nicht Selbstzweck und Ziel, sondern nur Mittel der organisierten Gemeinschaft sein, um sie selbst und ihren Wertinhalt zu behaupten. Es ist seit dem Ausbruch des Krieges ganz still geworden von „geborenen Führern der Nation“, von der Pflicht, auf die eigenen Brüder zu schießen, und was dergleichen mehr ist. Der Offizierslastengeist und die spezielle Weltanschauung des Reserveoffiziers sind im Felde allgemeiner Kameradschaft und gegenseitiger menschlicher Hilfsbereitschaft gewichen, und die Maschine beherrscht nicht mehr den Geist, sondern der Geist beseelt die Maschine. Vielleicht noch nie ist ein Krieg in so hohem Maße ein Volkskrieg gewesen wie dieser mit seinen Millionen von Freiwilligen und Landwehr- und Landsturmännern; das kann man schon heute sagen, obwohl man es auf friedliche Zeiten aufschieben muß, darüber zu schreiben, ob das System Jaurès oder das System Poincaré für das Militär das richtige wäre. Die Hauptsache ist und bleibt, daß sich das Heer im entscheidenden Augenblick als Mittel zum Zwecke und nicht als Selbstzweck betrachtet.

Und das ist nun der politisch-militärische Gedanke, der sich fest in der Seele der Nation verankern wird, mögen auch gelegentliche Rückschläge unvermeidlich sein, die allgemeine Wehrpflicht in ihrer tiefsten Bedeutung: vollständige Hingabe an das Ganze, aber das Ganze zugleich ein Ineinandergreifen seiner gleichberechtigten Teile. Und daran werden sich andere Gedankenketten anreihen, ausgehend von den Opfern und Verlusten dieses Krieges und hinführend zu dem Verschulden und zu den tieferen Ursachen. Was man heute als solche hat — den Weltimperialismus Englands, den barbarischen Imperialismus des Raren, die kurzsichtige Revancheidee Frankreichs —, das zu beseitigen wird man mit aller Kraft sich mühen und danach wird sich Deutschlands Politik richten. Das Rechtsbewußtsein Deutschlands in diesem Weltkonflikt beruht darauf, daß es eine in sich geschlossene nationale Organisation ist, die ihren Angreifern auch eine selbständige nationale Entwicklung gönnt. Diese Politik: jeder Nation das Ihre — ist die einzige mögliche Grundlage, auf der sich der Ueberbau der künftigen internationalen Organisation der Kulturnationen erheben wird, der wir hoffentlich, unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß der Krieg für Deutschland siegreich endet, um einen wesentlichen Schritt näher kommen. Innerhalb dieser Organisation kann der Krieg verschwinden und er wird dann nur noch ein letztes Auskunfts-mittel gegen die Barbarei sein. Das ist der politisch-militärische Gedanke der Zukunft.

L u d o W. H a r t m a n n.

Wantschly Karl

Die Sozialdemokratie im Kriege.

Von Karl Kautsky.

Unsere Partei hat viel über die Mittel und Methoden diskutiert, einen drohenden Krieg zu verhindern, dagegen viel seltener die Frage erörtert, wie sie sich während eines Krieges verhalten solle, den zu verhindern ihre Kraft nicht ausreichte. Darin liegt wohl kein Zufall.

In der Agitation um die Erhaltung des Friedens vermochte die Sozialdemokratie noch ihre volle Kraft ungehindert zu entfalten. Dagegen mußte sie von vornherein damit rechnen, daß sie durch den Ausbruch des Krieges unter das Kriegsrecht gestellt und in ihrer freien Bewegung gehindert werde. Nie ist eine Regierung so stark, nie die Parteien so schwach wie beim Ausbruch eines Krieges.

Indes, so begreiflich es ist, daß man an ein so heißes Thema mit großer Zurückhaltung herantrat, so ist es doch zu bedauern, daß wir es in Friedenszeiten nicht ausführlicher erörtert haben. Gerade die Haltung während eines Krieges ist ein viel komplizierteres Problem als die Agitation für den Frieden. Und die Kriegszeit selbst ist am ungeeignetsten zu ruhiger, unbesangener Diskussion strittiger Fragen. Objektivität wird da fast unmöglich, ja sie gilt manchem als Verbrechen.

Solange der Krieg nur droht, ist die Sache für uns sehr einfach: es gibt unter den heutigen Verhältnissen keinen Krieg, der nicht für die Nationen im allgemeinen und das Proletariat im besonderen ein Unglück wäre. Wir diskutieren darüber, durch welche Mittel wir einen drohenden Krieg verhindern könnten, nicht darüber, welche Kriege nützlich, welche schädlich seien.

Die Sachlage ändert sich mit einem Schlage, sobald es sich herausstellt, daß wir nicht in der Lage sind, den Krieg zu verhindern, also, sobald er ausgebrochen ist. So lange nicht die Zeit zum Friedensschluß reif scheint, lautet die praktische Frage nicht mehr: Krieg oder Frieden? Sie heißt: Sieg oder Niederlage des eigenen Landes?

Es wäre wohl denkbar, daß auch nach Ausbruch des Krieges eine Partei dem Kriege entgegenwirkt, ohne daß sie das eigene Land lähmt. Dazu gehörte, daß diese Gegenwirkung gleichzeitig und mit gleichem Erfolg auf beiden Seiten unternommen wird. In dieser Form könnte sie, statt die Niederlage, den Frieden herbeiführen. Praktisch ist etwas Derartiges noch nie versucht worden. Seine Möglichkeit wurde von uns stets bestritten. Wir können davon ganz absehen. Dann bleibt nach Kriegsausbruch nur die Frage bestehen: Sieg oder Niederlage?

Nun ist selbstverständlich der Fall ausgeschlossen, daß man praktisch auf die Niederlage des eigenen Landes hinarbeitet. So reduziert sich das Problem auf die Frage, ob man dem Kriege mit Leidenschaft oder mit Bedenken gegenübersteht. Die Beantwortung dieser Frage ist keineswegs von vornherein gegeben, sie hängt ganz von der Art des Krieges ab, der geführt wird.

Bebel hat zu verschiedenenmalen erklärt und so noch in Essen (1907): „Wir müssen das Vaterland verteidigen, wenn ein Angriff kommt.“

Das war damals wohl die Auffassung der großen

Mehrheit des Parteitag. Ja, man kann sagen, daß sie seit langem die Welt überhaupt beherrscht. Und an und für sich läßt sich kaum etwas dagegen einwenden. Doch wird sie als unsehbare Richtschnur oft versagen. Der Angegriffene hat stets auf größere Kriegsbegeisterung im eigenen Volke, aber auch auf größere Sympathien bei den Neutralen zu rechnen als der Angreifer, der den Frieden, dieses höchste Gut, frivol stört. Gerade weil dem so ist, haben auch wirkliche Angreifer stets danach getrachtet, vor der Welt als die Angegriffenen zu erscheinen, wobei sie unterstützt wurden durch die Heimlichkeit, mit der diplomatische Verhandlungen wie Kriegsvorbereitungen in der Regel vor sich gehen.

Beim Ausbruch eines Krieges rufen daher nicht bloß beide Parteien denselben Gott zum Schutze ihrer großen Sache an, sondern auch die Bevölkerung haben wie drüben wähnt sich in gleicher Weise angegriffen.

Diesmal war die Entscheidung besonders schwierig durch die Raschheit, mit der die Ereignisse über uns hereinbrachen, und durch die Komplikationen infolge der Bündnispolitik, die von Tag zu Tag wuchsen.

Unsere französischen Genossen haben im Verein mit den belgischen ein Manifest erlassen, in dem sie erklären, sie müßten hinter ihrer Regierung stehen, einmal, weil von deutscher Seite „der Angriff...“ der Krieg gewollt war, und dann, weil sie „die Freiheit und das Recht“ gegen „den deutschen Imperialismus“ verteidigen. Unter diesem Imperialismus ist, nebenbei erwähnt, wohl nicht der englische, jetzt auch uns geläufige Begriff des Strebens nach einem großen Kolonialreich zu verstehen — in dieser Beziehung haben doch Frankreich und Belgien ebenso wie England Deutschland nichts vorzuwerfen —, sondern das Wort ist hier jedenfalls im französischen Sinne gemeint, als Bezeichnung kaiserlicher, im Gegensatz zu republikanischer Politik. In Frankreich hat das Wort noch den Beigeschmack des Bonapartismus.

Sie fühlen sich also verpflichtet zu kämpfen als Republikaner gegen das Kaiserreich. Die gleiche Verpflichtung zum Kampfe empfinden aber die meisten deutschen Sozialdemokraten, denn ihnen erscheint der Krieg als Kampf eines Reiches mit allgemeinem, gleichem Wahlrecht, Koalitionsrecht und Pressefreiheit gegen den zarischen Despotismus. Die Deutschen kämpfen gleichzeitig gegen den Zaren und die Republik, die Franzosen gleichzeitig gegen den deutschen „Imperialismus“ und für den russischen Absolutismus. Wo liegt da das proletarische und demokratische Interesse?

Jedesmal aber finden wir, daß der Gegensatz zwischen deutschen und französischen Sozialisten nicht in dem Kriterium liegt, nicht in der grundsätzlichen Auffassung, sondern in der verschiedenen Auffassung der Situation, die sich selbst wieder aus der Verschiedenheit der geographischen Lage der Beurteilenden ergibt. Dieser Gegensatz wird sich also kaum überwinden lassen, so lange der Krieg tobt. Jedoch ist er kein prinzipieller Gegensatz, sondern einer besonderen Situation entsprungen, und braucht daher diese nicht zu überdauern.

Natürlich ist die in der deutschen Sozialdemokratie vorherrschende Auffassung nicht zu verwechseln mit jener naiven Volksanschauung, die in Deutschland noch sehr stark ist und die in allen Russen nur Kosaken, Dackhirschen und Kalmücken, willenlose Werkzeuge des Zarismus sieht.

Man weiß in unserer Partei sehr wohl die kolossale Umwälzung zu würdigen, die sich im russischen Volke während des letzten Menschenalters vollzog und die einen so gewaltigen Ausdruck in der Revolution von 1905 fand. Wir wissen, daß die Demokratie in Rußland auf dem Marsche ist, daß sich schon vor dem Kriege in den proletarischen Massen und auch in der Bourgeoisie eine starke Gärung bemerkbar machte. Wir stehen nicht mehr auf dem Standpunkt, ein Krieg gegen Rußland sei notwendig, die Macht des Zaren zu brechen oder die Demokratie Westeuropas zu schützen. Zur Beantwortung der Frage zwischen Deutschland und Rußland kann — heute für die Demokratie beider Reiche Hemmnissen mit sich bringen — wer immer siegen mag. Die Anschauung, der Krieg gegen Rußland sei ebenso ein Unglück wie jeder andere Krieg, widerspricht jedoch keineswegs der Ueberzeugung, daß, nachdem der Krieg einmal hereingebrochen ist, unter allen unglücklichen Folgen, die er nach sich ziehen mag, ein Sieg des Zaren die unglücklichste wäre.

Vermochte aber weder das Kriterium des Angriffskrieges noch das des proletarischen Interesses in der heutigen Situation eine für die Genossen aller Länder gleich klare und bindende Auffassung herbeizuführen, so blieb als entscheidendes Kriterium, noch ein drittes übrig. Möchte man darüber streiten, wer der Angreifer sei, wer der Angegriffene, was die Demokratie Europas mehr bedrohe, ein Sieg Deutschlands über Frankreich oder ein Sieg Rußlands über Deutschland; eines ist klar: jedes Volk und auch das Proletariat eines jeden Volkes hat ein dringendes Interesse daran, den Landeseind am Ueberfahren der Grenzen zu hindern, da dadurch die Schrecken und Verheerungen des Krieges ihre furchtbarste Form, die der feindlichen Invasion annehmen. Und in jedem nationalen Staat muß auch das Proletariat seine ganze Energie dafür einsetzen, daß die Selbständigkeit und Geschlossenheit des nationalen Gebietes unversehr bleiben. Das ist ein wesentliches Stück der Demokratie, dieser notwendigen Basis für den Kampf und Sieg des Proletariats.

Die Lage der Volksmasse eines Staates muß eine ganz verzweifelte und aussichtslose geworden sein, soll sie in einem kriegerischen Mißerfolg der Regierung, der den Feind ins Land bringt, ja der die Zerstückelung der Nation oder die Fremdherrschaft herbeiführt, das kleinere Uebel gegenüber dem bestehenden Zustand sehen. Auch ein arg bedrücktes Volk, das die Politik der Regierung mißbilligt, die zum Kriege führte, wird sich mit Energie gegen den eindringenden Landesfeind wenden, wenn es sich stark genug fühlt, später, im Frieden, noch aus eigener Kraft mit dem Druck der Regierung fertig zu werden. Nicht einmal in Rußland ist heute die Lage des Proletariats eine solche, daß es nur vom Siege des äußeren Feindes seine Rettung erwarten könnte.

Für das Kriterium des Schutzes der Heimat vor Verwüstung und Plünderung, des Schutzes der Nation vor Zerstückelung

und Fremdherrschaft liegen bei Ausbruch eines Krieges die entscheidenden Tatsachen aber meist offenkundiger zu Tage als für das des Angriffskrieges oder der proletarischen Interessen. Es handelt sich hier bei einem nur halbwegs freien Lande bloß um das Verhältnis der Kräfte und die Größe der Gefahren, die vom Gegner drohen. Ist er so schwach, daß er von vornherein nicht ins Land wäre, in das andere Land einzudringen, mit dem er in Krieg geraten ist, dann wird die Sozialdemokratie des stärkeren Landes, wenn nicht eines der beiden anderen Kriterien dagegen spricht, der Kriegsführung der eigenen Regierung aufs entschiedenste Opposition machen und ihr entgegenzutreten, wo sie kann.

Das tat sie in den Vereinigten Staaten während des Krieges gegen Spanien, in England im Burenkrieg, in Rußland während des Krieges mit Japan — die Japaner, obwohl stark, drohten doch nie Rußland zu verwüsten oder zu verkleinern —, in Spanien bei der marokkanischen Expedition, in Italien beim Feldzug nach Tripolis.

Ganz anders als in diesen Kriegen der letzten Jahrzehnte stand es diesmal beim Kriegsausbruch auf dem Kontinent. Die Kräfte waren ungefähr die gleichen. Kein Mensch vermochte vorherzusehen, ehe sie sich gemessen, auf welche Seite sich der Sieg neigen werde. Jedem der beteiligten Völker drohten die schlimmsten Verluste im Falle einer Niederlage und drohte eine zerschmetternde Misere, wenn es nicht jeden Nerv anstrenge.

Dazu kommt noch, daß diesmal die gesamte wehrfähige Masse der Nationen direkt am Kriege beteiligt ist — ebenfalls mit Ausnahme Englands, das noch an seinem alten Wehrsystem festhält, was mit seiner insularen Stellung und Freiheit vor jeder Invasionsgefahr zusammenhängt. An dem Tage, an dem England aufhörte, die See zu beherrschen, würde es die allgemeine Wehrpflicht einführen.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß sich auch solche Sozialisten mit voller Leidenschaft in den Kampf stürzten — hüben wie drüben —, die weder die Frage, wer der Angreifer sei, noch die, welche Seite das höhere proletarische und demokratische Interesse vertrete, für völlig geklärt erachteten.

Welche unter den hier dargelegten drei Kriterien unserer Stellung zum Kriege die entscheidenden für die Haltung der Genossen in den einzelnen Ländern geworden sind; läßt sich unmdglich feststellen.

In den meisten Fällen wird man sie wohl nicht genau geschieden haben und werden sie alle drei vereint das Urteil bestimmt haben, soweit es verstanden und nicht gefühlsmäßig gefällt wurde. In der Bevölkerung scheint das Kriterium des Angriffskrieges zu überwiegen, soweit man nach der Haltung der Presse urteilen kann.

NR.: TAG:

Für das sozialistische Denken hat es jedoch seine Gefahren, wenn man die Haltung zum Kriege ausschließlich von der Beantwortung der Frage abhängig macht: Wer ist der Angreifer? Namentlich dann, wenn die Sachlage zweifelhaft ist und man nicht untersucht, ob der Krieg aus großen, historischen Gegensätzen hervorging, die in ökonomischen, von dem Belieben der einzelnen unabhängigen Triebkräften wurzeln. Wenn man ferner davon absieht, zu untersuchen, wie der Ausgang des Krieges politisch wirken wird, sondern die Untersuchung auf ein gerichtliches Verfahren zur Aburteilung des Schuldigen reduziert, der das ungeheure Verbrechen des Weltkrieges in frivoler Weise über die friedliebende Welt heraufbeschworen und die Abwehr dagegen den anderen aufgezwungen hat. Auf der einen Seite liegt bei solcher Betrachtung alle Schuld, alles Unrecht, auf der anderen alle Unschuld, alles Recht.

Nach diesem Kriterium sind die Sozialisten des angegriffenen Landes ebenso sehr verpflichtet, die Kriegskredite zu verweigern, wie die anderen, sie zu bewilligen. Wenn die Sozialisten im Lande des Angreifers für die Kriegskredite stimmen, so bezeugen sie damit entweder ihre Feigheit oder ihre Unfähigkeit, das klare Recht zu erkennen, also auf jeden Fall ihre Minderwertigkeit.

Kommen die Sozialisten hüben wie drüben zu der Überzeugung, ihr Staat sei der Angegriffene — entweder direkt oder indirekt, durch Angriff auf den Verbündeten, dessen Schwächung die eigene Schwächung nach sich zöge —, dann muß daraus Geringschätzung, ja Haß gegen die Genossen im feindlichen Lager hervorgehen.

Noch mehr. Der Angreifer ist ein Verbrecher. Verbrecher muß man bestrafen oder doch unschädlich machen. Man muß also den Krieg, den er uns aufgezwungen, so lange führen, bis der Verbrecher hilflos am Boden liegt, und muß ihm dann seine Glieder so amputieren, daß er sich nicht wieder rühren kann. Dies die logische Konsequenz der Unterscheidung von Angriffs- und Verteidigungskrieg. Sie muß die nationalen Gegensätze im Volksbewußtsein fürchtbar verschärfen.

Ganz anders wirkt die marxistische Auffassung, die nicht danach strebt, zu verurteilen, sondern zu begreifen. Sie kann in einem gegebenen Falle zu dem Ergebnis kommen, daß bei den verschiedenen Mächten die gleichen Tendenzen herrschen, die sie in einen feindlichen Gegensatz zueinander bringen, daß in der Beziehung keine der anderen etwas vorzuerwerfen hat. Kommt es trotz aller Bemühungen der Sozialdemokratie darob zu einem Kriege, dann muß sich eben jede Nation ihrer Haut wehren, so gut sie kann. Daraus folgt für die Sozialdemokraten aller Nationen das gleiche Recht oder die gleiche Pflicht, an dieser Verteidigung teil-

zunehmen; keine darf der anderen daraus einen Vorwurf machen.

Daraus folgt aber auch die weitere Pflicht der Sozialdemokratie jeder Nation, den Krieg nur als Verteidigungskrieg zu betrachten, ihm als Ziel nur die Abwehr des Feindes, nicht dessen „Bestrafung“ oder Verkleinerung zu setzen. Da diese Auffassung die Ursache des Krieges nicht in persönlicher Schlichtheit oder Minderwertigkeit der Gegner, sondern in objektiven Verhältnissen sucht, wird sie trachten, die Sicherung, die der Friedensschluß zu bringen hat, nicht durch Demütigung oder Verstümmelung des Gegners anzustreben, was nur eine neue Kriegsurache für die Zukunft würde, sondern durch Beseitigung der Verhältnisse, die den Krieg herbeiführt, heute also der imperialistischen Gegensätze und des Wettrüstens.

Natürlich reicht unsere Macht zurzeit ebensowenig hin, die Friedensbedingungen zu diktiert, als sie den Kriegsausbruch verhindern konnte. Wir wissen nicht, ob und wie weit es gelingen wird, dem Frieden eine derartige Basis zu geben. Das hängt von Machtverhältnissen ab, die sich heute noch absolut nicht voraussagen lassen. Aber für die proletarische Praxis und das internationale Zusammenwirken der sozialdemokratischen Parteien nach dem Kriege wird es einen bedeutenden Unterschied machen, auf welcher Grundlage sie den Frieden verlangten: ob auf der des Abrüstens und der Verständigung, über die Weltpolitik oder ob auf der der Verstärkung der Unterliegenden, wer immer diese sein mögen.

Eduards unselige Erben.

Die Kriegsbeher.

Wir beginnen heute mit der Veröffentlichung von Charakteristiken der eigentlichen Drahtzieher des Weltkrieges. Diese der Feder eines genauen Kenners der internationalen Diplomatie entstammenden Aufsätze, die in zwangloser Folge erscheinen sollen, werden interessante Streiflichter auf das Intrigenspiel unserer Feinde und auf die unheilvolle Wirksamkeit der Persönlichkeiten werfen, die seit Jahren systematisch den Deutschenhaß im Ausland geschürt haben.

I.

Sir Edward Grey.

Er heißt Edward mit Vornamen, wie der König, der ihn zum Minister gemacht hat. Das ist freilich nur ein äußerliches Zusammentreffen; aber auch innerlich ist Sir Edward Fleisch vom Fleische Eduards VII. Und wievohl Viktorias Sohn und Erbe längst zu seinen Vätern versammelt ist — seine Politik der Einkreisung Deutschlands ist mit ihm ebenso wenig zu Grabe getragen worden wie mit dem Sturze des Tory-Ministeriums Balfour, das der liberale Wahlsieg von 1906 hinweggeweht hatte. Damals hatte sich, völlig unbekümmert von der politischen Welt selbst Englands, König Eduards Kluge und zähe Beharrlichkeit in wahrhaft genialer Weise bewährt. Der im Grunde seines Wesens durchaus vorwiegend gesinnte König hatte nicht im Entferntesten daran gedacht, der Tradition und der ungeschriebenen parlamentarischen Verfassung gegenüber den Frondeuren zu spielen. Er berief den liberalen Campbell-Bannerman an die Spitze des neuen Kabinetts; aber sein Einfluß war groß genug, um in das Whig-Ministerium Sir Edward Grey zu bugisieren, von dem weder Freund noch Feind wußte, welcher Partei er eigentlich angehört. Er hatte freilich äußerlich im Lager der Liberalen gestanden; aber der erst Vierundvierzigjährige war parteipolitisch niemals so herborgetreten, daß man ihn auf ein Programm und auf eine Weltanschauung hätte festnageln können. Wohl waren die Greys fast stets auf der Seite der Whigs gewesen; es gehörte das zur Tradition der alten anglo-normannischen Adelsfamilie, die schon im elften Jahrhundert in Oxfordshire ansässig gewesen und die seit dem 19. Jahrhundert in Northumbershire begütert war. Sir Edward, der in Oxford studiert hatte, und der seine politische Karriere als Privatsekretär Sir E. Baring begann, kam schon im Alter von 23 Jahren ins Unterhaus, und vom August 1892 bis zum Juni 1895 war er in den Ministerien Gladstone und Rosebery Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt. So konnte es niemand auffallen, daß der junge Baronet das bedeutame Portfeuille des Auswärtigen erhielt, daß er im Foreign Office Nachfolger Lord Lansdownes wurde, des Mannes, der König Eduards Politik dem Auslande gegenüber mit großem Geschick zu verfeinern gewußt hatte. Und während Campbell-Bannerman, nach seinem Tode Herbert Henry Asquith als Premierminister im Sinne der liberalen Unterhausmehrheit regierte, setzte Sir Edward

Grey in Downingstreet die Politik fort, die König Eduard begonnen hatte und deren Richtlinien auch beibehalten wurden, als Georg V. den Thron von England bestieg.

Heute, da die Welt in Flammen steht, da die mächtigsten Nationen gegen Deutschland verbündet sind, erkennt man in lichter Klarheit die Ziele jener unseligen Politik, die ein völliges Aufgehen aller früheren englischen Regierungsgrundsätze bedeutet. Nur neun Jahre hat König Eduard Großbritanniens Geschichte gelenkt; aber in dieser kurzen Spanne Zeit hat er nachhaltiger die Geschichte Englands beeinflusst als seine Mutter in den 64 Jahren ihrer Regierung. Er hat es verstanden, seine Ziele und Absichten auch über die Zeit nach seinem Tode hinaus zur Geltung zu

bringen, und Sir Edward Grey war der Mann, dem er sein unseliges politisches Erbe anvertraut hat. Niemand schien im Vereinigten Königreiche auch dazu so geeignet, wie er. Einseitig und wortkarg, war es nie seine Art, mehr zu sagen, als ihm unter den jeweiligen Umständen angemessen schien. Wenn trotzdem bei seinen Reden im Unterhause das Parlament, wenn die Welt an seinen Lippen hing, so war es bei allen das Bewußtsein und die Überzeugung, daß dieser Mann etwas zu sagen hatte, und daß es sich lohnte, auf die Untertöne seiner manchmal wenig inhaltsreichen Ausführungen zu lauschen. Es kann gar kein Zweifel daran herrschen, daß Sir Edward Grey eine politische Kapazität ist, und es geht nicht an, ihn, wie es in letzter Zeit in Deutschland so oft geschehen ist, einfach als Betrüger oder als politischen Abenteuerer hinzustellen. Gewiß, er ist unser Feind; er ist sogar — geben wir uns darüber keiner Täuschung hin — unser erbittertester und gefährlichster Feind. Aber er ist Deutschenfeind nicht etwa aus angeborener Abneigung oder aus blinder Bosheit; er haßt Deutschland einzig und allein, weil er durch und durch und nichts anderes als Engländer ist.

Es ist gut, daß der Gang der Ereignisse endlich jenen Versöhnlichkeitspolitikern und Annäherungsschwärmern die Augen geöffnet hat, die noch vierundzwanzig Stunden vor der englischen Kriegserklärung an Großbritanniens wohlwollende Neutralität und an die Früchte ihrer jenseits des Kanals stets nur mit stiller Hohn aufgenommenen Anbiederungsversuche geglaubt haben. Sie haben vollkommen den englischen Nationalcharakter verkannt, der sich niemals um Stammesverwandtschaft und Vettertum gekümmert hat, der die Reinkultur völkischer Zucht darstellt, und der in seinem Welt Herrschaftsbüßel fest und heilig davon überzeugt ist, ihm allein gehören die Güter dieser Erde. Wer sich vermißt, die Kreise britischen Weltimpiums zu stören, der ist des Engländer Feind, und ohne jede Sentimentalität, ohne die geringsten moralischen Bedenken sucht er diesen Feind unschädlich

zu machen. Solange Deutschland nur eine Kontinentalmacht war, fühlte England sich von seinem germanischen Vetter nicht beeinträchtigt. Erst als es hieß, daß Deutschlands Zukunft auf dem Wasser liege, als Deutschlands Ausfuhrhandel größer und größer wurde, als Deutschlands Kriegesflotte zu einer ansehnlichen Seemacht heranwuchs, wurde England nervös, und die Kreise, die mit der Macht ihres Geldes das Inselreich beherrschen, wußten in überaus geschickter Weise neben der öffentlichen Meinung Englands auch seine Staatsmänner zu beeinflussen, und gegen Deutschland einzunehmen. Nicht umsonst sah Eduard VII. die Finanzfürsten und die Handelskönige der City bei sich zu Tische; nicht umsonst hatte er den mächtigsten Beeinflusser der öffentlichen Meinung Englands — von ihm wird später in diesen Aufsätzen noch die Rede sein — zum Baronet gemacht. Sie alle, deren Geldsack durch Deutschlands Fleiß und Tüchtigkeit geschmälert wurde, hatten König Eduards Ohr, und Eduard war der gehorsame Vollstrecker ihres profitgierigen Willens.

Sir Edward Grey ist sein Nachfolger. Der Mann, der heute die Krone des vereinigten Königreiches trägt, ist nur ein Aushängeschild und nicht einmal ein sonderlich dekoratives. Englands Geschicke liegen mehr denn je in den Händen der Tobber und Pfefferjäder, und Sir Edward Grey besorgt ihre Geschäfte. Beileibe nicht, weil er etwa bestochen sein könnte. Persönlich ist er ein untadelhafter Gentleman. Aber er ist ein Stock-Engländer, und der denkt nicht anders als die reichen Krämer unter seinen Landsleuten; mag er ein Baronet, ein Gelehrter oder ein Künstler sein. Es gibt natürlich einzelne Ausnahmen, aber sie fallen nicht ins Gewicht. Vergessen wir nicht: hundert Jahre und länger, seit Trafalgar, hat der Brite die Meere beherrscht, und das Bewußtsein von der britischen Sendung zur Weltherrschaft hat sich unauslöschlich im Hirn eines jeden Briten eingegraben.

England hätte offen den deutschen Gegner zum Zweikampf herausfordern können, denkt heute vielleicht mancher bei uns. Aber wer so denkt, übersieht schon wieder den Anlaß zu der gegen uns gerichteten Feindschaft. England lag nichts daran, lediglich unsere Kriegsflotte in der Nordsee zu versenken. Ein solcher Krieg hätte uns wirtschaftlich nicht genügend geschwächt; England hätte nur seinen größten Kunden für alle Zeiten verloren und den deutschen Wettbewerb für vielleicht ein Jahrzehnt auf dem Weltmarkt ausgeschaltet. England wollte Deutschland ins Mark treffen; deshalb hat es nicht nur mit Deutschlands Erbfeind sich verbunden, es hat auch in aller Welt Feinde gegen uns gewonnen, wie man Mörder dingt. Es war nicht wählerisch; es hat sich mit den Russen, die es haßt, und mit den Japanern, die es verachtet, verbündet und es wird diese Nationen hassen und verachten, wenn der Mohr seine Schuldig-

keit getan hat. Der Krieg Englands gegen Deutschland ist der Kampf des schädigen Konkurrenten gegen seinen Mitbewerber, der nicht vor Verleumdungen und Gemeinheiten dem Mitbewerber gegenüber zurückschreckt. Die Ziele seiner Verbündeten sind ihm hehuda; es wird sie ruhig demütigen lassen, wenn der Riesenkampf, wie wir zuversichtlich hoffen dürfen, wider alles Erwarten in England zu Gunsten Deutschlands und seines Verbündeten ausgehen wird.

Sir Edward Grey ist nichts als die Personifikation des Engländerturns. Dieser hagere, eiskalte Egoist mit der Adlernase und dem Blick eines Raubvogels, der kaum notdürftig französisch versteht, der niemals eine ausländische Zeitung liest, und dessen unsagbarer englischer Dünkel ihn Zeit seines Lebens abgehalten hat, aus eigener Anschauung das Ausland kennen zu lernen, dieser Mann hat die Meute der Feinde auf Deutschland gehegt, weil er so seinem Vaterlande am besten zu nützen gedachte. Schlägt sein Plan fehl, so wird er in dem Bewußtsein abtreten, das Beste für sein Land gewollt zu haben.

An die Kulturwelt!

Wir als Vertreter deutscher Wissenschaft und Kunst erheben vor der gesamten Kulturwelt Protest gegen die Lügen und Verleumdungen, mit denen unsere Feinde Deutschlands reine Sache in dem ihm aufgezwungenen schweren Daseinskampfe zu beschmutzen trachten. Der eiserne Mund der Ereignisse hat die Ausstreunung erdichteter deutscher Niederlagen widerlegt. Um so eifriger arbeitet man jetzt mit Entstellungen und Verdächtigungen. Gegen sie erheben wir laut unsere Stimme. Sie soll die Verkländerin der Wahrheit sein.

Es ist nicht wahr, daß Deutschland diesen Krieg verschuldet hat. Weder das Volk hat ihn gewollt, noch die Regierung, noch der Kaiser. Von deutscher Seite ist das äußerste gefchehen, ihn abzuwenden. Dafür liegen der Welt die urkundlichen Beweise vor. Ost genug hat Wilhelm II. in den sechsundzwanzig Jahren seiner Regierung sich als Schirmherr des Weltfriedens erwiesen; oft genug haben selbst unsere Gegner dies anerkannt. Ja, dieser nämliche Kaiser, den sie jetzt einen Attila zu nennen wagen, ist jahrzehntelang wegen seiner unerschütterlichen Friedensliebe von ihnen verspottet worden. Erst als eine schon lange an den Grenzen lauernde Übermacht von drei Seiten über unser Volk herfiel, hat es sich erhoben wie ein Mann.

Es ist nicht wahr, daß wir freventlich die Neutralität Belgiens verletzt haben. Nachweislich waren

Frankreich und England zu ihrer Verletzung entschlossen. Nachweislich war Belgien damit einverstanden. Selbstvernichtung wäre es gewesen, ihnen nicht zuzukommen.

Es ist nicht wahr, daß eines einzigen belgischen Bürgers Leben und Eigentum von unseren Soldaten angefaßt worden ist, ohne daß die bitterste Notwehr es gebot. Denn wieder und immer wieder, allen Mahnungen zum Trotz, hat die Bevölkerung sie aus dem Hinterhalt beschossen, Verwundete verstümmelt, Ärzte bei der Ausübung ihres Samariterwerkes ermordet. Man kann nicht niederträchtiger fälschen, als wenn man die Verbrechen dieser Meuchelmörder verschweigt, um die gerechte Strafe, die sie erlitten haben, den Deutschen zum Verbrechen zu machen.

Es ist nicht wahr, daß unsere Truppen brutal gegen Löwen gewütet haben. An einer rasenden Einwohnererschaft, die sie im Quartier heimtückisch überfiel, haben sie durch Beschießung eines Teiles der Stadt schweren Herzens Vergeltung üben müssen. Der größte Teil von Löwen ist erhalten geblieben. Das berühmte Rathaus steht gänzlich unversehrt. Mit Selbstaufopferung haben unsere Soldaten es vor den Flammen bewahrt. — Sollten in diesem furchtbaren Kriege Kunstwerke zerstört worden sein oder noch zerstört werden, so würde jeder Deutsche es beklagen. Aber so wenig wir uns in der Liebe zur Kunst von irgendjemand übertreffen lassen, so entschieden lehnen wir es ab,

die Erhaltung eines Kunstwerkes mit einer deutschen Niederlage zu erkaufen.

Es ist nicht wahr, daß unsere Kriegsführung die Gesetze des Völkerrechtes mißachtet. Sie kennt keine zuchtlose Grausamkeit. Im Osten aber trinkt das Blut der von russischen Horden hingefühlachten Frauen und Kinder die Erde, und im Westen zerreißen Dum-Dum-Geschosse unseren Krieger die Brust. Sich als Verteidiger europäischer Zivilisation zu gebärden, haben die am wenigsten das Recht, die sich mit Russen und Serben verbünden und der Welt das schmachvolle Schauspiel bieten, Mongolen und Neger auf die weiße Rasse zu hegen.

Es ist nicht wahr, daß der Kampf gegen unseren sogenannten Militarismus kein Kampf gegen unsere Kultur ist, wie unsere Feinde heuchlerisch vorgeben. Ohne den deutschen Militarismus wäre die deutsche Kultur längst vom Erdboden getilgt. Zu ihrem Schutze ist er aus ihr hervorgegangen in einem Lande, das jahrhundertlang von Raubzügen heimgesucht wurde wie kein zweites. Deutsches Heer und deutsches Volk sind eins. Dieses Bewußtsein verbrüderet heute siebenzig Millionen Deutsche ohne Unterschied der Bildung, des Standes und der Partei.

Wir können die vergifteten Waffen der Lüge unseren Feinden nicht entwinden. Wir können nur in alle Welt hinausrufen, daß sie falsches Zeugnis ablegen wider uns. Euch, die Ihr uns kennt, die Ihr bisher gemeinsam mit uns den höchsten Besitz der Menschheit gehütet habt, Euch rufen wir zu:

Glaubt uns! Glaubt, daß wir diesen Kampf zu Ende kämpfen werden als ein Kulturvolk, dem das Vermächtnis eines Goethe, eines Beethoven, eines Kant ebenso heilig ist wie sein Herd und seine Scholle.

Dafür stehen wir Euch ein mit unserem Namen und mit unserer Ehre!

Wolff von Baeyer, Peter Behrens, Emil von Behring, Wilhelm von Bode, Alois Brandl, Lujo Brentano, Justus Brinkmann, Johannes Conrad, Franz von Defregger, Richard Dehmel, Adolf Deißmann, Wilhelm Dörpfeld, Friedrich von Duhn, Paul Ehrlich, Albert Ehrhard, Karl Engler, Gerhard Esser, Rudolf Eucken, Herbert Eulenberg, Heinrich Finke, Emil Fischer, Wilhelm Foerster, Ludwig Fulda, Eduard von Gebhardt, J. J. de Groot, Fritz Haber, Ernst Haeckel, Max Halbe, Adolf von Harnack, Gerhart Hauptmann, Karl Hauptmann, Gustav Hellmann, Wilhelm Herrmann, Andreas Heusler, Adolf von Hildebrand, Ludwig Hoffmann, Engelbert Humperdinck, Leopold Graf Kalckreuth, Artur Kampf, Fr. Aug. von Paulbach, Theodor Kipp, Felix Klein, Max Klingler, Alois Knoepfler, Anton Koch,

LAB. : 8. 11. 1918

925 : 11

Paul Laband, Karl Lamprecht, Philipp Lenard, Maximilian Lenz, Max Liebermann, Franz von Liszt, Ludwig Manzel, Josef Mausbach, Georg von Mayr, Sebastian Merkle, Eduard Meyer, Heinrich Morf, Friedrich Naumann, Albert Reisser, Walter Rernst, Wilhelm Ostwald, Bruno Paul, Max Planck, Albert Plehn, Georg Reiche, Max Reinhardt, Alois Riehl, Karl Robert, Wilhelm Röntgen, Max Rubner, Fritz Schaper, Adolf von Schlatier, August Schmidlin, Gustav von Schmoller, Reinhold Seeberg, Martin Spahn, Franz von Stud, Hermann Sudermann, Hans Thoma, Wilhelm Trübner, Karl Vollmöller, Richard Voss, Karl Vofler, Siegfried Wagner, Wilhelm Waldeyer, August von Wassermann, Felix von Weingartner, Theodor Wiegand, Wilhelm Wien, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf, Richard Willstätter, Wilhelm Windelband, Wilhelm Wundt.

Im Torpedoboot auf der Südwacht.

Boche di Cattaro, Ende September.

„Blödsinnige Beschäftigung, das!“ sagte Seeladett May, rutschte vom Lancierapparat herunter und wickelte sein Fischzeug auf, das er eine halbe Stunde ins Wasser gehalten hatte, ohne daß ein Fisch sich daran gefangen hätte.

Seeladett Hans, vom danebenliegenden Boot, spuckte ins Wasser, um seine Mißachtung für diesen Sportzweig zu bezeigen und schwieg; er grübelte schon geraume Zeit darüber nach, warum seine Elli schon seit einem Monat nichts von sich hören ließ und dabei entfuhr ihm ein Fluch, der weibliche Treue und schlechte Postverbindung und manches andere umfaßte.

May, der erfolglose Fischer, grinste hämisch: „Die wird gerade an dich denken, auf dich warten,“ dann zitierte er sarkastisch: „Wozu in die Ferne schweifen, denn das Gute liegt so nah!“ Um aber Hans nicht weiter zu reizen, lenkte er ein und sagte: „Schlag dir solche Ideen aus dem Kopf, Liebesleien gehören nicht in den Krieg; doch davon weißt du ja nichts, weder das Bombardement am 1., noch das vom 19. hast du gesehen, geschweige denn miterlebt!“

Der Abend war hereingebrochen; die montenegrinischen Berggipfel erstrahlten in blauen und violetten Tinten, ein orange-gelber Streif im Westen flammte auf. Dann verblaute die ganze Landschaft. Die Grillen am nahen Ufer zirpten und eine laue subtropische Nacht mit Myriaden von Sternen umging den Fjord.

May war zu Hans aufs Torpedoboot herübergekrochen, brachte Tabakvorrat mit, um dessen Mundwerk zu stopfen und jeder banalen Einwendung sicher zu sein, dann legte er los:

Ein Prachtmorgen war's, die See öglat, da ließen wir und Torpedoboot 2 aus; wir kamen nicht weit, Punta d'Ostro signalisierte den Feind und da kam er schon, der langersehnte. Zuerst glitten die französischen Panzerkreuzer vorbei. Ich hatte die Silhouetten tafeln auf den Knien und analysierte sie: Ernest Renan, Jules Michelet, Waldeck-Roussseau, und drei Zerstörer. Die fuhren stolz wie Schwäne vorbei mit riesigen Trifloren, als wär's eine Flottenparade für uns. Doch am Südhorizont, da stiegen Rauchsäulen auf, die sich mit unheimlicher Geschwindigkeit näherten. Wir zählten 1, 2, 3 bis 12; um halb 10 Uhr waren sie auf 5 Seemeilen, wendeten ins Kielwasser und gleich darauf blühte es drüben auf, einmal, zweimal...

Wir lagen noch immer unweit von Punta d'Ostro; eben erklärte ich meinen Kameraden, daß die ersten zwei Schiffe die Dreadnoughts „Jean Bart“ und „Courbet“ wären, da ging der Lanz los. Zwei riesige Wassergarben, die sich etwa 150 Meter von uns in die Luft schraubten, dann folgte Schuß auf Schuß. Wir verließen den interessanten, aber gefährlichen Platz und fuhren in Deckung. Die Sprengstücke hagelten um uns ins Wasser und einer von unseren Jüngsten, der das Kinderalter von 18 Jahren noch nicht überwunden hatte, legte sich, als ihm ein Sprengstück knapp ums Ohr pfiß, platt auf den Bauch. Es summete und rollte in der bekannten Melodie vorbeifahrender Schnellzüge und das Felsenvorgebirge Punta d'Ostro war innerhalb kürzester Zeit eine braune stidige Rauchwolke; keinen Pfennig gaben wir für die Menschenleben da droben; es schäumte im Wasser, es prasselte im Gestein — aber schön war's, herrlich schön!

So schnell sie gekommen waren, so schnell waren sie wieder fort. Nach einer halben Stunde entschleierte eine leichte Seebriese Punta d'Ostro und die zinnen-gekürzte Klippe stand im hellen Sonnenglanze da, unverfehrt und stolz und lächelnd; wir jubelten darob, freuten uns geräuschvoll über die Feuertaupe und die unzähligen Fische, die mit blaßblauen und rostigen Bäuschen tot an der Oberfläche schwammen!

„Schläfst du, Hans?“

„Erzähle nur weiter“; dabei zog er an seiner halb-erloschenen Zigarre, die rot aufglühte im Dunkel.

Und May fuhr fort: Am 19. um 6 Uhr morgens, da kamen sie wieder; die Nacht war scheußlich gewesen, Seegang und Regen, als hätte der Himmel alle Schleißen geöffnet, und als der Tag mit mühseligem, unterdrücktem Licht anbrach, da kamen sie, dichte Rauchwolken ausflößend, heran. 6 Schiffe, 4 Panzerkreuzer und 2 Schlachtschiffe von der Patrie-Klasse streck auf 5000 Meter; ganze Breitseiten blühten auf, unsere Forts antworteten aus den Wollen; es war ein prächtiger Anblick; der Regen goß in Strömen auf das Bild. „Grau in grau“, nur unterbrochen vom roten Aufblammen der Feuerschlingen und den schneeweißen Geschossausschlägen im Wasser.

Um halb 7 Uhr traf eines unserer Geschosse das vorletzte Schiff und rauchumbüllt wendete das Geschwader ab und verschwand gegen See.

mag. P. H. P. N. O. M. A. N. : 8AT

P. 26 : 11

Einen Denktettel haben sie erhalten, denn unsere Artilleristen schießen nicht ins Blaue; in welchem Umfange, das werden wir wohl nie erfahren. Doch etwas davon erzählt das Meer; die lange, dünne See warf Holztrümmer und Bootsplanken an die Küste, stumme Zeugen, daß auf einem der Schiffe ein Brand ausgebrochen war."

Die heisere Turmuhr von Castelnuovo schlug zwölf. Max schwieg und schaute mit sehndem Auge hinaus. Hans murmelte etwas von „Glück haben“ und verschwand unter dem Prätext „morgens 6 Uhr dampfklar unter Deck.“ Unter „Glück haben“ verstand er wohl die Gelegenheit, feindliche Granaten sausen zu hören, mitzutun im großen Kriegskonzert, und sei es im bescheidensten Maße; denn nichts ist gräßlicher, als die Agonie des Wartens, Nächte lang nach Süden spähen in torfelndem Südwest, nur hören dürfen von Taten und nicht mittun können — weil eben das „Glück“, die Gelegenheit noch immer fehlt für unsere braven Blaujaden.

P.

Kampfbilder vom nördlichen Kriegsschauplatz.

An einen unserer Berichterstatter ist von seinem Bruder, der als Fähnrich im 7. Infanterie-Regimente dient, und vor zwei Jahren sub auspiciis Imperatoris promoviert wurde, vom nördlichen Kriegsschauplatz ein Feldbrief eingelangt, dem wir auszugsweise folgendes entnehmen:

Die Wirkungen und Folgen moderner Schlachten sind auch nicht annähernd zu beschreiben. Da müßte man neue gewaltigere Worte prägen. Granaten, Schrapnell, Ekrafit, Handbomben, Maschinengewehre und wie die lieblichen Erfindungen unserer „humanen“ Zeit noch alle heißen mögen: sie wirken zusammen zur schaurigen Vernichtung des Gegners. Stunden- und tagelang ununterbrochen im ohrenbetäubenden Dröhnen der Kanonen, im gellenden Säusen und Pfeifen der Gewehrgeschosse zu verweilen, das bedeutet eine ganz unglaubliche Ausspannung der Nerven, der man nur mit der Aufbietung aller körperlichen und moralischen Kräfte gewachsen sein kann. Doch trotz dieser Schwierigkeiten halten unsere tapferen Soldaten auch gegen fühlbare Übermacht stand.

Die Russen sind in ihrer Taktik ausgesprochene Vertreter der Defensiv. Sie verschauzen sich mit Vorliebe in tiefen Gräben meist bis über den Kopf. Darüber

hinaus schießen sie, in der Regel ungezielt und ohne den Kopf über den oberen Rand der Verschanzung zu erheben, im gewaltigen Massenschuß, so daß sie den ganzen Raum vorne mehr oder weniger unbeherrscht beherrschen. Deshalb schießen sie auch meist für die Feuerlinie zu hoch, wodurch die dahinterliegenden Reserven sehr stark in Gefahr kommen. Sie erleiden bei diesem ungezielten Massenschuß oft mehr Verluste als die eigentliche Feuerlinie. Auf diese Weise fand unser allverehrter Feldgeistliche (Kozmann) den Tod. Er verband auf einem Blase, der mehrere hundert Meter hinter und über hundert Meter ober der Feuerlinie lag, einen Verwundeten. Eine „verirrte“ Kugel traf den Edlen ins Herz; er sank lautlos zu Boden und war tot. — Zu diesem merkwürdigen, uns eigentlich feig dünkenden Versteckensspiel kommt noch die überaus praktische Montur des russischen Soldaten, die grasgrün gehalten ist. Selbst in der Entfernung von wenigen hundert Schritten sind diese „Laubfrösche“, flach auf dem grünen Boden liegend, nicht zu bemerken. Da ist größte Vorsicht notwendig, zumal die feigen Kerle selbst nicht angreifen wollen, sondern in dieser Verteidigungsstellung warten. Die russischen Soldaten müssen oft mit vorgehaltenem Revolver von den Offizieren nach vorne getrieben werden, besonders die sogenannten jüdischen Strafabteilungen, die man absichtlich zuweilen zu opfern scheint. Die Offiziere selbst bleiben verhältnismäßig weit hinter der Geschichtslinie in einer Deckung; deshalb fallen auch nicht viele Offiziere im Gegensatz zu uns.

Die Gefangenen, die sich oft wegen der strengen Behandlung und der elenden Verpflegung mit sichtlich Freude ergeben, machen im allgemeinen einen ganz guten Eindruck. Sie sind bei schöner, starker, neuer Montur viel leichter ausgerüstet als die Unseren. Sie besitzen einen Brotsack mit etwas verschimmeltem Brote, einem bißchen Schnaps, Benzinfläschchen (zur Brandlegung!), vielleicht auch einigen Handbomben, — dann einen recht praktischen Kudsack, ein grünes (wir gelblich-braunes) Zeltblatt und einen grünlichen Mantel. Die Gefangenen sprechen auch sehr oft deutsch.

Die weitverzweigte, wenigstens teilweise Kenntnis der deutschen Sprache bringt den Russen manche Vorteile. Sie rufen z. B. nachts Patrouillen an: „Halt, wer da?“ Auf die ahnungslose Antwort knallt es sofort. Bei einem Nachtangriff in einem Walde kommandierte ein russischer Offizier im klaren Deutsch: „1. Kompanie des 31. Regiments, vorwärts!“ Die Kompanie gehorchte, wurde umzingelt und gefangen. Sonst ist die russische Infanterie, wie gesagt, durchschnittlich feige, besonders bei geringer Anzahl; sie wirkt nur durch die übergewaltige Masse.

Geradezu ausgezeichnet ist aber im Verhältnis zur feindlichen Infanterie die russische Artillerie, die in dem letzten Kriege viel gelernt hat und vortrefflich schießt. Unsere Verluste durch das Artilleriefeuere sind daher auch sehr bedeutend.

Die Kosaken sind uns bisher nicht besonders gefährlich geworden. Sie schleichen sich meist versteckt heran und schießen aus allen möglichen Schlupfwinkeln gegen unsere kleinen Patrouillen. Gegen geschlossene Infanterie reiten sie ohnehin nicht an. Besonders auf den Train im Rücken der Armee haben sie es abgesehen, wobei sie oft große Verwirrung erzeugen. Ich selbst war in der Schaudernacht zum 28. August Kommandant einer Trainbedeckung, die bald nach Mitternacht dreimal von Kosaken angegriffen wurde, aber den Überfall jedesmal zurückschlug. Mein eigener Säbel ging dabei bei einer Parade gegen einen Kosakenhieb in Trümmer. Seither trage ich einen starken Kavalleriesäbel. Ich erhielt dabei wunderbarerweise nur einen leichten Hieb am Unterschenkel.

Es gäbe noch manches zu erzählen. Eine bunte Fülle lebendiger Bilder schwebt der Phantasie vor. Neben der schaurigen Tragik des Krieges schlägt auch hier das komische Element in vereinzelten Fällen durch. Ein Beispiel: In der Nacht zum 12. September räumten wir plötzlich auf höheren Befehl freiwillig eine stark verschanzte Stellung. In einem gruftartig ausgehobenen Graben verschloß bei der Totenstille des Abmarsches einer der Unseren, ohne daß ich dies bemerkt hätte. Als der unglückliche Schläfer um 6 Uhr morgens erwachte, erhob er sich wie ein Geist aus seiner Gruft und sah staunend und kopfschüttelnd um sich eine öde Leere. O Angst und Schrecken! Er war

allein auf weiter Flur — doch siehe! Von der gegen-
überliegenden feindlichen Front her wanken zwei eigen-
tümliche Gestalten. Bei näherem Zusehen waren es
zwei verwundete Russen, die sich mühsam gegen unseren
Walbrand heranschleppen. Bald stehen die „drei fried-
lichen Feinde“ im gebrochenen Gespräche miteinander.
Da meinte gleich der eine Russe im schwerfälligen Deutsch,
zagend und grinsend: „Ich weiß nicht. Oesterreicher geht
zurück, Russe geht auch zurück!“ Und tatsächlich hatten

auch die Russen, ohne von unserem Abmarsche etwas
zu wissen, ihre Stellung geräumt und sich zurückgezogen.
Hierauf machten sich der Oesterreicher und die beiden
Russen langsam auf den Weg und humpelten unserem
Regimente nach —.

Am 10. September habe ich meinen besten Freund,
Kadett Bädler aus Graz, Knapp neben mir im Kampfe
verloren. Er starb als Held. Ich habe ihm noch den
letzten Freundesdienst tun können und ihn mitten im
feindlichen Feuer an der Stelle, wo er hinsank, be-
graben. Ich habe ihn unter Tränen fast beneidet.
Erfasst über kurz oder lang auch mich dasselbe Geschick,
dann wünsche ich, ebenso zu sterben. Dann möget
Ihr, meine Lieben, denen ich hiermit nochmals heißen
Dank sage für Eure grenzenlose Liebe und Fürsorge,
im Geiste oft an diese Wehestätte fern im fremden
Lande wandeln; aber ich bitte herzlich! ohne Träne, ohne
kleinliche, melancholische Trauer, nein! mit würdigem
und gehobenem Stolze möget Ihr dann stets Eures
Konrad gedenken, der jederzeit ehrlich und pflichttreu
gelebt hat und in treuer Pflichterfüllung im Dienste
der höchsten Sache den Helbentod gefunden hat. So
bin ich dann ganz Eurer liebevollen Erinnerung, Eures
Stolzes und Eurer Achtung wert

Ein Blick jenseits des Krieges. Deutsche und Franzosen.

Erwiderung an Domenico Gnoli.

Vielleicht denken Sie nicht mehr an ein Gespräch, das wir durch Vermittlung eines gemeinsamen Freundes vor etwa einem Jahrzehnt miteinander geführt haben. Es war in Rom, dem Brennpunkt der historischen europäischen Kultur, und in den Räumen eines jener Kulturinstitute, welche dem Studium der Italia morta dienen, die wir Deutschen so sehr bewundern, und das durch seine Ausgestaltung zugleich ein Ruhm der Italia viva, des dritten Rom, ist, in der Biblioteca Vittorio Emanuele, die durch ihren Namen an die glorreiche Einigung Italiens erinnert. Sie waren damals der Leiter dieses Instituts und haben durch Ihr Entgegenkommen allen fremden Gelehrten gegenüber Ihr kulturelles Gewissen auch in die Tat umgesetzt. Umso mehr ist mir unser Gespräch vor damals in lebhafter Erinnerung geblieben, weil es ein Berufener war, der über die Notwendigkeit sprach, die kulturellen Bande zwischen den Nationen Europas noch enger zu schürzen. Ihre Ausführungen im „Giornale d'Italia“, die ich soeben aus der Arbeiter-Zeitung kennen lerne, beweisen mir zu meiner Freude, daß bei Ihnen der Kanonendonner nicht imstande war, die Mahnungen des kulturellen Gewissens zu überbönen, und daß Sie zu jenen Aufrechten gehören, die ihre Ideale nicht in die Tasche stecken, wenn die Superklugen sie nicht mehr „zeitgemäß“ finden.

Sie haben schöne und gute Worte gefunden, um mitten im Kriege auf das notwendige Bündnis der Völker hinzuweisen, das die schließliche Folge all der Erschütterungen sein muß, die wir mitterleben. Sie haben sich bemüht, auch in diesen Tagen der vielleicht notwendigen Ungerechtigkeiten gerecht zu bleiben und hinzuweisen auf die Bedingtheit einer jeden nationalen Kultur durch die anderen. Sie sprachen von einem neutralen Lande aus und haben die interkulturelle Neutralität gewahrt. Auch ich will Ihnen danken wie all die vielen, in denen, wenn sie Ihre Worte lesen, eine gleichgestimmte Saite anklängen wird.

Und diese vielen sollen sich auch schon jetzt unter voller Wahrung ihres nationalen Standpunktes auf den Frieden vorbereiten, der das Ziel des Krieges sein muß. Denn jedes wahrhafte und ehrliche Nationalgefühl verträgt sich mit dem wirklichen und ehrlichen Nationalgefühl des anderen. Man darf es ruhig behaupten, daß der Deutsche den Franzosen nicht haßt, da er in ihm den ehrlichen Gegner erblickt, der sein Vaterland gegen den Eindringling zu verteidigen sucht; er bedauert aber die Massen suggestion, die es bewirkt hat, daß die Franzosen wähten, beständig vom deutschen Militarismus bedroht zu werden, obwohl man kein Freund der deutschen Regierungen zu sein braucht, um bei einiger Kenntnis der Verhältnisse die feste Ueberzeugung zu gewinnen, daß es keiner deutschen Regierung in den Sinn kommen konnte, Frankreich zu überfallen, aus dem einfachen Grunde, weil ein Sieg über Frankreich nicht einmal einen bescheidenen Zuwachs an Land oder Macht bringen kann; der Deutsche bedauert, daß die Franzosen infolge dieser Massensuggestion ein Bündnis mit Rußland — oder richtiger mit dem Zarismus — geschlossen haben, das die stärkste Stütze der Unkultur und der Reaktion in Europa ist; er weiß, daß das deutsche und das französische Volk untereinander keine Differenzen haben, die mit der Schärfe des Schwertes erledigt werden müßten, da die Revanche für 1870, wie gerade die letzten Kammerwahlen erwiesen haben, ohne jene Massensuggestion keine Macht über die Gemüter der jetzigen Generation mehr gehabt hätte. Vielleicht wird die erprießliche, wenn auch mit allzu vielen Opfern erkaufte Erkenntnis, die aus diesem Kriege erwächst, die sein, daß der Deutsche dem Franzosen nichts anhaben will. Eine zweite Erkenntnis, die sich Bahn brechen wird und vielleicht bei den Franzosen, wenn nicht alles

täuscht, schon auf dem Wege ist, dürfte die sein, daß bei der Antipathie gegen Deutschland „das Gefühl des Neides und der Eifersucht gegen seine stolzen Eroberungen auf allen Gebieten menschlichen Wirkens mit ins Gewicht fällt“ — was insbesondere für die Vertreter des englischen Imperialismus gilt, denen die Hauptschuld an der Entfaltung des Weltkrieges zur Last fällt. Und die dritte Erkenntnis, welche sich siegreich durchsetzen wird, ist die, daß der kulturschädliche Bund des kulturell so hochstehenden Frankreich mit Rußland nicht ein Bund der Völker sein kann, sondern ein Bund der Regierungen ist. Denn glaubt man wirklich, daß die russischen Muschits, von denen 90 Prozent Analphabeten sind, die kaum wissen, wo in der Welt Deutschland und Frankreich liegen, die Franzosen lieben können, die sie ebensowenig kennen wie die Deutschen, von deren Sorgen und Interessen sie keine Ahnung haben können? Diese armen russischen Völker, die in ökonomischer Knechtschaft gehalten, deren Nationalität größtenteils unterdrückt, deren hervorragende Geister nach Sibirien geschickt, gefoltert oder gehängt werden, durch unwissende Popen gehegt, durch korrupte Beamte ausgepreßt, durch Aberglauben und Idolatrie geleitet, werden zur Schlachtbank des Krieges getrieben und wissen nicht, wofür. Sie sterben, wie sie gelebt haben, in Unwissenheit und Knechtschaft, als Instrumente eines Willens, dem sie blindlings gehorchen, solange sie schlafen, gegen den sie revolutionieren, wenn sie erwachen.

Sie haben recht. Es sind in der Tat die „Unvollkommenheiten der Kultur“, die sich in diesem Kriege offenbaren. Es gibt Italiener, es gibt aber auch Franzosen, Engländer, Deutsche genug, die sie erkennen, noch mehr, die sie erkennen würden, wenn ihnen die tatsächlichen Verhältnisse bekannt wären. Man muß es leider sagen, daß zu dem unsagbar Traurigen, was wir erleben, Mißverständnisse zwischen den Völkern beigetragen haben, zum Teile von Interessenten absichtlich genährt, zum Teile aus den Bedingungen unserer staatlichen Zustände erwachsen, Mißverständnisse, die der künftige Historiker, nur allzu spät, feststellen wird. Es wäre eine gute Tat im Interesse der Gesamtkultur, wenn in allen Ländern schon jetzt Männer, die guten Willens sind, wie Sie es getan, dazu beitragen würden, diese Mißverständnisse aufzuklären und zu zeigen, wie die Dinge wirklich sind. Und wären sie auch vorerst scheinbar nur Auser in der Wüste, sie hätten ihre Pflicht erfüllt. Es handelt sich nicht darum, den ewigen Frieden zu predigen, und wenn auch das Ziel der Pazifisten ein hohes und schönes ist, so ist es mit dem Dogma vom ewigen Frieden doch nicht getan. Man muß anerkennen, daß es Fragen gibt, die gelöst werden müssen, Fragen, die von der Geschichte selbst gestellt worden sind. Es sind die Fragen der Freiheit und Unabhängigkeit des von der Geschichte geschaffenen nationalen Territoriums, des Selbstbestimmungsrechtes der Nationen. Dies ist der einzige objektive Standpunkt, der in dem säkularen Konflikt der Staaten eingenommen werden kann. Sum cuique. Wo der nationale Status quo hergestellt ist, da sind die sich ergänzenden Einheiten geschaffen als Basis für die internationale Organisation der Kulturstaaten, die auch Ihnen vorschwebt. Es kann nur noch einen Kampf der Kultur gegen die Unkultur geben, und das wäre wahrlich ein rühmlicherer Kampf als der Krieg sich gegenseitig zersetzender Kulturnationen. — Wir wollen nicht verhehlen, daß ein jeder die Pflicht hat, nach seinem bescheidenen Kräften diesem Ziele zuzustreben, unseres schließlichen Sieges gewiß, weil die Geschichte selbst, deren Urteil unentrinnbar ist, ihn vorgezeichnet hat, und hoffen, daß der Frieden, der diesem Kriege folgen muß, ein weiterer Schritt auf diesem Wege sein wird.

Rudolf M. Hartmann.

„Die fleißige Berta.“

Der Siegeszug der 42-Zentimeter-Mörser.

Der Luftdruck beim Abfeuern. — 44.000 Meter Schußweite. — Ein Schuß für 60.000 Kronen. — Die furchtbare Wirkung des Geschosses.)

Mit Stolz und Freude hat jeder Oesterreicher von den Erfolgen unserer Mörserbatterien vernommen, die dem verbündeten deutschen Heere bei der Belagerung zahlreicher gewaltiger Festungen so hervorragende Dienste geleistet haben. Von der Existenz und der bedeutenden Leistungsfähigkeit dieser Belagerungsgeschütze hatten vor dem Kriege nur wenige Eingeweihte Kenntnis. Auch der deutsche 42-Zentimeter-Mörser bildete bekanntlich bis zum Ausbruch des Weltkrieges ein ängstlich gehütetes Geheimnis. Da die kürzlich von uns gebrachten Ausführungen über die österreichischen Mörserbatterien das größte Interesse erweckten, wollen wir im folgenden eine Schilderung des deutschen Riesmörser nach den „Münch. N. Nachr.“ geben:

Der große „Brummer“ oder „die fleißige Berta“ ähnt in vielen Teilen den in der deutschen Armee schon vorhandenen Rohrrücklaufgeschützen; nur daß er schwer transportierbar ist und daher so weit als möglich mit Eisenbahnen befördert wird. Muß der Mörser oder „die fleißige Berta“ auf der Straße transportiert werden, so wird er zerlegt und auf eigens hiezu konstruierten Wagen verladen. Vor dem Schießen werden um den Radkranz sogenannte Gürtel gelegt, damit das Geschütz auch auf nicht-chauffiertem Unterboden nicht versinkt. Kommt von der obersten Leitung der Befehl, das Geschütz fertig zu machen — die Kanoniere nennen es „die Berta pouffieren“ —, so wird das Rohr durch die Bedienungsmannschaften auf die Basette gezogen und die Gürtel um die Räder gelegt. Nun geht's mit einem mächtig klappernden Getöse in die für das Geschütz oder die ganze Batterie ausgesuchte Stellung, die der Sicht des Feindes gänzlich entzogen ist. Hört man dieses ohrenbetäubende Getöse, dann wird's einem schon bange, und nun erst der gewaltige Knall beim Abfeuern des Geschützes. Man ist fast unfähig, für die nächste Zeit zu hören.

Abgefeuert wird das Geschütz auf elektrischem Wege, und zwar in einer Entfernung von über 400 Meter. Der Luftdruck beim Abfeuern ist so gewaltig, daß sich ein Mensch in der Nähe nicht auf den Beinen halten kann. Der Durchmesser, 42 Zentimeter, ist ja bekannt, und nun umhüllt ein ebenso dicker Eisenmantel das Serlenrohr, das bis zu neun Zehntel der Länge rund, dann viereckig zuläuft und sich noch mehr verstärkt. Die volle Pulverladung beträgt nicht weniger als 15 Zentner.

Der Mörser ist ein Rohrrücklaufgeschütz. Das Rohr hat eine Länge von etwa 21 Meter.

Die Schußweite des 42-Zentimeter-Mörser ist etwa 44.000 Meter. Die Entfernung von Dover nach Calais ist 33.000 Meter. Man mache sich davon ein Bild, wenn ein Eisenkoloß von den bekannten, in Bildern gezeigten Granaten, die, nebenbei bemerkt, genau sind, durch die Luft brummt und dann aus einer Höhe von 400 bis 500 Metern, wenn er den übrigen Teil der Flugbahn in ziemlich hohem Bogen zurückgelegt hat, auf einen Betonkloß oder Panzer schlägt. Die stärksten Panzer- und Betondecken, und wenn sie eine Dicke von fünf Metern überschreiten zertrümmern unter der Aufschlagskraft wie Scherben. Die einschlagenden Granaten kehren ganze Forts um, dringen tief in Erde und Gestein ein und bringen was unten war, nach oben.

Zimmerhin geht man mit der „fleißigen Berta“ sehr sparsam und vorsichtig um. Die Abnutzung des Geschützes steht im Verhältnis zur Kleidung des Geschosses und der auseinanderliegenden Teile und kostet ein Schuß wohl die hübsche Summe von rund 60.000 Kronen. Irrig ist es, wenn gesagt wird, man könne aus dem Geschütz nur eine bestimmte, geringe Anzahl — etwa 150 — Granaten verschießen. Der „Brummer“ überlebt gewiß den Feldzug.

Ehe nun ein Schuß abgefeuert wird, wird genau die Entfernung berechnet. Erst ist eine mächtige hohe Feuer säule bemerkbar, dann eine gelb und schwarz sich ballende Rauchwolke, wohl über hundert Meter hoch mit Eisenbeton, Erde und sonst allem vermischt, und dann ganz spät ein von weit her schallendes dumpfes Grollen: der Knall. Das Geschöß dringt bei nicht allzu festigem Boden etwa 8—10 Meter tief in die Erde ein, kriecht und reißt einen Trichter von ungefähr 15—18 Meter Durchmesser.

Niemals marschieren die deutsche schwere Artillerie und vor allem die mit der „fleißigen Berta“ ausgerüsteten Bataillone allein vorne und hinten, rechts und links, überall starke Infanterie- und Kavalleriebedeckung, Maschinengewehre und leichte Artillerie zum Schutz gegen Ueberrumpelungen auf dem Marsch. Und außerdem bleibt ja das Geschütz auch so weit hinter der fechtenden Truppe, daß ein Ueberfall ausgeschlossen ist. Erreichbar sind die Mörser in ihrer Geschützstellung vom Gegner nie. Wenn das Geschütz auch etwa 44.000 Meter weit trägt, wird man doch wohl nur in den seltensten Fällen über 20.000 Meter schießen, und das will für die heutige Taktik schon etwas sagen.

Freilich wird das Geschütz auch nie verwendet werden. In der dem Schießtage vorangehenden Nacht wird es so eingedeckt, daß nichts von ihm zu sehen ist. Den Namen „Brummer“ haben dem 42-Zentimeter-Mörser die Belgier gegeben. Dagegen haben die deutschen Kanoniere das Geschütz „die fleißige Berta“ getauft zu Ehren der Gattin des Herrn v. Krupp, die bekanntlich Berta heißt. Unter diesem Namen ist der 42-Zentimeter-Mörser in der ganzen Armee bekannt und man spricht nur noch von den Leistungen der „fleißigen Berta“.

Die Affäre des Friseurs Marko Radojic.

Nach dem Kriegsausbruch mit Serbien.

(Originalbericht des „Neuen Wiener Journals“.)

Am 4. August d. J. wurde, wie seinerzeit ausführlich berichtet, das Geschäftslokal des in der Habsburgergasse 6 etablierten Kammerfriseurs Marko Radojic von einer erbitterten Volksmenge fast vollständig demoliert. Herr Radojic selbst wurde von der Menge mißhandelt und konnte nur durch das Einschreiten der Wache vor dem Gelychtwerden geschützt werden. Das Vorgehen gegen Radojic war darauf zurückzuführen, daß Radojic, der serbo-kroatischer Abstammung ist, in der kriegshafter Zeit eine abfällige Äußerung über Oesterreich gemacht haben soll.

Gestern trat nun Radojic, um die gegen ihn verbreiteten Gerüchte zu widerlegen, beim Bezirksgerichte Josefstadt als Privatkläger gegen den angebl. Urheber dieser Gerüchte, den in der Habsburgergasse 12 etablierten Hofgegenwärtler Alfred Coletti auf. In der von Dr. S. B a h e r vertretenen Klage führt der Kläger einleitend an, daß er aus einer alten österreichischen Grenzerfamilie stamme und bis in die fünfte Generation den Nachweis erbringen könne, daß seine Vorfahren als Offiziere und Unteroffiziere lange Jahre treu und mit Auszeichnung dem österreichischen Vaterlande gedient haben. Weiters betont der Kläger, daß er seit fünfzehn Jahren als selbständiger Geschäftsmann in der Habsburgergasse etabliert ist, daß er Beifriseur des Erzherzogs Karl Albrecht ist und daß er hervorragende Mitglieder des Hochadels und des Offizierskorps zu seinen Kunden zähle. Der Angeklagte Coletti, erklärt Radojic in seiner Klage, sei ihm seit einiger Zeit feindselig gesinnt, er suche ihn um seine Existenz zu bringen

und habe, als Ende Juli der Konflikt zwischen Serbien und Oesterreich ausbrach, die serbisch-kroatische Abstammung des Klägers zum Vorwand genommen, um gegen ihn in geradem verleumdend-er Weise eine Anzeige bei der Polizeidirektion zu erstatten. In dieser am 27. Juli erfolgten Anzeige habe der Angeklagte behauptet, daß der Kläger gegenüber dem in der Habsburgergasse etablierten Bildhändler Josef Lion eine unflätige Äußerung über Oesterreich gemacht habe. Diese Anzeige führte, wie es in der Klage heißt, dazu, daß gegen den Angezeigten beim Landesgerichte Vorverhandlungen wegen Vergehens nach § 305 gepflogen wurden, die jedoch, da ein Grund zur gerichtlichen Verfolgung nicht vorhanden war, eingestellt wurden.

Herr Coletti — führt der Kläger weiter aus — ließ es bei der mir durch die Anzeige zugefügten Unbill nicht bewenden, sondern inkulturierte mich seit dem 27. Juli ununterbrochen durch eine Reihe von Beschimpfungen und brachte es schließlich durch die gegen mich inkulturierte Hege so weit, daß mein Laden am 4. August demoliert wurde, wodurch ich nicht nur bedeutenden materiellen Schaden, sondern direkt eine Gefährdung meiner Existenz erlitt.

Im einzelnen inkriminiert der Kläger, daß der Angeklagte am 29. Juli dem Friseurlehrling Josef Zellinek höhnisch zugerufen habe: „Ist Herr Marko böss auf mich, weil ich ihn bei der Polizei angezeigt habe?“ Am selben Tage soll der Beschuldigte der Kassierin des Klägers Fräulein Weibinger auf der Straße zugerufen haben: „Serbische Barbiergefellen, sperrt Ihr die Wustl noch nicht zu, und fahrt Ihr noch nicht nach Serbien?“ Den Kläger selbst soll der Beschuldigte wiederholt mit den Worten: „Sie Serben!“ apostrophiert haben. Ferner soll Herr Coletti den Herrn Franz Ventura, einen Kunden des Klägers, gefragt haben, warum er zu diesem serbischen Barbierer gehe. Schließlich inkriminiert der Kläger, daß der Angeklagte am 27. Juli der Kassierin durchs Telefon zugerufen haben soll, ihr Chef solle nach Belgrad kommen, um dem Kronprinzen Alexander die Haare zu schneiden.

Zu der gestern vor dem Bezirksrichter Dr. Kialla durchgeführten Verhandlung waren beide Parteien persönlich erschienen. Der Angeklagte, verteidigt von Dr. Theodor K r e n n, war, wie er angibt, Kammerlieferant des verstorbenen Thronfolgers Erzherzogs Franz Ferdinand. Er erklärt sich in allen Punkten für nicht schuldig. Er gab zu, daß er die inkriminierte Anzeige gegen den Kläger bei der Polizei erstattet habe, bestritt jedoch, auch nur eine der anderen inkriminierten Äußerungen gemacht zu haben.

Auf die Frage des Richters, was ihn veranlaßt habe, die Anzeige zu erstatten, erklärte der Angeklagte, daß unmittelbar nach der Publikation des Ultimatums an Serbien sein Geschäftsnachbar, der Bildhändler Lion, ihn im Verlaufe eines Gespräches mitgeteilt habe: „Denken Sie sich, Herr Coletti, was Marko zu mir gesagt hat.“ Herr Lion habe, als er das Ultimatum an Serbien in der Zeitung gelesen habe, zu dem in seinem Lokal anwesenden Radojic bemerkt: „Endlich haben wir den Serben die eiserne Hand gezeigt.“ Radojic habe darauf gesagt: „Wenn die Serben sich diese Note gefallen lassen, dann...“ (hier folgte eine angeblich unflätige, gegenüber Oesterreich illoyale Äußerung des Radojic). — Richter (zum Angeklagten): Welchen Eindruck machte auf Sie die Ihnen von Lion reproduzierte Äußerung? — Angeklagter: Ich sagte diese Äußerung als eine Hetzrede des Radojic auf. Ich bin der Ansicht, daß man in so gefährlichen Zeiten überhaupt im Geschäfte nicht politisieren soll, und ich hatte den Eindruck, daß Radojic für die Serben Partei ergreife. — Richter: Haben Sie deshalb dann die Anzeige erstattet? — Angekl.: Ja, zumal damals die Hof- und Kammerlieferanten vom Obersthofmeisteramt den Auftrag hatten, etwaige unpassende Äußerungen anderer Lieferanten zur Anzeige zu bringen. Bevor ich die Anzeige telephonisch bei der Polizeidirektion gegen den Kläger erstattet habe, habe ich vorsichtshalber in Gegenwart eines Zeugen Herrn Lion noch einmal gefragt, ob er auf Ehre und Gewissen bestätigen könne, daß Radojic eine solche Äußerung gemacht habe, Herr Lion hat mir dies bestätigt. Bei der Polizei nahm man diese Anzeige zur Kenntnis und riet mir, nichts weiter selbst in dieser Sache zu tun und mich ruhig zu verhalten, was ich auch befolgt habe.

Der Zeuge Bildhändler Josef L i o n bestätigte, daß bei dem Gespräche über das Ultimatum Herr Radojic die Äußerung, die er dann Herrn Coletti mitgeteilt habe, auch tatsächlich gemacht habe. — Richter: Welchen Eindruck machte auf Sie die Äußerung des Herrn Radojic? — Zeuge: Gar keinen, denn ich habe über die Äußerung nicht weiter nachgedacht.

Gegenüber der Aussage des Zeugen erklärt der Kläger R a d o j i c, daß er auf die Bemerkung des Herrn Lion, daß Oesterreich endlich den Serben die eiserne Hand gezeigt habe, geantwortet habe: „Den Lumpen — damit meinte er die Serben — gebührt nichts anderes.“ Eine weitere, etwa abfällige Äußerung über Oesterreich habe er, da er ein guter österreichischer Patriot sei, bestimmt nicht gemacht. Der Zeuge Lion erklärte, daß er bei seiner gemachten Aussage bleibe.

Der Zeuge Franz Ventura, Anstreichermeister, bestätigte, daß der Angeklagte ihn Mitte Juli gefragt habe, ob er noch zu dem serbischen Barbierer gehe. Der Friseurlehrling Josef Zellinek sowie die Kassierin Marie Weibinger bestätigten unter Zeugenpflicht, daß der Angeklagte die einzelnen in der Klage inkriminierten Äußerungen machte.

Der von der Verteidigung geführte Zeuge Danführer Georg Mayerhofer gibt an, am 4. August sei es vor dem deutschen Konsulat zu einer patriotischen Kundgebung gekommen; unmittelbar darauf hätte sich vor dem Geschäftslocale des Radojic eine Menschenmenge angesammelt, es sei ein Tumult entstanden und plötzlich sei das Geschäft des Radojic demoliert worden. Der Tumult sei jedoch nicht von C o l e t t i verursacht worden.

Der Zeuge Anton Nebl, der in der Nähe des Klägers ein Gemischtwarengeschäft betreibt, gab an, daß am 4. August in der Straße eine „Munklerei“ entstand, daß Radojic sich abfällig über Oesterreich geäußert habe. Er (Zeuge) habe gehört, wie Radojic, der im Geschäfte des Herrn Lion stand, mit Coletti herumspritzte. Beide hätten sich gegenseitig Bezaehler genannt. Man habe dem Herrn Lion, aus dessen Lokal sich Radojic nicht entfernen wollte, zugerufen: „Schmelzen Sie ihn doch heraus.“ Auf diese Zurufe habe er (Zeuge) und noch ein anderer Mann den Radojic gepackt und ihn aus dem Geschäfte herausgeworfen. Gleich darauf seien viele Leute vom Konsulat in die Habsburgergasse gekommen und plötzlich habe es am Laden des Herrn Radojic gepumbert. Der Klagevertreter hielt dem Zeugen vor, daß er sich ohne Anlaß in die ganze Sache hineingemengt habe, und daß er durch sein Vorgehen sehr leicht großes Unheil hätte anrichten können. Der Zeuge erklärte, daß er nur als Patriot gehandelt habe.

Nach durchgeführtem Beweisverfahren und den Ausführungen der Parteivertreter sprach der Richter den Angeklagten von allen Punkten der wider ihn erhobenen Anklage frei. Anlaßend die inkriminierte Anzeige war der Richter der Ansicht, daß der Angeklagte den zu seiner Entschuldigung genügenden Beweis des guten Glaubens erbracht habe. Die Äußerung, von welcher Herr Lion dem Angeklagten Mitteilung machte, sei, wenn man die politische Hochspannung und die Aufregung der Bevölkerung zur kritischen Zeit ins Auge fasse, als illoyal anzusehen und sei der Angeklagte berechtigt gewesen, von dieser Äußerung der Polizei Mitteilung zu machen. Bezüglich der übrigen inkriminierten Äußerungen fällt der Richter einen Freispruch, weil er den objektiven Tatbestand nicht als erwiesen annahm. Der Kläger behielt sich zur Ergreifung eines Rechtsmittels die Bedenkzeit offen.

HOFMANN, Sauerlich

Hunnentaten.

So oft im Laufe der Zeiten Völker lateinischer Zunge (wir sagen absichtlich nicht lateinischer Rasse, weil es eine solche nicht gibt) Kriegsunglück am eigenen Leib erleben, erheben sie immer das gleiche Geschrei über Vergewaltigung, Barbarei und Hunnentaten. Ihre eigenen Überfälle der Nachbarn dienen dagegen, wenn sie siegreich sind, angeblich der Zivilisation. Noch Napoleon III. verkündete im Jahre 1870, als er Deutschland plötzlich mit Krieg überfiel, seinen Truppen feierlich: ... „von eurem Erfolg hängt das Los der Freiheit und Zivilisation ab.“ — Benützen sie, wie im Jahre 1870 das Münster zu Straßburg oder wie jetzt die Kathedrale in Reims als Kampfmittel, so schreien sie in die Welt hinaus über Barbarei, wenn der Feind sich das nicht gefallen lassen will, sondern auf die Beobachtungsposten auf diesen Türmen schießt.

Unter Hunnentaten versteht man zwecklose Verwüstungen, Sengen und Brennen in Orten, die nicht verteidigt werden, Grausamkeit an Unschuldigen und Wehrlosen. Die Geschichte ist voll solcher Taten bei lateinischen Völkern. Rom z. B. wurde nicht von den als Barbaren verschrienen Germanen der Völkerwanderungszeit verwüstet, denn diese hatten Ehrfurcht vor dem Gewordenen, sondern durch die Nachfahren der Römer selbst. Die heidnischen Tempel und Theater wurden niedergerissen, als Steinbrüche zu anderen Bauten verwendet. Mit ganz unkünstlerischem Gefühl wurden die heidnischen Säulen zu christlichen Kirchenbauten benützt, wo man sie zum Teil heute noch, und meistens gar nicht zu einander passend, findet. Das war aber noch nicht die schlimmste Verwüstung. Viel barbarischer war es, daß diese Römer den edlen Marmor der zahlreichen Tempel einfach zu Kalk verbrannten, um daraus billiges Baumaterial zu gewinnen, während sie doch vor ihren Toren das beste Baumaterial in Fülle hatten. Die Geschichte kennt keine ärgere und unnötigere Verwüstung von Kunstdenkmälern. Und es gibt dafür keine andere Erklärung, als daß diese römische Bevölkerung kein römisches Blut mehr in sich hatte, daß es von Bastarden gemischt, von Afrikanern, Syrern, Kleinasiaten und italischen Völkerbestandteilen war. Die Rasse hatte gewechselt und damit auch die Eigenschaften und dieses Völkergemisch verstand die Geisteswerke seiner Vorfahren nicht mehr. Und erst ein reinrassiger Germane, der starke Theoderich stellte den Unfug der Denkmalzerstörung ab, als er Italien mit seinen Ostgoten eroberte. Wer waren hier die Barbaren? Die Goten wahrlich nicht, trotz rauherer Sitten, weil sie mit ihrem reinen Empfinden den Wert der antiken Bauwerke erkannten, so fremd sie ihnen auch waren. Daher stellte Theoderich einen Konservator jener Baudenkmäler an, ließ dieselben inventarisieren und die schreckliche Verwüstung hatte ein Ende. In der Vorstellung der lateinischen Mischvölker, jenes Völkerchaos, wie es H. S. Chamberlain in seinen „Grundlagen“ mit Recht nennt, war aber dieser große Ordner

Theoderich nichts weiter als ein Barbar. Niemals haben sich germanische Völker einer solchen Seelenbarbarei schuldig gemacht, wie jene römischen Menschen der ersten christlichen Jahrhunderte. Denn selbst die so verleumdeten Vandalen plünderten Rom nicht zwecklos, sie brachten die Kunstwerke auf ihre Schiffe, um sie in ihrer Hauptstadt Karthago aufzustellen. Sie taten damit nichts anderes als die echten Römer, die doch auch Griechenland, Ägypten usw. plünderten zugunsten ihrer Weltstadt. Man sieht also, die Zugehörigkeit zur lateinischen Zunge schützt nicht vor Barbarei und Hunnentaten.

Auch in der Neuzeit fehlen hierzu die Beweise nicht. Die Zerstörung der Pfalz, der Rhein- und Neckarufer, von der das Heidelberger Schloß und so viele Burgruinen ein trauriges Zeugnis geben, war das Werk des allerchristlichsten Königs von Frankreich, Ludwigs XIV., und seiner mordbrennerischen Heerführer. Das waren auch Menschen lateinischer Zunge, die auf uns Deutsche in ihrem Dünkel als auf Barbaren heruntersahen. Und diese Verwüstungen geschahen nicht im offenen Krieg, nicht im Drange der Schlacht, sondern einfach im räuberischen Überfall, im Frieden, ganz nach der Weise der Hunnen. Sie verwüsteten jene gesegneten Gauen, weil sie dieselben nicht besitzen konnten, es waren echte Hunnentaten.

Nach ihnen kamen die Männer der Revolution, die sich so gerne auf die Antike beriefen. Derselbe Dom zu Reims (über dessen kriegerische Beschädigungen jetzt ein Delcassé zum lägnerischen Klagenweib ward) wurde wie das Straßburger Münster, die Kirche von St. Denis usw. ohne Not schrecklich verwüstet, die Heiligenstatuen zu Hunderten aus den Portalnischen gerissen und auf Rimmerniedersehen zerstört, die Königsgräber und Gräfte erbrochen und ihr Inhalt zerstreut, das waren auch Menschen, die sich lateinischer Abkunft rühmten. Vergeltens fragt man hier nach einem zureichenden Grund, es war der Haß auf das geschichtlich überlieferte und die reine Lust am Zerstören.

Als die deutschen Heere im September 1870 vor Paris anlangten, fanden sie in der Bannmeile um die Hauptstadt herum zahllose Häuser im Innern verwüstet. Ich gehörte damals zu einer Spitztruppe des 2. bayerischen Armeekorps und habe die Verwüstungen in den südlich von Paris gelegenen Orten Sceaux, Chateauf, Clamart, Chatillon, Bagneux und Bourg la Reine gesehen, wußte auch, daß vor uns kein deutscher Soldat diese Orte betreten hatte. Die Zerstörungen waren von Franzosen ausgeführt, die vor unserer Ankunft in diesen Gegenden Schanzen gebaut hatten. Die Verwüstungen waren zwecklos, denn es blieben noch genug Häuser übrig, um den deutschen Truppen Obdach zu bieten. Es waren echte Hunnentaten.

Im Oktober 1870 schossen die Franzosen von der Feste Mont Valerien herab das an geschichtlichen Erinnerungen für Frankreich so reiche Schloß St. Cloud in Brand und Trümmer. Niemand wußte warum, sie selbst gewiß auch nicht. Es lag in der Vorpostenzone der Deutschen, aber diese fanden in den Trümmern dieselbe Deckung wie im unvertretenen Schloß. Kronprinz Friedrich Wilhelm befaß in seinem Edessinn, den Brand zu löschen und die wertvolle Einrichtung zu retten. Im feindlichen Feuer reiteten deutsche Soldaten, also Barbaren, mit Einsetzung ihres Lebens die Kunstschätze des Schloßes vor völliger Vernichtung durch Franzosen. Sie behielten für sich nur den runden Tisch, auf dem Napoleon III. im Juli 1870 die Kriegserklärung gegen Preußen unterschrieben hatte, womit er dem Bonapartismus ahnungslos den Todesstoß versetzt hatte. Dieser Tisch steht seitdem im Hohenzollernmuseum in Berlin. Wann und wo hätten Hunnen so gehandelt?

Jede Höchstleistung auf dem Gebiete der Hunnentaten aber überboten die Pariser, als sie im Kommune-krieg 1871 die Staatsgebäude in Brand steckten, so daß Paris die Seineufer entlang einem Feuermeere glich. Die Tuilerien, das Stadthaus usw. fielen diesem Brande zum Opfer, die Kunstschätze des Louvre wurden in letzter Stunde nur gerettet durch die Ankunft der Versailler regierungstreuen Truppen. Das Petroleum war aber in den Sälen des Louvre schon ausgegossen. Kostropitschin, der Brandstifter von Moskau im Jahre 1812, handelte demgegenüber noch sittlich, denn er wollte dem Feinde die Winterquartiere in Moskau entziehen. Trotzdem meinen die Pariser, wie alle Franzosen, daß sie an der Spitze der Zivilisation marschieren.

Unter die Hunnentaten bösester Art gehören auch die Mißhandlungen wehrloser und unschuldiger deutscher Ansiedler in Belgien bei Ausbruch des Krieges, nicht aber die gerechte Vergeltung, die deutsche Soldaten in Löwen für hinterlistigen Überfall zu nehmen hatten. Diese handelten aus gerechter Notwehr und damit sittlich.

Die Geschichte lehrt, daß der Deutsche zu Hunnentaten kraft seiner angeborenen Menschlichkeit und seiner erreichten Kulturstufe unfähig ist. Woher der Dämon der lateinischen Völker kommt, sich trotz aller geschichtlich bezeugten Unmenschlichkeiten, die sie begangen, für besser zu halten als die Angehörigen der nordischen Rasse, verdient einmal eine besondere Betrachtung.

Friedrich Hofmann.

Nr.:

TAG: 24. 10. 1914

DEUTSCHE NACHRICHTEN

VOM KRIEGE

Bapaumer **Z**itung **AM MITTAG**

Bapaume, den 24. Oktober 1914.

DAS NEUESTE

1. Die Kämpfe in Belgien am Yser-Kanal dauern noch fort. In Richtung Ypres drangen unsere Truppen erfolgreich vor.
2. Die Kämpfe nordwestlich und westlich Lille waren sehr erbittert. Feind wich auf der ganzen Front langsam zurück.
3. Heftige Angriffe aus Richtung Toul wurden unter schweren Verlusten für die Franzosen zurückgeschlagen.
4. Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz folgen Teile unserer Truppen dem weichenden Gegner in Richtung Ossowicz. Mehrere hundert Gefangene und Maschinengewehre fielen in unsere Hände.
5. In der Schlacht am Fluss Sirwiaz haben die Oesterricher zwei hintereinander liegende Verteidigungsstellungen der Russen genommen. Die Russen verloren 2400 Gefangene, darunter 25 Offiziere und 15 Maschinengewehre.

ARMEETAGESBEFEHL

Vom, 19. Okt. 1914.

Soldaten der 6. Armee!

Wir haben nun das Glück, auch die Engländer vor unserer Front zu haben, die Truppen dieses Volkes, dessen Held seit Jahren an der Arbeit war, aus mit einem Ring von Feinden zu umgeben, um uns zu erdrosseln. Ihm haben wir diesen blutigen ungeheuren Krieg vor allem zu danken.

Darum, wenn es jetzt gegen diesen Feind geht, übt Vergeltung für die feindselige Hinterlist, für so viele schwere Opfer. Zeigt ihnen, dass die Deutschen nicht so leicht aus der Weltgeschichte zu streichen sind, zeigt ihnen das durch deutsche Hiebe von ganz besonderer Art.

Wider ist der Gegner, der der Wiederherstellung des Friedens am meisten im Wege steht.

Drauf!

RUPPRECHT

Kronprinz von Bayern

*Exemplar zum Verteilen an die Truppeneinheiten kommen bei den
Kleppen-Kommandanten empfangen werden.*

Wir haben sie bereits gestern erwähnt, die neue „B. Z. am Mittag“, indem wir ihrer Nummer 5 die Nachricht von der Vernichtung eines Bataillons Senegalschützen entnahmen, wir geben heute die erste Nummer dieser eigenartigen Zeitung im Bilde wieder. Das Städtchen Bapaume in Nordfrankreich ist der Erscheinungsort unserer lieben Rivalin, Karl Clewing, sonst Hofschauspieler, derzeit Bizemachmeister, ihr Gründer, Verleger, Redakteur und Korrektor in einer Person — er war ja schon immer ein besonders vielseitiger Künstler. Natürlich hat die B. Z. Nr. 2, was freilich auf einem Kriegsschauplatz nicht verwunderlich ist, einen Bombenerfolg. „Die ganze Auflage“, so schreibt uns Herr Clewing, „wurde mir noch naß aus den Fingern gerissen.“ Auch einen Depeschensaal hat das Blatt eingerichtet, und zwar unter den Lauben des Rathhauses an der Place Faidherbe. „Er ist immer in Betrieb,“ schreibt uns Herr Clewing. „Sie müßten sehen, wie unsere braven Jungs davorstehen und die Neuigkeiten ansagen. Jeder hat sein Notizbuch vor und schreibt, um sie in die Schützengräben und zu den Kolonnen für die Kameraden mitzunehmen.“ Hoffentlich hat die Bapaumer Zeitung am Mittag recht viele Siegesnachrichten „aus erster Hand“ zu verzeichnen!

Hervorragende Leistungen unserer Fliegertruppen.

In dem vortrefflich geleiteten „Streffleurs Militärblatt“ vom 24. d. lesen wir: Die Fliegertruppe hat in den gegenwärtigen Kämpfen Gelegenheit, ihre militärische Bedeutung durch die Tat und den Erfolg zu erweisen. Wenn auch vor noch wenigen Jahren die Verwendbarkeit der Flieger im Kriege sehr skeptisch beurteilt wurde, so war in dieser Richtung doch schon gelegentlich der Manöver im Jahre 1912 ein Wandel der Anschauungen eingetreten. Ein Blick in die seit dem Ausbruche des Krieges erschienenen Verordnungsblätter zeigt, daß sich diese junge Waffe auch in ernstesten Zeiten der hohen Anerkennung im vollsten Maße würdig erwiesen hat. Nicht weniger als 10 Militärverdienstkreuze mit der Kriegsdekoration, 31 kaiserliche belobende Anerkennungen, eine Goldene und 3 Silberne Tapferkeitsmedaillen haben sich ihre Angehörigen errungen.

Werkmeister Korber, der durch die Verleihung der Goldenen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet wurde, vollführte auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz einen Erkundungsflug und geriet hierbei in heftiges feindliches Feuer. Als er sich während dieses Fluges schon den eigenen Truppen näherte, versagte der Motor. Die Notlandung mußte im Bereiche des heftigsten Schrapnellfeuers der serbischen Geschütze erfolgen. Mit vollkommener Ruhe verließ Korber seinen Apparat, reinigte die Zündkerzen des Motors, kurbelte an und flog im heftigsten feindlichen Artilleriefeuer, das ihn und den Apparat zum Glück nicht ernstlich gefährdete, zu den eigenen Truppen.

Auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz vollführte nach den bisher vorliegenden offiziellen Berichten in der Zeit vom 10. August bis 15. September eine Fliegerabteilung, die nur aus fünf Offizieren bestand, im ganzen 85 Flüge, darunter 6 mit Leistungen über 300 Kilometer (ein Flug mit 360 Kilometer), 36 mit Leistungen zwischen 200 und 300 Kilometer. Wiederholt wurden in feindliche Truppenansammlungen erfolgreich Bomben geworfen. Am 13. September unternahm ein Fliegeroffizier in der Zeit von 5 Uhr 30 Minuten bis 8 Uhr abends einen Erkundungsflug. Er nahm beim Rückfluge die von den Serben über die Save bei Kupinovo geschlagene Brücke wahr, ließ sich auf 200 Meter herunter, warf zwei Bomben auf die Brücke und traf sie mit dem zweiten Wurf. Ein am 14. September 5 Uhr früh erneut unternommener Erkundungsflug brachte die Gewißheit, daß die Brücke zerstört war. Am 23. und 24. September bewarfen Flieger einen serbischen Fesselballon aus 600 Meter Höhe mit Handgranaten und beschossen ihn auch mit Leuchtpistolen. Ob ein Treffer erzielt wurde, konnte nicht wahrgenommen werden, doch wurde bei den nachfolgenden Erkundungsflügen festgestellt, daß der Fesselballon nicht mehr hochgelassen war. Von Interesse erscheint es, daß der Apparat, der die Brücke bei Kupinovo durch Abwerfen

von Bomben zu zerstören versuchte und hierbei von den Serben auf das heftigste beschossen wurde, 14 Treffer erhielt, trotzdem aber im Bereiche der eigenen Truppen glatt landete und weiter im Gebrauche verblieb.

Ebenso erfolgreich, kaltblütig und todesverachtend arbeiten die braven Flieger im Norden; es ist unmöglich, jetzt schon jeder einzelnen Fliegerkompagnie zu gedenken; man kann auch keine einzelne herausheben, weil alle eben mehr als ihre Pflicht tun. Um jedoch einen Begriff von der Tätigkeit dieser tapferen Männer zu geben, sei die Leistung einer kleinen Fliegerabteilung angeführt, weil von ihr amtliche Angaben zur Verfügung standen. Die Abteilung hatte sechs Offizierspiloten, von denen einer leider gleich anfänglich infolge einer Havarie seines Apparates abstürzte und tot auf dem Platze blieb. Die übriggebliebenen fünf Fliegeroffiziere absolvierten in der Zeit vom 7. August bis zirka 25. September 73 Flüge, darunter 5 Flüge zu 450, 2 zu 420 und 2 zu 400 Kilometer; weitere 23 Flüge mit einer Leistung zwischen 300 und 400 Kilometer, 25 Flüge zwischen 200 und 300 Kilometer und 16 Flüge mit Leistungen unter 200 Kilometer. Von diesen fünf Fliegern haben 2 in 22 und 18 Flügen die geradezu verblüffende Gesamtleistung von 5770 und 4870 Kilometer erzielt. Soweit bis jetzt bekannt ist, waren auch die von den Fliegern gebrachten Meldungen äußerst wertvoll für die höhere Führung, was auch bereits in einer vom Armeekorpskommando herausgegebenen Mitteilung zum Ausdruck gelangte.

Auch bei der verbündeten deutschen Armee ist die Tätigkeit der Fliegertruppe äußerst rege und erfolgreich.

Wenig verlautet von der Gegenseite. Ein Fliegeroffizier schreibt hierüber vom nördlichen Kriegsschauplatz: „Als ich einmal mit B. flog, begegneten wir einem russischen Flieger. Flugparks und Apparate am Boden sahen wir oft, aber im Fliegen sind wir wohl bedeutend fleißiger.“ Bei den Franzosen scheint es trotz vieler vorhandener Apparate an einer erfolgreichen ausflüchtenden Tätigkeit der Flieger zu mangeln.

Rußland als Bundesgenosse.

Von Eudo M. Hartmann.

Die Begründung, mit der die Westmächte ihr Bündnis mit Rußland beschönigen und entschuldigen, ist — sonderbar genug —, daß sie dadurch selbst dazu beitragen, den Umwandlungsprozeß in Rußland vom absoluten zum modernen Staate zu beschleunigen. Durch die magische Einwirkung des englischen Parlamentarismus und der französischen Demokratie werde sich, so behaupten sie, der altehrwürdige, prinzipiell unwandelbare theokratische Moskowitismus verjüngen und aus den erhofften Siegen des alten ein neues, von demokratischen Ideen erfülltes Rußland entstehen, das sich der europäischen Völkerfamilie eingliedert. Sie legen heute noch mehr Wert auf diese Argumentation als auf die aus tolstoischen Elementen entstandene romantische Schwärmerei für den edlen und einfältigen russischen Muschik, die nur allzu sehr an die Rousseauische Schwärmerei für den Südpazifischen erinnert und mit ihr die Unkenntnis des bewunderten Objekts gemein hat. Diese Anschauung läßt sich nicht irremachen, weder durch Kosaken-greuel, noch durch den hier und dort auch jetzt zu Tage tretenden Widerwillen gegen das zarische Regiment, noch durch die Verschickungen der Führer und die Unterdrückung der Lebensregungen der noch bestehenden demokratischen Organisationen. Sie hält sich vielmehr an wirkliche oder erfundene Proklamationen des Zaren, die den Tagesbedürfnissen Rechnung tragen und nach wenigen Wochen wieder vergessen sind.

Das wirkliche Bild Rußlands spiegelt sich in der europäischen Politik der letzten hundertfünfzig Jahre ganz anders wider. Es fühlte sich immer als die „konservative“, richtiger reaktionäre Macht, die ihre Bundesgenossen mit sich zog und im Bewußtsein ihrer reaktionären Sendung nur zeitweise in ihrer Auslandspolitik von ihrer Richtlinie abwich, wenn sie ihre imperialistischen Zwecke dadurch gefördert meinte, um dann rasch zu ihrem Ausgangspunkt zurückzukehren. Die erste Vereinigung der drei Ostmächte führte zur Teilung Polens. Der gemeinsame Kampf gegen die französische Revolution mündete in die Befreiungskriege gegen Napoleon aus. Aber an der Schuld, daß die Völker, die sich gegen die Fremdherrschaft erhoben hatten, um ihre Ideale und ihren Lohn betrogen wurden, hatte Rußland ein wohl gemessenes Teil. Denn kaum war Napoleon niedergeworfen, als Zar Alexander I. höchstpersönlich die „Heilige Allianz“ der konservativen Staaten ins Leben rief. In der Allianzakte hieß es: „Durchdrungen von den unwandelbaren Grundsätzen der ihnen allen gemeinsamen christlichen Religion, werden die Souveräne, unter sich verbündet, auf dieser einzigen Grundlage der politischen wie sozialen Ordnung ihre Staatsmaximen zur Kleinheit erheben und die Beziehungen unter den Völkern verhängen, welche die Vorsehung ihnen anvertraut hat.“ Unter dem Banner der christlichen Religion, mit der Lüge des väterlichen Regiments wurde der chronische Kampf zwischen Legitimität und Volkssouveränität geführt, wurden das deutsche, das italienische und die anderen Völker brutal unterdrückt, und nur als sich das griechische Volk erhob, hatte zwar Metternich schwere Bedenken wegen des Ereignisses, das so gar nicht zu den Prinzipien der

Legitimität paßte; Rußland aber, das in den Griechen einen Bundesgenossen für seine imperialistische Balkanpolitik erblickte, drückte hier gern beide Augen zu. Trotzdem war Zar Nikolaus I. der anerkannte Hort der Reaktion und wurde als solcher von den reaktionären Fürsten bewundert, während er daheim alle Regungen des aus Frankreich und Deutschland importierten freien Geistes mit Zensur und Knute brutal niederschlug. Er war es, der mehr aus Prinzipientreue denn aus Klugheit die Revolution in Ungarn im Jahre 1849 niederwarf und sich dann freilich über den Undank der österreichischen Regierung beklagen mußte, der es durch ihn ermöglicht war, noch ein Dezennium hindurch ihre absolutistischen Wege zu wandeln.

Im Jahre 1872 kam wieder das Dreikaiserbündnis zustande, dessen Zweck von Bismarck selbst (Gedanken und Erinnerungen, II, 229) eindeutig festgestellt ist: „Der Dreibund . . .“ so schreibt er, „war ein Bund der drei Kaiser mit dem Hintergedanken des Beitritts des monarchischen Italien und gerichtet auf den, wie ich befürchtete, in irgend einer Form bevorstehenden Kampf zwischen den beiden europäischen Mächten, die Napoleon die republikanische und die Kosakische genannt hat und die ich nach heutigen Begriffen bezeichnen möchte einerseits als das System der Ordnung auf monarchischer Grundlage, andererseits als die soziale Republik, auf deren Niveau die antimonarchische Entwicklung langsam oder sprungweise hinabzusinken pflegt, bis die Unerträglichkeit der dadurch geschaffenen Zustände die enttäuschte Bevölkerung für gewaltsame Rückkehr zu monarchischen Institutionen in cäsarischer Form empfänglich macht. Diesem Circulus vitiosus zu entgehen oder das Eintreten in ihn der gegenwärtigen Generation oder ihren Kindern womöglich zu ersparen, halte ich für eine Aufgabe, die den noch lebenskräftigen Monarchien näher liegen sollte als die Rivalität um den Einfluß auf die nationalen Fragmente, welche die Balkanhalbinsel bevölkern. Wenn die monarchischen Regierungen für das Bedürfnis des Zusammenhaltens im Interesse staatlicher und gesellschaftlicher Ordnung kein Verständnis haben, sondern sich chauvinistischen Regungen ihren Untertanen dienstbar machen, so befürchte ich, daß die internationalen, revolutionären und sozialen Kämpfe, die auszufechten sein werden, um so gefährlicher und für den Sieg der monarchischen Ordnung schwieriger sich gestalten werden. Ich habe die nächstliegende Assurance gegen diese Kämpfe seit 1871 in dem Dreikaiserbund und in dem Bestreben gesucht, dem monarchischen Prinzip in Italien eine feste Anlehnung an diesen Bund zu gewähren. . . Die erste Kränkung dieser Hoffnung wurde 1875 verursacht durch die Hezereien des Fürsten Gortschakow, der die Bülge verbreitete, daß wir Frankreich, bevor es sich von seinen Bündnen erholt hätte, zu überfallen beabsichtigten.“ Die Unterdrückung der Internationale war das eigentliche Ziel des Dreikaiserbundes. Der russische Kanzler Gortschakow wollte sie mit Feuer und Flammen ausrotten und Kaiser Wilhelm meinte, der Krieg gegen die Internationale sei der einzige Krieg, den man noch in Europa führen dürfe. (Vgl. Wertheimer, Andassy II, S. 74 ff.) Man sollte meinen, daß diese Tatsache doch die französischen Sozialisten

auch im Falle der Notwehr, in der sie sich zu befinden wähen, zu ernsthaftem Nachdenken über den Bundesgenossen anleiten sollte. Bismarck trachtete auch in der Zeit des Sozialistengesetzes und trotz der Schwierigkeiten, welche die russische imperialistische Politik auf dem Balkan immer von neuem schuf, doch die Fäden festzuhalten, die nach Petersburg hinüberführten, immer von der gleichen Idee der Niederbringung des inneren Feindes mit Hilfe der einzig verlässlichen konservativen Macht geleitet. Und noch in der letzten Zeit, als der Zar schon das Bündnis mit Frankreich zum Angelpunkt seiner Politik gemacht hatte, diente die offizielle Politik Deutschlands der russischen Regierung durch die Verfolgung der russischen Opposition, die sich auf deutschen Boden geflüchtet. Verbindung mit Rußland bedeutet eben Aufgeben des Europäertums.

Und hat dies die französische Republik nicht etwa auch selbst schon an sich erfahren? Ihre Regierung hat vor dem bluttriefenden Zaren ihre Reverenz gemacht; sie hat die russische geheime Polizei in Paris geduldet, sie war auch in inneren Anlässen des Winkes von Petersburg gewärtig, um ja nicht die Ungnade des Alliierten auf sich herabzuziehen. Die Männer der offenen oder verkappten Reaktion hatten das ausschlaggebende Wort auch in der Kammer, wenn sie im russischen Interesse sprachen. Sie hinderten die Republik an ihrer naturgemäßen Entwicklung und zogen schließlich Frankreich in einen Krieg hinein, der nicht für Frankreich, sondern für den panslawistischen und reaktionären Zarismus geführt wird.

So wird nicht Rußland durch den Liberalismus der Westmächte erhoben — es werden die Westmächte durch die zurückgebliebene Despotie herabgezogen. Und Rußlands innere Entwicklung wird wiederum nur dann — wie im japanischen Kriege — gefördert, wenn sein System auf dem Schlachtfeld erliegt. Deutschland aber, definitiv befreit von Rußlands Freundschaft, steht der Weg offen zu einer ehrlichen Demokratie.

Ein Rundschreiben des Grafen Tisza.

B u d a p e s t, 30. Oktober.

Ministerpräsident Graf Tisza hat an die griechisch-katholischen Bischöfe von Eperjes und Munkacs folgendes Schreiben gerichtet:

Euer Hochwürden! Von meiner Rundreise in Oberungarn zurückgekehrt, erachte ich es als meine angenehme Pflicht, als Behrde, die ich aus dieser Reise gezogen habe, zu konstatieren, daß die ganze griechisch-katholische Geistlichkeit der von der russischen Invasion heimgesuchten Gegenden ohne Ausnahme eine tadellose patriotische Haltung an den Tag gelegt hat. Mir, der ich niemals der hie und da ausgetauchten Anschuldigung, als ob einzelne Mitglieder der griechisch-katholischen Geistlichkeit russophil wären, Glauben geschenkt habe, gereicht es zur besonderen Genugtung, festzustellen, daß der Patriotismus dieser Geistlichkeit in der letztvergangenen Krise ohne Schwanken die Prüfung bestanden hat. Dies beweist auch das Vorgehen der eingebrochenen russischen Truppen, die die Geistlichkeit als einen ihrer Bestrebungen im Wege stehenden Feind betrachteten. Den Patriotismus dieser Geistlichkeit zu bezweifeln hat nach diesen Ereignissen niemand das Recht, und die ganze ungarische öffentliche Meinung muß für die hie und da ausgetauchten, die patriotische Seele dieser Geistlichkeit tief verwundenen und unbilligen Verdächtigungen Genugtung geben.

Leider offenbarten sich diese Verdächtigungen auch in einzelnen konkreten Handlungen. Einzelne militärische und Polizeiorgane leiteten gegen mehrere Geistliche das Verfabren ein, indem sie leichtsinnigen Einflüsterungen niederträchtiger Denunzianten Glauben schenkten. Wenn auch diese Fälle nicht in großer Zahl vorfamen und wenn auch die Kriegsgefahr gewissermaßen als mildernder Umstand gelten mag, der jeden Bürger des Vaterlandes veranlaßt, über manche Unannehmlichkeit, manches Leid und manches Unrecht einen Schleier zu breiten, bedaure ich dennoch die Vorfälle tief und ersehe Euer Hochwürden, mein Bedauern und mein Mitleid für die erlittenen Injurien den Betreffenden mitzuteilen und sie gleichzeitig zu verständigen, daß ich in den bekanntgewordenen Fällen alles, was in meinem geistlichen Wirkungsbereich möglich war, zur Beseitigung des Unrechtes veranlaßt habe und daß ich im Falle entsprechender begründeter Klagen bereitwilligst gegen jene vorgehen werde, die irgend welche Verantwortung für etwaige Versäumnisse oder Fehler trifft.

Ich gebe gleichzeitig der sicheren Hoffnung Ausdruck, daß die ganze christlich-katholische Geistlichkeit, getreu ihren edlen Traditionen, die Regierung und die Gesellschaft in der auf die Hebung der materiellen, kulturellen und moralischen Kraft des ruthenischen Volkes gerichteten Aktion eifrigst unterstützen wird. Die letzten Wochen haben zugleich bewiesen, daß auf diesem Gebiet viel zu tun ist. Die planmäßige, systematische Ministerarbeit der eingebrochenen russischen Truppen hat einen großen Teil der Einwohnerschaft der betreffenden Gemeinden zu Missethätigen bei den Plünderungen dieser Truppen gemacht. Die ausgeraubten Geschäfte und Privatwohnungen, die auf dem Boden der leeren Wohnzimmer herumliegenden zertrümmerten Gegenstände sind Beweise des Zusammenwirkens der russischen Soldaten und des ruthenischen Volkes. Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, in diesen Plünderungen die selbstbewußte Offenbarung einer unpatriotischen Massen- oder Nationalitätenströmung zu erblicken. Den Charakter

des Vaterlands- und des Hochverrates an sich tragende Handlungen sind nur ausnahmsweise seitens einiger verleiteter oder bestochener Leute vorgekommen. Es sind dies gewöhnliche Verbrecher, in welchen sich die brutale Zerstörungsmut der naiven primitiven Volksseele ohne jedes bewußte Ziel äußert. Es genügt hier, darauf hinzuweisen, daß selbst in den ihren Interessen dienenden genossenschaftlichen Geschäften sowie in den Apotheken alles verwüstet wurde. Es ist dies kein Vaterlandsverrat, sondern dies sind Symptome der geistigen Rückständigkeit und der Verwilderung, die nicht nur eine Sühne, sondern gleichzeitig eine materielle und moralische Bauarbeit des Landes sowie der Gesellschaft erheischen. In dieser Arbeit harret der griechisch-katholischen Geistlichkeit ein edler Beruf. Sowohl ihr Beruf als Seelenhirt als auch ihr eigenes wohlverstandenes Interesse rufen sie zur Teilnahme an derselben. Zeigen doch die vielen verwüsteten Häuser der Geistlichen die traurigen Folgen der seelischen Verwilderung. In dieser Arbeit erwarte ich mit Vertrauen die Teilnahme der griechisch-katholischen Geistlichkeit. Mit doppeltem Vertrauen wende ich mich an Euer Hochwürden mit der Bitte, die Geistlichkeit Ihrer Diözese zu führen, anzuleiten und anzueifern und mit dem ganzen Gewicht Ihrer Würde als Oberhirt dahin zu wirken, daß die Geistlichkeit bei dieser Arbeit, vereint mit dem ungarischen Staate und der Gesellschaft, wahrlich der Seelenhirt, Ratgeber und Führer der ihrer Sorge anvertrauten Gläubigen sei, sowohl auf wirtschaftlichem wie auf kulturellem Gebiet, in allen Verhältnissen des Lebens, damit daraus Kraft und Zufriedenheit für unser Vaterland in der Zukunft erwachsen als Erbeil, das wir einer wohlhabenderen, gebildeteren, die Gesehe mehr achtenden und glücklicheren Generation hinterlassen.

Mit dem Ausdruck meiner wahren Hochachtung bin ich Euer Hochwürden aufrichtig getreuer Tisza.

Vom Schützengraben und seinem Humor.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Unberechtigter Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

Großes Hauptquartier, 21. Oktober.

Das ist etwas Wunderliches, Wunderbares in des Menschen Art, daß er es vermag, durch die Zauberkraft starken Entschlusses die gigantische Macht der auf ihn einflürenden Erlebnisse und Eindrücke zu überwältigen und ihnen zu gebieten, daß sie ruhen, bis es Zeit sein wird zur Totenklage und zugleich zur Siegesfreude. Als hätten sich alle hier draußen im Felde das Wort gegeben, so hilft einer dem andern über die schwere Zeit hinweg. Und dankbar wird jeder begrüßt, dem die große Kunst gegeben ist, die übrigen mit echtem Humor zu stärken. Ein gutes, aus der Stunde geborenes Scherzwort läuft wie eine Parole durch das ganze Lager. Es weht mit Windesschnelle von Armee zu Armee, die ganze Front entlang und wohin man kommt, lacht es aus den Augen der Kämpfer. Es wäre nicht angebracht, diesen wahren, auf den blutbenetzten Schlachtfeldern erwachsenen Humor schon jetzt zu sammeln und nach der Heimat zu berichten, weil er, seiner Umwelt entrissen, doch leicht einen falschen Begriff vom Ernste der Stimmung unserer Truppen geben könnte und weil man hier draußen den Eindruck hat, daß so wie so in der Heimat sich noch immer in Theaterlingsang, Witzblättern und Mitpostkarten ein Gift breit macht, der schlecht und häßlich zu dieser Kriegsmonate blutiger Bitterkeit paßt. Hier draußen, wo jede Minute Glieder und Leben kostet, hier hat der Kriegshumor seine heilige, aufrichtende Berechtigung.

Wenn der junge schwäbische Freiwillige, der sich seinen von einer Granate zerschmetterten linken Fuß mit einem Abschiedsblick betrachtet, ehe er ihm im Feldlazarette abgenommen wird, ruhig und betrüblich sagt: „Hätt' 's nit lieber die linke Hand sein könne? Grad auf dem Fuß wär i halt gern noch amal auf unserer Kirchwies getanz!" so ist das kein Witz, der auf das Gelächter der Zuhörer berechnet ist. Aber es liegt eine tröstende Kraft für die anderen in der Fassung der Schmerzverwundeten, der tapfer genug ist, den Heilen Zuspruch zu bieten, während er selbst den Jugendfreunden Valet sagt.

Oder ein anderes Beispiel: Einem Landwehrmanne, einem zungenstinken Schneider aus Neukölln, ist vor Lüttich eine belgische Infanteriekugel in die linke Hüfte gefahren und zur rechten wieder herausgedrungen. Bei der Untersuchung in Lazarette stellt sich heraus, daß die Verwundung sehr seltsam verlaufen, und zwar schmerzhaft, aber nicht gefährlich ist. Die Kugel ist unmittelbar unter der Bauchhaut im Bogen um den Leib herumgegangen und hat keinen edlen Teil gefährdet.

„Det sind nu wieder janz die Belgier“, bemerkt der Neuköllner zu dieser Feststellung. „Niemals jeradezu, immer die verfluchten Winkelzüge.“

Solch ein Wort wird von Bett zu Bett weitergegeben. Es verklärt die blassen Gesichter der Leidenden und kommt mit der nächsten Krankenträgerkolonne schon in die Schützengräben, wo die Kameraden des Verwundeten noch im Feuer liegen. Und zwischen Lachen und Zielnehmen geht es von Mund zu Mund: „Du, haste schon gehört, wat Emil zu seinem Bauchschuß

jesagt hat, braver Kerl, wat? — Feuer! Und die Kugeln zischen von hüben und drüben. Halb noch im Lachen, daß Emil einen so guten Spaß gemacht hat und halb im Schmerz, weil ihn selbst eben die Kugel traf, packt ein anderer seinen zerschlagenen Arm ein und folgt Emil nach dem Lazarett. „Auf Wiedersehen!“ ruft er den Kameraden zu. „Aber hier draußen, nich drinne bei die Karboldragoner.“

Wochenlang liegen sie in den Schützengräben, Stunde um Stunde unter dem Heulen der Granaten und dem Rischen der Schrapnells, jeden Augenblick gewärtig, selbst getroffen zu werden. Da sind sie die Höllenmusik der wdspeienden Feuerschlände ebenso gewohnt worden wie wir, die wir sie vom Hauptquartier aus größerer Entfernung hören. Sie darf ihnen den Humor nicht mehr stören, sonst wäre es schlimm um sie bestellt. Und sie stört ihn auch nicht.

„Ich werde Ihnen mal ganz einen gebildeten Vortrag halten“, erklärt ein nach wochenlangem Liegen im Schützengraben verwundet zurückkehrender Hauptmann. „Der Mensch ist ein Produkt seines Milieus, nicht wahr, das stimmt doch nach Zola und Zösen und wie sie heißen? Das ist also ganz gebildet modern ausgedrückt. Unser Milieu ist brauner Lehm. Der lehm-braune Schützengrabenmensch, das ist die neueste Entwicklungsstufe. Hat nichts zu saufen, reagiert sauer auf Erbswurst, unterscheidet die ältesten Jahrgänge Speck mit der Zunge, und an der grünen Farbe wie ein Weinkenner und schläft im Schlamm wie eine Leichkröte. Da haben Sie die ganze Naturgeschichte. Zoologischer Name: Homo soldaticus fossilis, von Fossa, der Schützengraben. Latein IV., Laune I.“

Sie haben auch schon ihr Bundeslied, diese lehm-braunen, versteinerten Grabenmenschen. Ein junger Offizier, der es an der Mäse verfaßt haben soll, hat das Verdienst, den ersten in diesem Kriege vollständig gewordenen Gesang gedichtet zu haben, der Aussicht hat, bald ebenso beliebt zu werden, wie das Lied des Füsiliers Kuttsche 1870:

Das Haar wächst uns zur Mähne,
 Die Seife ward uns fremd,
 Wir haben keine Zahne,
 Wir wechseln auch kein Hemd.
 Durchnäht sind alle Kleider,
 Oft bleibt der Magen leer,
 Von Bier und Wein g'ibt's leider
 Auch keinen Tropfen mehr.
 Es quälcht in Schuh und Socken,
 Der Dreck spritzt bis zum Ohr;
 Das einzige, was noch trocken,
 Sind Kchle und Humor.

So klingt es nach der Weise eines alten Studenten-
 liebdes aus den Schützengräben. Staunend vernehmen
 die Franzosen diesen rauhen germanischen Barditus,
 der sich wohl schwer in ihre Sprache übersetzen läßt,
 so genau auch jedes Wort zu verstehen ist.

Denn sie liegen sich stellenweise nur 30 bis
 50 Meter gegenüber, die feindlichen Schützengräben.
 Und da hat sich zwischen den Feinden, die so lange
 gemeinsam dem Tod ins Auge blicken, eine Art Com-
 ment herausgebildet, genau wie es 1870 geschehen ist.
 Mittags von 12 bis 2 Uhr ist an vielen Stellen der
 Kampflinie auf Grund einer beiderseits streng ein-
 gehaltenen Vereinbarung Schießpause eingelegt worden.
 Es kann aber vorkommen, daß infolge von zwingenden
 Gründen menschlicher Natur einer der Kämpfer zu
 anderer Zeit den dringenden Wunsch hat, den Schützen-
 graben zu verlassen. Dann hebt er den Gewehrkolben
 in die Höhe. Das Heben der Gewehrkolben im feind-
 lichen Graben zeigt ihm an, daß er verstanden worden
 ist und den Graben verlassen kann. Meist verläßt gleich-
 zeitig auch einer der Feinde den Graben, gewissermaßen
 als Geißel. Zwischen Deutschen und Franzosen ist es
 noch nicht vorgekommen, daß auf jemand im Augen-
 blicke dieser notgedrungenen Neutralität geschossen worden
 ist. Mit den Engländern freilich wird kein Versuch
 zu Vereinbarungen dieser Art eigentümlicher Ritterlich-
 keit gemacht. Dazu ist die Erbitterung auf unserer
 Seite und die Heimtücke auf ihrer zu groß.

Der Mensch gewöhnt sich an alles, schließlich auch
 an das Mauerwurfsbafeln in nassen Schützengräben.
 Aber man sucht es sich so gemütlich zu machen, wie
 es der Komfort der Erdlöcher zuläßt. Auf dem Gebiete
 der wohnlichen Einrichtung der Schützengräben sind
 jedenfalls in diesen harten Kriegswochen bemerkenswerte
 Fortschritte gemacht worden. Wenn es in der netten
 Naturgeschichte des „Homo soldaticus fossilis“ heißt,
 daß er im Schlamm schlafte wie eine Leichkröte, so
 ist das eine kleine Übertreibung und kommt nur aus-
 nahmsweise vor. Meist schläft er in sehr zweckmäßig
 gebauten splittericheren Unterständen, förmlichen Erd-
 lafernen, die mit Strohschütten und Dedden ausgestattet
 sind und eine mollige Sicherheit gegen Wind, Regen und
 feindliche Schrapnells bieten.

Man kann selbst Polstersessel und behagliche Kana-
 pees im Schützengraben finden, die zu einem Mittags-
 schläfchen mitten im Kugelregen einladen. In den feind-

lichen Schützengräben — von den unserigen habe ich
 das noch nicht feststellen können — blühen in beschei-
 denem Umfange sogar die Wissenschaften. Wenigstens
 wurden in belgischen Schützengräben dreisprachige
 Wörterbücher, vlämisch-französisch-englisch, gefunden,
 deren eines ich mir als Andenken mitgenommen habe.
 So guten Willen muß man loben. Ich fürchte aber
 doch, daß die Zeit zum Studieren etwas spät geworden
 war und die vlämisch-englische Verständigung dürfte nach-
 der von den Engländern verschuldeten Beschießung Ant-
 werpens auch durch die besten Wörterbücher nicht mehr
 zu erreichen sein.

Sehr sinnreich sind die Kochvorrichtungen in den
 Schützengräben, die so eingerichtet sind, daß kein auf-
 steigender Rauch die Stellung dem Feinde anzeigt. Nur
 ganz ausnahmsweise dagegen findet sich ein anderes,
 hier draußen stets als sehr gemüthliche Nachbarschaft
 empfundenes Möbel im Schützengraben, nämlich das
 Klavier. Immerhin haben die Engländer kürzlich
 Gelegenheit gehabt, aus einem deutschen Schützengraben
 deutsche Kriegslieder mit Klavierbegleitung zu hören.
 Ein rheinischer Klavierlehrer hatte sich an das, in
 der Nacht aus einem der Zerföhrung ausgelieferten
 Nachbardorfe in den Schützengraben geschleppte Instru-
 ment gesetzt und meißerte die Tasten kaltblütig im
 ärgsten Kugelregen; er kam nicht einmal aus dem Takt,
 als ein Schrapnellsplitter das Klavier antrugte. Leider
 konnten sich die Engländer dem musikalischen Genuß
 nicht lange hingeben, denn gleich darauf räumte unsere
 Artillerie ihre Stellung auf. Die Engländer glaubten
 beim eiligen Abschied noch zu hören, daß die Deutschen
 ihnen zu Ehren „God save the King“ spielten. Das
 war aber ein Irrtum. Unsere Mannschaften sangen:
 „Deutschland, Deutschland über alles!“

In den französischen Schützengräben gibt es noch
 eine besondere Art von Kriegskomfort. Da sind be-
 herzte Nichtkombattantinnen, welche bis in die vorderen
 Stellungen vordringen, so daß man ihr Röcheln und
 Plandern in den Schießpausen bis in unsere Gräben
 herüber hört. Doch das ist eine Art von Kriegs-
 auffassung, für die wir keinen Sinn haben. Das geht
 uns über den Humor.

W. Scheuermann, Kriegsberichterflatter.

Die Umwertung aller Werte.

Was der Krieg im Geolge hat.

Von

Universitätsprofessor Dr. Rosenblatt.

Der Krieg hat eigentümliche und nicht vorhergesehene Folgen nach sich gezogen. Er hat Gefühle und Gedanken, Ansichten und Handlungen, Ereignisse und Tatsachen ausgelöst, welche unsere bisherigen Ansichten über so manche Werte der menschlichen Güter, über Leben und Vermögen, Kultur und Wissenschaft, Recht und Gesetz, wenn nicht umgestoßen, so doch bedeutend ins Schwanken gebracht haben.

Werte, die wir für unerschütterlich, Rechte, die wir für unantastbar betrachtet haben, sind verletzt und in ihren Grundlagen erschüttert worden. Unwillkürlich drängt sich das Wort des griechischen Philosophen Heraklitos „panta rhei“ (alles fließt) in Erinnerung. Denn alles ist in Fluß geraten und es wird schwer, im Fluß des entstandenen Chaos einen festen Punkt zu finden.

Das menschliche Leben galt im Frieden als einer unserer wichtigsten Werte. Im Frieden mitunter überschätzt, hat es zufolge des Krieges bedeutend an Wert verloren. Das Leben des Individuums spielt nunmehr überhaupt nur eine geringe Rolle. Es hat nur so weit Wert behalten, als es dem Vaterlande in dieser schweren Zeit unmittelbar nützlich und für die Kriegszwecke verwertet werden kann. Auch das Individuum selbst schätzt den Wert seines Lebens im Kriege viel geringer ein als im Frieden, und setzt es, wie wir das täglich lesen, mutig und mit Todesverachtung — eigentlich sollte man sagen: „mit Lebensverachtung“ — jeder Gefahr aus, wenn es glaubt, damit zum Siege der gerechten Sache beizutragen. Angesichts der heiligsten Interessen, für welche zu kämpfen man gezwungen wurde, verliert das Leben des Individuums bedeutend an Wert.

Damit im Zusammenhang steht die Umwertung der Ansichten über Menschenmord und Massenmord. Die Absicht, einen Menschen zu töten, die sonst in Friedenszeiten zum Mörder stempelt, ist die unabwiesliche Voraussetzung des Krieges und des Sieges, und wem ein Massenmord gelingt, der wird zum Helden.

Die Kultur hat überhaupt aufgehört, ein Wert zu sein. Nationen, die als Pioniere und Träger der Kultur galten, benehmen sich schlimmer als die wilden Völker und Menschenfresser Afrikas. Sie verbinden sich mit asiatischen Barbaren, um die Kultur zu zerstören, die Freiheit zu unterdrücken, Sklaverei und Finsternis zur Herrschaft zu bringen.

Selbst am Wert der Wissenschaft beginnt man zu zweifeln, wenn man sieht, daß die gewaltigsten Erungenschaften des menschlichen Geistes dazu dienlich gemacht werden, um die wertvollsten Produkte des menschlichen Wissens und Könnens zu zerstören und unschätzbare und unersetzbare Werte zu vernichten. Staunend liest man, daß Männer der Wissenschaft wissenschaftliche Auszeichnungen, welche von wissenschaftlichen Korporationen für Verdienste um die Wissenschaft erteilt worden sind, zurücklegen, weil die verleihende wissenschaftliche Korporation einer Nation angehört, mit welcher man im Kriege steht. Welche Umwertung eines wissenschaftlichen Wertes!

Es ist wohl begreiflich, wenn man die Auszeichnungen eines Staatswesens ablegt oder zurückschickt, mit welchem das Vaterland im Kriege steht. Aber führen denn rein wissenschaftliche Korporationen miteinander Krieg? Sollten nicht umgekehrt in diesen Zeiten der allgemeinen Bekriegung gerade die wissenschaftlichen Korporationen aller Kulturvölker der Erde zusammenhalten und sich vereinigen, um einen gemeinschaftlichen Protest gegen die Greuel des Krieges zu erheben?

Der Begriff und Wert des Rechtes ist in Fluß geraten. Man weiß nicht mehr, ob es überhaupt noch ein Recht gibt. Das Recht des Privateigentums galt bis nun als vom Feinde unan-

taastbar und gegen jeden Angriff auch in Kriegszeiten gesichert. Der gegenwärtige Krieg hat uns eines anderen belehrt und auch den Wert des Privateigentums umgewertet.

Völkerrechtliche Grundsätze werden von denselben Staaten verletzt, welche an deren Feststellung mitgewirkt haben. Sie sind zu wertlosen Papierwischen umgewandelt worden. Nach den Erfahrungen dieses Krieges ist das Völkerrecht das Recht des Schwächeren, um welches der Stärkere sich nicht kümmert.

Und nun zum Gold und Geld. Es galt vor dem Kriege im Publikum, und zwar nicht nur beim Nichtintelligenten, sondern auch beim Intelligenten allgemein der Grundsatz, daß man sich für den Fall eines Krieges vor allem mit Gold versehen müsse, und dieses in der eisernen Kasse (oder auch im Strumpfe — der Kasse armer Leute) gut zu verwahren habe. Und was hat sich nun ergeben? Die einen, welche das Gold für den Kriegsfall mühsam gesammelt haben, hüten es ängstlich weiter und fürchten es auszugeben. Sie werden es auch weiter hüten, bis der Krieg zu Ende ist und werden es dann ebenso wie vor dem Kriege wieder in Verkehr setzen. Sie haben also vor dem Schatz in der Kasse gar keinen Nutzen gehabt, außer den Vergnügen des Besitzes, und sie werden sich überzeugen daß die Ansammlung von Gold zweck- und wertlos war, und daß das Papiergeld seine volkswirtschaftliche Funktion auch im Kriege ohne Störung weiter erfüllt hat.

Die anderen Goldsammler werden das Gold ausgeben und das kleine Agio, das sich zwischen Gold und Papiergeld herausgebildet hat, ausnutzen, um das Gold gegen Papier einzutauschen, respektive um das Gold zu verkaufen. Sie werden sich also des angesammelten Goldes wieder entledigen und haben nichts anderes erreicht, als daß sie eine gewöhnliche Börsenspekulation ausgeführt haben, an welcher sie möglicherweise etwas verdient haben konnten, wenn das Disagio zwischen Gold und Papiergeld größer war als der Zinsverlust am angesammelten Gold, oder sie werden auch gar nichts profitiert haben, wenn der Zinsverlust durch das Agio nur ausgeglichen worden ist? Wozu also die ängstliche Thesaurierung des Goldes und die ängstliche Verwahrung desselben?

Auch unsere Ansichten über Gold- und Geldwert sind als einer Aenderung unterlegen.

So könnte man noch so manche Werte zittern, welche zufolge des Krieges eine bedeutende Aenderung erfahren haben.

Glücklicherweise gibt es aber im menschlichen Leben auch Werte, welche selbst im schwersten Kriege die höchste Widerstandskraft besitzen und denen der Krieg nichts anhaben konnte. Zu diesen wenigen Werten, welche auch im Kriege am Werte nicht verloren haben, gehört der Wert der eigenen Persönlichkeit. Aber hiervon ein anderes Mal.

Mit voller Kraft auf die Serben.

Ein bedeutamer Armeebefehl des F.M. Potiorek.

r. Budapest, 9. November. „Az Est“ veröffentlicht einen Armeebefehl des Oberkommandanten unserer Balkanstreitkräfte, Feldzeugmeisters Potiorek. Der Befehl lautet:

„Soldaten der fünften und sechsten Armee!

Übermals ist der Augenblick gekommen, um den uns gegenüberstehenden Feind mit vereinter Kraft anzugreifen, unsere bisher erreichten Erfolge durch einen entscheidenden Angriff zu krönen und dadurch den Kriegszweck, die völlige Niederwerfung des Feindes, zu erreichen!

Mit frischer Kraft, durchdrungen von einem vorzüglichen Geist, an Körper und Seele durch einen fast dreimonatigen Feldzug gestählt, stehen wir einem erschöpften Feinde gegenüber, der seine Leichtfertigkeit schon längst bereut hat, mit der er uns zwang, unser Schwert zu zücken. So wollen wir denn die letzte Kraft des Feindes brechen und diesen Feldzug noch vor Eintritt des Winters beschließen, diesen Feldzug, der Euch so schwere Folgen auferlegt.

Soldaten! Eure durch unseren obersten Kriegsherrn so vielfach anerkannte Tapferkeit gibt mir die Gewähr, daß Ihr auch bei dieser Gelegenheit allesamt den Eid und Eure Soldatenpflicht vor Augen haltet, getreu dem Beispiele unserer, auf der Wallstatt gefallenen Helden, alles zur Besiegung des Feindes anbieten, Blut und Leben opfern werdet, mit Gott, für Kaiser, König und Vaterland!“

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 301

TAG: 12.11.1914, 2

Das Ende der „Emden“.

Der kühnste der deutschen Auslandskreuzer, der kleine Kreuzer „Emden“, der Schrecken des Indischen Ozeans und der britischen Admiralgattung, ist nicht mehr. Er wurde am 9. November bei den Kokos-Inseln im Indischen Ozean von dem australischen Kreuzer „Sydney“ in Brand geschossen und von der eigenen Besatzung auf Strand gesetzt. Die Geschichte der „Emden“ steht geradezu einzig da. In englischen Blättern wurde die „Emden“ mit der „Alabama“ verglichen, jenem berühmten Rapierschiß der verbündeten nordamerikanischen Südstaaten, das unter dem Kommando des Kapitäns Semmes während des Bürgerkrieges der Rauffahrtstotte der Nordstaaten so gewaltigen Schaden zufügte, bis es am 19. Juni 1864 von der „Reasarge“, einem Unionschiß, vernichtet werden konnte. Uneingeschränkte Bewunderung ward dem Kommandanten der „Emden“, dem Fregattenkapitän Karl v. Müller, wegen seines „sportlichen Geschicks“ von englischen Blättern gezollt. Allerdings geschah das wohl mit gemischten Gefühlen, wenigstens vonseiten der Kaufleute. Englische Handelskreise rechneten den Verlust zusammen, den die „Emden“ ihnen verursachte. „Manchester Guardian“ schätzte ihn im Indischen Ozean, auf dessen Grund nun über 96.000 Tonnen liegen, allein auf 40 Millionen.

Eine klare, wenn auch nicht vollständige Übersicht über die Verluste, die der Kreuzer „Emden“ den Feinden,

besonders aber der britischen Handelsmarine zugefügt hat, gewinnt man aus der nachfolgenden Tabelle:

Schiffe	Tonnen- gehalt	
Benmohr	4806	versenkt
Buresl (Kohle) . .	4350	gekapert
Chillana	5140	versenkt
City of Winchester .	6800	versenkt
Glan Grant	3948	versenkt
Glan Matheson . . .	4775	versenkt
Diplomat	7615	versenkt
Egford (Kohle) . . .	4542	gekapert
Zubus	3871	versenkt
Karbina	4657	gekapert und freigegeben
Killin	3544	versenkt
King Lub	3650	versenkt
Lobat	6102	versenkt
Ponrabbel	473	versenkt
Pontopores (Kohle)	4049	gekapert
Riberia	4147	versenkt
St. Egbert	5596	gekapert und mit Fahrgästen und Bemannung nach Cochiu gebracht
Trabboch	4014	versenkt
Troilus	7562	versenkt
Thymerie	3314	versenkt
Zemzug	3180	versenkt
	96.085	

Der Verlust der „Emden“ war bei ihrer gefährlichen Stellung im Indischen Ozean schließlich nicht aufzuhalten, und man darf sich freuen, daß der kühne deutsche Kreuzer, ehe er sein Ende fand, den Briten so empfindlichen Schaden zugefügt hat.

Der Heilige Krieg.

Die Verkündigung des Heiligen Krieges.

K. B. Konstantinopel, 13. November. Die Verkündigung des Heiligen Krieges durch den Sultan-Kalifen, die ein großes historisches Ereignis darstellt, ruft ungeheure Sensation hervor und wird in allen Kreisen lebhaft in dem Sinne erörtert, daß sie bei allen muslimanischen Völkern der Welt gewaltigen Widerhall finden und auf den Gang des Krieges großen Einfluß üben werde. Die Blätter heben die große Bedeutung des kaiserlichen Manifestes und des Fetwa, betreffend den Heiligen Krieg oder Dschihad, hervor und stellen fest, daß von heute an jeder Musliman, der Waffen tragen kann, selbst die Frauen, gegen die Mächte, die der Kalif als Feind des Islams erklärt, kämpfen müßten. Der Krieg werde auf diese Weise Pflicht nicht bloß aller Ottomanen, sondern der 300 Millionen Muslimanen der Erde.

K. B. Konstantinopel, 13. November. Anlässlich der Verkündigung des Heiligen Krieges ist ganz Stambul reich beslaggt. Die dichtgefüllten Straßen widerhallen von patriotischen Kundgebungen seitens der Menge.

K. B. Konstantinopel, 13. November. Man glaubt hier, daß England, Frankreich und Rußland alle Maßnahmen treffen werden, damit die Verkündigung des Heiligen Krieges durch den Kalifen in Indien, Algerien und Tunesien, sowie den anderen Ländern nicht bekannt werde, doch ist man überzeugt, daß die Nachricht auf jeden Fall dorthin gelangen wird. In hiesigen persischen Kreisen heißt es, daß die englische und die russische Regierung die Perser absolut daran hindern, das Gebiet von Indien und Afghanistan zu betreten.

Die Perser verlangen den Krieg gegen Rußland.

K. B. Konstantinopel, 13. November. Die hiesigen Perser richteten an die religiösen Oberhäupter der Schiiten Telegramme, worin sie mitteilten, daß sie mit lebhaftester Freude von dem Fetwa Kenntnis erhalten haben, das den heiligen Krieg verkündet. Sie erklären, daß sie ihre Geschäfte schließen und bereit seien, in den Krieg zu ziehen und bitten, ihnen bekanntzugeben, wohin sie sich zu wenden haben.

Tanger von den Marokkanern bedroht.

K. B. Konstantinopel, 13. November. Wie „Takwir-i-Eskiar“ erfährt, gabint der heilige Krieg, der gegen Frankreich proklamiert wurde, in Marokko an Ausdehnung. Dem Blatte „Saabet“ zufolge, das in Tanger erscheint, zogen 10.000 Marokkaner unter Abdul Melek in Tazza ein und nahmen die französischen Beamten gefangen.

In einem zwischen einer Division Marokkaner und Franzosen in der Umgebung von Tanger ausgefochtenen Kampfe wurden die Franzosen geschlagen. Der Gouverneur von Tanger soll die französische Regierung aufmerksam gemacht haben, daß die Stadt, wenn nicht in einigen Tagen Verstärkungen gesendet werden, von den Marokkanern eingenommen werden würde. ▲

Die galizischen Straßen.

Wir erhielten folgende Zuschrift: Ich habe in der Sonntagsnummer Ihres Blattes den Artikel „Die Straßen in Galizien“ (Eine Erwiderung unseres Kriegsberichterstatters) gelesen. Da ich in der fraglichen Zeit — Ende September bis Mitte Oktober — es war die schreckliche Regen-, Sturm- und Kälteperiode, in dem von Ihnen bezeichneten Raume: Neu-Sandec—Brzow—Przemysl auf einer Anzahl der dortigen Straßen marschierte, möchte ich der Wahrheit über die Verhältnisse als Augenzeuge und Leidensgenosse der vielen Tausenden, die sie mit mir passieren mußten, die Ehre geben.

Wenn man diese Straßen als elend, miserabel, grundlos usw. bezeichnet, so möchte ich füglich behaupten, daß kaum die Superlative dieser Worte der ganzen Scheußlichkeit der Wirklichkeit nahekommen. Die Straßen waren nicht Verkehrsmittel, sondern Best-irrhindernisse gleich Flüssen, deren Bett anstatt mit Wasser mit Kot gefüllt war. Wo es irgend anging, benützten wir zum Marsche die Hutweiden und Felder neben der Straße; ja selbst das oft mühsame Durcharbeiten durch Gehölz im Walde brachte uns eher an das Ziel als das Waten in den Kotflüssen, genannt Straßen. Beritten ging es ja noch meistens, häufig kamen aber auch für uns unpassierbare Stellen. Was aber hatten die armen Offiziere und die Mannschaft der Fußtruppen auf diesen elenden Straßen zu leiden! Bei jedem Schritte das Bein dieser Kotmasse entringen zu müssen, selbst über und über bespritzt — es war zum Erbarmen! Wenn trotzdem und des Tag für Tag elenden Wetters der gute Geist der Truppen nicht nachließ, ist es den Braven hoch anzurechnen. Jedesmal, wenn der Feind in nächster Nähe gemeldet wurde, ging es wie ein Erlösungsruf durch ihre Reihen: Nur weg von der Straße in den ärgsten Kugelregen!

Fast noch mehr wie die Menschen hatten die armen Tiere zu leiden, die nur zu häufig trotz Aufbietung ihrer letzten Kräfte nicht im Stande waren, die Wagen „aus dem Dreck“ zu ziehen. Wie oft sah man diese armen Opfer der galizischen Straßen in den Gräben vor Erschöpfung verendet oder erschossen liegen. Wer die Schuld daran trägt, daß die Straßen in so elenden Zustand kommen konnten, darüber will und kann ich mich in keine Erörterung einlassen. Diejenigen tragen aber auch die Schuld an den schrecklich ermüdenden Verzögerungen, die die ungezählten Stodungen im Vormarsche hervorriefen. Am 9. Oktober marschierten wir von 5 Uhr früh bis halb 10 Uhr abends im Sturm und strömenden Regen und hatten kaum 15 Kilometer zurückgelegt! Immer wieder und wieder blieben Geschütze und Fuhrwerke stecken und hinderten so ein Vorwärtskommen der Truppen. Wie oft aber wäre ein rasches Vorwärtskommen dem Feind gegenüber von ausschlaggebender Bedeutung gewesen!

Die gleichen trifft auch die Schuld, wenn nicht einmal der Geschütztrain im Anschluß an die Truppe marschieren konnte, so daß diese tagelang selbst die Munitionswagen und die Fahrflüchen mit dem Essen für die Leute nicht zu Gesicht bekam, geschweige denn die Bagagen, Brot, Briefe . . . Die Sanitätswagen konnten nicht an die Geschützlinie heran; Verwundete und Kranke mußten stunden- und tagelang liegen, ohne rückbefördert werden zu können! Alles Schuld der elenden Straßen.

Die Zahl der Erschöpften vom Waten im Kot, die nicht mehr weiterkonnten; die vielen Hunderte hungeopferter Pferde und Tragtiere; die Tausende von Menschen, die nur mit Überanspannung höchster Willenskraft die Mühsal überwandten, — sie alle erheben eine Anklage gegen Verhältnisse, die sicher nicht in dem Maße vorhanden hätten sein müssen. Zum Beweis, daß es hier und da doch eine Straße gab, die trotz der schlechten Witterung ganz gut passierbar war! W. v. S.

BRUNDT, Ray

Fahrt in Rußland.

Ein Nachtgefecht.

Von unserem zum Dstheer entsandten Kriegsberichterstatter.

Unberechtigter Nachdruck, auch
auszugsweise, verboten.

Armee-Oberkommando D St. 1. November.

Wieder über die Grenze.

Die Straße, die eben noch eben und schön nach Mierjunksen lief, wird wieder breit, voller Buckel und Löcher. Mein Auto hat die Grenze wieder überschritten. Das Schilderhaus sieht immer preussischer aus, orange-farbene Einfassung, der schwarze und weiße Streifen ist noch mehr verblaßt. Die hohen gußeisernen Meilen-anzeiger huschen vorüber, die hügelige Landschaft in ihrem merkwürdigen verwahrlosten Reiz ist durchslogen, der breite Marktplatz von Filipowo ist wieder erreicht. Der Schmutz und die vielen Pfützen, die den Mittelpunkt bildeten, sind gefroren. Es wird 2 Grad Kälte sein. Der eisige Wind zerfchneidet bei der Fahrt das Gesicht. Man fühlt zunächst jeden Muskel, um bald überhaupt nichts mehr zu fühlen. Mit großer Befriedigung stelle ich fest, daß die wollenen Mützen, die den ganzen Kopf

bedecken und nur einen Ausschnitt für das Gesicht haben, ausgezeichnete Dienste tun. Eine Kavalleriepatrouille, die eben auf den Markt von Filipowo einreitet, hat die gleiche Vermummung. Der Führer deutet auf die Kappe und sagt nur kurz: „Gut, was?“ Ich nicke mit möglichster Lebhaftigkeit, denn der Wind nimmt meine Worte fort.

Von Filipowo schlage ich den Landweg nach Przerosl ein. Vor 14 Tagen war der echt russische Weg für ein Auto sicherlich nicht passierbar. Es ist kein Weg, sondern eine Strecke Land, das gerade nicht beackert ist. Dabei geht es steil die Hügelketten hinauf; der große See von Kospuda glänzt bald in ziemlicher Tiefe. Die deutschen Pioniere und die Kälte haben die Straße fahrbar gemacht. Es ist erstaunlich, wie schnell die russischen Wege von unserer deutschen Herresleitung verbessert werden. Ich bin im Laufe dieses Tages noch manchen Kilometer russischen Landweg gefahren, überall hat die deutsche Verbesserungsarbeit mit bewunderungswürdigem Ergebnis eingesezt. Da sind Hunderte von jungen Erlen gefällt worden, und man hat an einer sumpfigen Stelle einen sauberen, festen Knäpfe-damm hergerichtet, da sind kilometerlang frische Straßengräben gezogen worden, da sind die unzähligen Löcher mit Kies ausgefüllt, da sind die gefährlichen Stellen durch lange Pfahltreihen gesichert worden. Kurz aus einem russischen hat man beinahe einen deutschen Landweg gemacht.

Das Auto schraubt sich langsam die starken Steigungen hinan. Man sieht sehr weit in der harten Luft. Ich habe zum ersten Mal Zeit, den russischen Acker auf lange Strecken genau zu sehen. Es ist trostlos. Daß alle

irgendwie schwieriger zu bebauenden Stellen überhaupt nicht angebaut sind (nicht brachliegen, sondern niemals bebaut wurden, man sieht es an der festen kurzen Grasnarbe, den bewachsenen Felsblöcken, dem dünnen Strauchwerk), mag dahingehen, aber, wie die bestellten Felder aussehen, spottet jeder Beschreibung. Es ist das gleiche Land wie ein paar Meilen weiter jenseits der Grenze, aber die Acker scheinen hier statt mit Getreide mit Steinen besät worden zu sein. Es sind nicht etwa Stücke, die des Krieges wegen nicht bestellt wurden, man erkennt deutlich die Bestellung, aber die Lieberlichkeit, mit der sie gehandhabt wurde, ist ebenso deutlich zu sehen. Der dürftige und verwahrloste Eindruck dieser Acker ist geradezu niederdrückend, gibt der Landschaft diesen merkwürdigen, fremden Ausdruck, den man ein paar Kilometer hinter der Grenze zunächst nicht ergründen kann. Dabei liegt die breite Straße wie ein unordentliches Band über den Hügelreihen; über den steinigen Boden segt heulend der eisige Wind. Das ist Rußland, wie es die primitive Phantasie sich nur immer vorstellen kann. Ich weiß, daß es ein anderes und großartiges Rußland gibt, ich weiß, daß man nicht leicht unter einem typischen Bild das große Land sich vorstellen darf, trotzdem, diese armselige, verwahrloste Landschaft mit dem Nordwind darüber, den Holzhütten, den Bewohnern, die ihre Kappe auf die Brust halten, wenn das Auto vorüberfaßt, ist mir Rußland. Der Kolonnenführer, den ich nach dem Weg frage, sieht meinen Blick in die Weite. „Schönes Land, was?“ Ich kann's verstehen, daß der Bagage bei uns alles so märchenhaft schön vorkam! Ich auch.

In Przerosl.

Zunächst gehe ich zum Stab, der hier liegt, um mich nach dem Stand des Gefechtes zu erkundigen. Hier ist augenblicklich nichts Bedeutendes zu erwarten, aber ich bekomme den Rat, ein paar Kilometer weiter zu fahren, dort ist lebhaftes Artillerieduell. Es ist möglich, daß ein paar Schrapnells über die Straße flogen, aber es steht gut. „Sie werden gut Anschluß an die Truppe finden können“, sagt mir der sehr liebenswürdige Adjutant.

Am Auto ist eine kleine Panne in Ordnung zu bringen, ich benütze die Zeit und gehe in die Kirche von Przerosl. Ein katholisches Gotteshaus — griechisch-katholische Kirchen gibt es hier in Polen natürlich nur bei den Kasernen und offiziellen Stellen —, das halb aus Backstein und halb aus Holz aufgebaut ist. In der Mitte des Kirchenraumes steht ein schwarzer Holzfarg, auf dem weiße Totenköpfe gemalt sind. Rechts und links vom Eingang ein paar tannene Bänke, der Boden: rote Sandsteinfliesen. Ein paar polnische Bäuerinnen in farbigen Umschlagtüchern beten vor einem der Nebenaltäre. Eine junge Frau liest das Gebet laut vor sich hin, ein alter Mann berührt mit der Stirn den Boden. Vor dem Hauptaltar beten still ein paar deutsche Soldaten. So oft die Tür aufgeht, hörte man deutlich den Kanonendonner. Die Frauen schreden dann jedesmal zusammen und drehen noch schneller am Rosenkranz. Ein junger Mensch mit langsamen und schweren Bewegungen steckt nun Wachstliche auf den Altar.

Noch einmal mache ich draußen Halt und gehe in eines der niedrigen Holzhäuser, um genau nach dem Weg

zu fragen. Durch einen winzig kleinen fensterlosen und deshalb dunklen Kramladen, in dem armelige Eisensachen zum Verkauf stehen, stolpere ich in die große zweifensterige Stube. An der einen Längswand ist eine starke Lage Stroh gebreitet, als Lager für die deutsche Einquartierung. Im Hintergrund an der Ofenbank, vor der ein kleiner Tisch steht, sitzt die ganze Familie. Ein alter Mann, der während der ganzen Zeit, da ich im Zimmer weile, stumm an der kalten Pfeife raucht, ein jüngerer Mann, der Schwiegersohn, wie ich erfahre, eine Tochter und eine Schwiegertochter. Beide junge Frauen haben kleine Kinder auf dem Arm, die Tochter verläßt sofort den Raum, als ich eintrete. Auf dem Stroh schläft in zusammengekrümmter Lage ein baumlanger Kürassier, ein anderer sitzt auf dem Sofa an der gegenüberliegenden Wand und schläft auch sehr fest, den Kopf auf die Hände gelegt, die wieder auf einem großen runden Tisch ruhen. Am Fenster steht ein Kamerad von ihnen und spricht mit der alten Frau, die das Regiment hier zu führen scheint. Ich frage, ob man eine Tasse Kaffee bekommen kann „Zilzianke, kaweh?“ Sie erzählt eine große Geschichte darauf, die meine polnischen Kenntnisse in Unordnung bringt und sie schließlich zum Rückzug zwingt.

„Da liegt der Krüppel beim Hunde“, sagt der Kürassier. „Hier ist nichts, alles was wir essen, bringen wir uns selbst mit. Die Russen haben alles mit fortgeschleppt, nicht wahr, Franzen?“ wendet er sich an die Alte. Die lacht ganz drollig: „Ach, gehen Sie doch“, sagte sie. Es scheint eine Art Rechtsverhältnis zwischen dem mächtigen Kürassier und der kleinen klugen, alten Person zu bestehen. Er vermittelt mir denn auch in kurzer Zeit ein Glas ausgezeichneten Tee. Ich habe ein Fünfundzwanzig-Pfennigstück und einen Zehnspfenniger in der Hand und will die größere Münze der Alten geben. Sie lacht wieder ihr: „Gehen Sie doch“, und nimmt den kleineren Nidel; „deutsche Soldaten sollen nicht sagen, daß sie zu viel gezahlt haben.“ „Ordentliche Leute in diesem Haus“, sagt der Kürassier, „komische Leute, sie haben nicht mal Läuse“. Die kleinen Schlafkammern sehen sehr sauber aus.

Die Schwiegertochter nestelt ruhig ihren Brustlab auf und gibt ihrem Säugling zu trinken. Man hört das schmahende Saugen des Kindes, der Kürassier blinzt plötzlich angestrengt zum Fenster hinaus. Dann fragt er mich, ob ich wüßte, wo die Reserve-Ulanen ständen. „Es ist nur, mein Rittmeister von früher ist da wieder eingetreten. Gottchen, und das eine Wein hat doch schon damals nicht gewollt. Aber was der Mann will, das will er.“ Ich kann dem Kürassier nur sagen, daß sein Rittmeister vor acht Tagen mit mir Suppe aus der Gulyas-Kanone aß und über die Russen gottschämmerlich schimpfte, weil sie ihm sein bestes Pferd erschossen hatten, als der Bursche zur Feldschmiede ritt.

Draußen geht der Chauffeur trotz des Pelzes auf und ab und schlägt die Arme übereinander. Ich gehe zum Auto zurück.

Gefecht.

Wir fahren. Bei einem kleinen Dörfchen lasse ich das Auto halten. Ein paar hundert Meter auf den Hügel vor uns geht ein Feuerwerk von Schrapnellkugeln nieder. Unsere Batterien zur Rechten und zur Linken der Straße gaben schnell hintereinander Salvenfeuer. Es dröhnt, daß man meint, der Hügel müßte zittern. Seitwärts, dann wieder vorwärts, zur Rechten, einmal zur Linken plagen die russischen Schrapnells. Das Funkengeprassel gegen den sternlosen, dunklen Nachthimmel ist grandios.

Es mögen vier bis fünf Grad Kälte sein. Der Wind ist messerscharf. Der General empfiehlt sich nach einiger Zeit, hier ist nicht viel zu erwarten. Ich bin hinweggefahren, weil in dem Städtchen, in dem ich Quartier hatte, wieder einmal die Furcht umging. Jeder sah den andern mit ängstlichen Augen an, jeder packte heimlich, und es war wieder das seltsame Guscheln und Klüstern auf der Straße: Die Russen sind durchgebrochen. Unsere Truppen gingen vor überstarkem russischen Anprall zurück und stehen jetzt in vorzüglicherer Stellung als vorher, stelle ich fest. Die Russen scheinen auch schon wieder den kurzen Angriffsmut verloren zu haben. Ihr Geschützfeuer wird schwächer, aber ununterbrochen feuern zur Rechten unsere schweren Batterien. Der Horizont wird hellrot, bald dunkelrot, neun russische Dörfer flammen auf.

Eine Patrouille fragt mich nach dem Weg. Beim Licht der Taschenlampe suche ich auf der Karte die Strecke. Gerade als ich sie gefunden habe, erscheinen wieder russische Schrapnells, die den Weg, den der Mann weiter muß, förmlich bestreuen. „Da entlang“, zeige ich. Der Mann trabt an. Man hört den scharfen Hufschlag auf dem harten Weg. Die Nacht verschlingt den Reiter.

Dicht vor mir stehen die schwarzen Gestalten der Kanoniere. Ununterbrochen richten sie, arbeiten sie, feuern sie. Der Wind kann ihnen nichts anhaben und es ist, als ob sie von dem russischen Feuer bei ihrer

ruhigen Arbeit überhaupt nichts wüßten. Schuß auf Schuß rollt. Beim Aufblitzen sieht man die geschwärzten Gesichter und das Weiße der Augen. In den Feldzugsbärten blitzen Eisperlen.

Das russische Feuer schweigt jetzt ganz. Unsere Maschinengewehre, die vorher noch hämmerten, scheinen weiter nach rechts vorn zu arbeiten. Man hört nur den Nachtwind, der an den Mänteln zerzt.

Holf Brandt, Kriegsberichterstatter.

Der Freiheitskrieg 1914.

Die neue Kriegszeit.

Es gibt in der Weltgeschichte Einzelheiten, Zufälle von ergreifender Bedeutung! Wer erinnert sich nicht mehr jenes denkwürdigen 4. August, als mit dem Eintritt Frankreichs in den eben losgebrochenen deutsch-russischen Krieg dieser zu einem Völkerkrieg wurde. Tief im Süden, auf den blauen Wogen des Mittelmeeres aber waren es zwei prächtige Kreuzer, die „Goeben“ und die „Breslau“, die mit ihren Schüssen auf Algiers Küsten der Welt besagten, daß das große Ringen der mächtigsten Staaten begonnen habe! Und jetzt waren es wieder dieselben Schiffe, dieselben Kanonen, die auf den vom Herbststurm gepeitschten Wogen des Schwarzen Meeres die neue Periode des Krieges ankündeten, der nunmehr völlig den Charakter eines Freiheitskrieges annimmt. Will doch die Türkei mit diesem Kampf die Ketten brechen, die sie seit dem Frieden von Santo Stefano an den Karren des russischen Despotismus schmieden und der schändlichen britischen Raubgier in Ägypten ein Ende bereiten. Mit beispielloser Willkür hat England unter der heuchlerischen Maske administrativer Reformen Ägypten zu seiner Domäne gemacht, die Rechte der Pforte wie des Bizakönigs mit Füßen getreten! Darum ist der Kampf für die Türkei ein solcher um Recht und Freiheit, und da dieser Grundgedanke der gleiche ist auch bei den Österreichern, Ungarn und Reichsdeutschen, so ist's keine Frage, daß die tapfern Söhne Muhameds die natürlichen Bundesgenossen der Letzteren sind!

Freiheitskrieg! Welch hoher Klang liegt in diesem Wort. Freiheit erwarten wir, daß der Krieg uns bringe von der drückenden Herrschaft Albions auf den Meeren und in den überseeischen Ländern, Freiheit erhoffen wir nach der Niederringung der Gegner von den Lasten der Rüstungen, die uns diese aufdringen, Freiheit fordern wir von den Unruhen und Mächenschaften des Panlawismus und Panserbismus! Aber auch außerhalb unserer Grenzen warten Millionen auf das Geschenk der Freiheit, das unsere Waffen erkämpfen sollen: Polen und Finnen, Ukrainer und Balten verfolgen zitternden Herzens die Wechselfälle des Krieges und jubeln, wenn die Scharen ihres hundertjährigen Kerkermeisters, des weißen Zaren, die Schläge unserer Faust zu spüren bekommen. Doch auch in weiter Ferne hat der Krieg den Charakter eines heiligen Freiheitskrieges erhalten. Schon rührt es sich mächtig bei den tapferen Buren, die den Zeitpunkt für gekommen halten, das Joch des verhassten britischen Tyrannen abzuwerfen. In Indien, Persien und Afghanistan wird die Krieges- und Freiheitsfahne entrollt. Die Algerier beginnen nach sechzigjähriger französischer Gefangenschaft sich wieder als Söhne des Kalifen zu fühlen und in Marokko ist die grüne Fahne des Propheten bald entrollt!

So geht ein Zug der Freiheit durch die Welt, den unsere Gegner so gerne totschweigen wollten, da das Losbrechen dieses Freiheitssehns nicht nur unmittelbare Gefahren ihnen bereitet, sondern sie vor den Augen aller Welt als das entschleiert, was sie wirklich sind: selbstsüchtige Völkerthronen! Es ist ein billiges Vergnügen, auf allen öffentlichen Gebäuden die Worte „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ einzumeißeln und in demselben Augenblick die Geißel des Sklavenhalters über Nordafrika zu schwingen, ebenso billig wie jenes, in London stets den Mund voll zu nehmen von volltönenden Worten über „Menschen- und Völkerrechte“ und anderseits diese außerhalb des britischen Inselreiches mit Füßen zu treten.

Darum haben die Schüsse der „Goeben“ und „Breslau“, die in den ersten Augusttagen den Beginn des großen Völkerringens anzeigten, nunmehr das Zeichen zum eigentlichen Freiheitskrieg gegeben. Aber nicht nur in politischer Beziehung hat mit dem Eingreifen der Türkei eine neue Periode für den großen Völkerkrieg begonnen, sondern auch in militärischer. Im Beginne der ersten Periode des Feldzuges hatten sich die Friedensstörer Europas trotz ihrer schwachvollen Absichten militärisch völlig minderwertig gegenüber den Zentralmächten gezeigt, so daß die Parole am Neva- und Themsestrand, sowie in Frankreich ausgegeben wurde, die militärische Tüchtigkeit und die historische Tapferkeit der Völker Österreich-Ungarns und Deutschlands durch die Überzahl wett zu machen, die dieser entgegen geworfen wurde. Auf den Schlachtfeldern in Polen erscheinen daher die Horden Zentral- und Ostasiens, vom Amur und aus Turkestan wurden Truppen herbeigeschafft, um mit der Ziffer die Kriegskunst zu knebeln. Noch ein buntes Völkergewirr zeigte sich auf den Gefilden Flanderns, der Champagne und im Argonnenwald: Zu den französischen Rothosen und den braunen britischen Uniformen gesellten sich die weißen Bur- nusse der Araber Nordafrikas und die grauen Leinenjacken der Senegalneger, die Turbane der Indier und die Cowboyshats Kanadas! Was nur herbeigeschafft werden konnte an Menschenmaterial, war gebracht worden, um dem Vordringen der Deutschen Einhalt zu tun. Aber mit den letzten Oktobertagen war der Höhepunkt erreicht und sogleich begann, noch ehe ein Erfolg erreicht werden konnte, ein Nachgeben durch klimatische Einflüsse sich bemerkbar zu machen. Die erste peinliche Überraschung für die Heeresleitung der Verbündeten bot die durch die kühlen Herbsttage und mancherlei Krankheiten hervorgerufene Erschlaffung der Sudan- und Senegalneger; auch die Turkos und Zuaben sowie die Indier und Marokkaner zeigten sich besonders dem feuchtkalten Klima Nordfrankreichs nicht gewachsen. Und hiezu tritt nun die Notwendigkeit, Kräfte gegen den neuen Feind, die Türkei abzuweichen. Die britische Besatzungsarmee in Ägypten war längst nach Europa gebracht und ihre 6000 Mann betragende Stärke durch indische

(Hollnagel) (1897) (1897) (1897)

12. NOV. 1914

308

Söldner ersetzt worden! Auf die eingeborene ägyptische Armee aber kann England in einem Kampf gegen die Türken nie und nimmer zählen. Wo aber soll insbesondere England Offiziere für diesen neuen Kriegsschauplatz hernehmen, wo ihm schon solche für den europäischen und solche zur Instruktion seines in der Bildung begriffenen Freiwilligenheeres fehlen? Aus Indien kann angesichts der dortigen Gärung kein Mann mehr gerufen werden. Aber auch Rußland muß der seit Monaten betriebenen Zentralisierung seiner Kräfte eine Dezentralisierung folgen lassen. Die kaukasischen drei Armeekorps müssen in aller Eile von der Weichsel, dem Niemen und dem San an die armenische Grenze geschafft, andere müssen in die Krim geworfen werden. Die Reichswehrrussinen müssen überall dorthin beordert werden, wo der Islam im russischen Reiche zahlreiche Anhänger hat, um den Brand der drohenden Empörung zu bannen.

So hat auch in militärischer Beziehung eine neue Periode begonnen, eine Periode, die ihre Rückwirkungen in Bälde zeigen wird, eine Periode, in welcher an die Stelle der Ziffernübermacht die Entscheidung in der Kriegskunst und militärischer Tüchtigkeit tritt.

Der letzte Kampf der „Emden“.

Über den letzten Kampf der „Emden“ melden Berichterstatler englischer Blätter von den Cocosinseln: Am Montag morgen sahen wir einen Kreuzer mit vier Schornsteinen in voller Fahrt in den Hafen einlaufen. Unser Verdacht wurde erregt, weil der Kreuzer keine Flagge führte, und sein vierter Schornstein leicht erkennbar falsch war. Der Kreuzer warf Anker und sandte 2 Offiziere und 40 Marinesoldaten an Land. Die Soldaten, die nun als Deutsche erkannt wurden, eilten zur Telegraphenstation, verhafteten die Telegraphisten, zerstörten die Instrumente, nahmen alle vorhandenen Waffen fort und stellten Wachtposten vor dem Gebäude auf. Trotz ihrer Erregung hatten die Telegraphisten ein Funkentelegramm über die Ankunft des fremden Kreuzers abgeben können. Das Auftreten der Deutschen war ritterlich. Die Mannschaften unter Führung der Offiziere erwiesen sich als wohldiszipliniert. Während die eine Hälfte der Mannschaften die Funkstation zerstörte, war die andere Hälfte mit dem Durchschneiden des Kabels beschäftigt. Um 9 Uhr ließ die „Emden“ die Sirenen ertönen, was bedeutete, daß die gelandete Mannschaft zurückkehren solle. Alle Soldaten stürzten in die Boote. Ohne deren Ankunft abzuwarten, dampfte die „Emden“ ab. Gleichzeitig sah man den Kreuzer „Sydney“ sich unter Vollampf nähern. Die „Emden“ wartete nicht das Näherkommen der „Sydney“ ab, sondern feuerte auf 3700 Meter den ersten Schuß, der den Distanzmesser der „Sydney“ tötete. Die „Emden“ stach darauf unter Vollampf nordwärts in See, verfolgt von der „Sydney“. Deren erste Schüsse waren unsicher, bald aber wurde die Sicherheit ihrer Schüsse erkennbar. Nach kurzer Zeit waren zwei Schornsteine und ein Mast der „Emden“ weggeschossen. Der zweite Schuß der „Sydney“ tötete auf der „Emden“ drei Mann und verwundete 14. Während des weiteren Kampfes verschwanden die Schiffe am Horizont. Die Soldaten in den Booten lehrten an Land zurück und begannen sofort mit dem Aufwerfen von Laufgräben längs der Küste, um Widerstand zu leisten, wenn die „Sydney“ einen Landungsversuch machen sollte. Da aber der Kreuzer verschwunden blieb, schiffen sich die Deutschen auf dem Schoner „Avesha“ ein und segelten unter Mitnahme zahlreicher Lebensmittel und Kleider ab. Seitdem hat man nichts von ihnen gehört. Als in der Frühe des nächsten Tages die „Sydney“ zurückkehrte, erfuhren wir von der Besatzung Einzelheiten über den Kampf. Die „Sydney“ hatte den Vorteil, schneller zu sein als die „Emden“ und stärkere Geschütze zu führen, so daß sie den deutschen Kreuzer mit ihren Geschossen überschütten konnte. Der Kampf dauerte achtzig Minuten. Schließlich lief die „Emden“ auf Grund an der Nordseite der Insel Aitling. Sie wurde wrack, nachdem auf dem Hinterschiff ein Brand ausgebrochen war. Beide Kreuzer versuchten ohne Erfolg, Lörpebos gegeneinander abzuschlefen. Der Unterschied zwischen den 26 Knoten Schnelligkeit der „Sydney“ und den 24 der „Emden“ hatte bewirkt, daß der britische Kreuzer in der Lage war, den Abstand zwischen den beiden Schiffen während des Kampfes zu bestimmen und danach seine Geschütze einzurichten. Im Kampfe mit der „Emden“ wurde auch ihr Kohlendampfer „Bursel“ von der „Sydney“ in den Grund gebohrt.

In einer alten Festung.

Peterwardein.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Georg Witrner.)

Ljvidel, 15. November 1914.

Ein anderes Land, ein anderer Krieg. Oben im Norden wird blutig um Blätter der Weltgeschichte gerungen. Hier unten an der serbischen Grenze sind die alten Zeiten wieder erwacht. Männer, deren Vorfäter ein Leben lang das Gewehr immer in der Faust trugen, stehen nun wieder einmal im Kampfe; diesmal nicht gegen die Türken sondern gegen die Serben. Das Land ist kriegsgewohnt; in jedem Orte stehen die Garnisonen, deren Offiziere Jahr um Jahr auf den Krieg mit Serbien gewartet haben. Dieser Boden hat den Prinzen Eugenius getragen, hoch über der Donau trotz noch die alte Festung Peterwardein.

Ein Spiel des Zufalls wollte es, daß wir donauabwärts auf einer Dampfjacht der königlich ungarischen Fluß- und Seeschiffahrt-Aktiengesellschaft führen die den Namen der Herzogin Sophie von Hohenberg trägt. Kurz vor der Eimündung der Herzogin lief dieses entzückende Schiff „Bosna hercegnje“, dazu geschaffen, um fröhlichen, lachenden, verwöhnten Menichen die Schönheiten der Donau zu zeigen, vom Stapel. Die Herzogin konnte es nicht mehr betreten, weil inzwischen aus ihrem Blute die Flamme eines Weltkrieges emporgeschlagen waren. Nun fahren wir, geleitet vom Generaldirektor der Gesellschaft, Herrn Doktor v. Domony, und dem Oberinspektor Sinienschiffleutnant a. D. v. Dobrenten über die langsamen Wellen der Donau hinab, bis an die Quellen dieses Krieges. Das Schiff ist voll von Licht und Bequemlichkeit; jetzt windet es sich zwischen Frachtkähnen und Schleppschiffen durch die Munition und Proviant für unsere Truppen wasserabwärts bringen, und zwischen Spitalschiffen, auf denen Verwundete der Heimat zu fahren. Freundliche, helle Dörfer liegen am Ufer, und aus unenolichten Auen stößt das Wasserwild in die Luft. Endlich steigt hoch aus den Wellen Peterwardein empor und das Heute versinkt.

Ueber die Donau zwischen Ljvidel und der Festung führt über viele Pontons eine Schiffbrücke. Wenn ein Schiff sich wasserab oder wasseran nähert öffnen Soldaten den Durchlaß. Jahrhunderte haben an der Festung gebaut. Die Verstärkungen aus unserer Zeit bleiben dem Auge des Besuchers unsichtbar. Ein breiter Torbogen, von Barockverzierungen getönt führt durch den Wall und die dicken Backsteinmauern. Dahinter liegt — mitten in Ungarn, unweit der Serbengrenze — eine winzige deutsche Kleinstadt. Hinterm Festungstor das Gasthaus „Zu den sieben Kurfürsten“. Peterwardein ist ja schon im deutschen Volksliede verewigt. Alle Kriegsstürme, alle nationalen Wellen, die über das Städtchen hinwegbrandeten, haben die Zusammengehörigkeit der hier sitzenden Schwaben mit dem großen Brudervolk nicht auszutilgen vermocht. Knapp hinter den Straßen des Ortes, die alle bergan führen, beginnt wieder der zweite Festungsgürtel. Diesmal ein Tor mit einer Renaissancebekrönung. Soldatenromantik, die den Betonmauern neuer Festungen fremd ist, spritzt auf diesen breiten Erdwällen, auf denen die letzten Herbstfarben leuchten, schlummert unten in den Gräben, in denen im Sommer Kukuruz wächst, und in denen unter so vielen Kaisern und Königen die Oesterreicher und Ungarn mit allerhand östlichem Geinidel raufen mußten. Zwischen den Wällen durch öffnet sich immer wieder ein neuer, berückend schöner Blick auf das Donautal. Die Artilleristen hier hausen schön er, als die

in den Festungen Galiziens. Extra Hungarum non est vita. Wer einmal in Ungarn ist denkt überhaupt nur mit stillem Grauen wieder an Galizien zurück. Zwischen Mauern, über die immergrünes Geäst herüberhängt, durch einen langen tunnelartigen Gang, der einen Wall durchbricht, geht es immer höher, zur oberen Festung. Alte, gußeiserne Geschützrohre sind an den Ecken der Kasernen und Befestigungsbauten in den Boden eingerammt. Steinkugeln, wie sie früher einmal aus Mörtern geschleudert wurden, liegen in den Winkeln umher. Eine alte, gemütvollere Zeit scheint hier oben einen letzten Unterchlupf gefunden zu haben, und die braven ungarischen Banditurmänner, die hier ihrem König dienen, werden sie nicht daraus vertreiben.

Ganz oben neben einem uralten Uhrturm weit ins Donautal hinausblühend weht von hohem Mast die kaiserliche Standarte. Unter ihr wohnt in einem gläsernen Auslug seit achtundwanzig Jahren ein Brückenvächter, der mit einer großen Glocke, Flaggenstangen und einem Sprachrohr den Männern unten bei der Brücke anzeigt, wenn aus Osten oder aus Westen ein Schiff naht, dem der Durchlaß geöffnet werden muß. Der Alte ist sehr stolz darauf, daß er so „nicht nur der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, sondern auch dem Vaterland dient“ und möchte dieses Haus, in dem er mit seinen Katzen und jetzt auch mit einem Bernhardiner wohnt, dessen Herr, ein Offizier, vor dem Feinde gefallen ist, sicherlich mit keinem anderen in der Welt vertauschen. Er sieht hier auch wie ein Herr über das weite Stück Land, das er übersteht, drüben das hübsche Städtchen das er sicherlich schon kannte, als man es noch öfter Neutag als Ljvidel nannte, und rundherum Ackerland und Weinberge, Weinberge und Ackerland, wasserab und wasseran. Unter ihm drohen wieder Wälle und Schießscharten auf die Donau hinab, Befestigungsbauten, die man aus Harkänders Erzählungen zu kennen glaubt, und dazwischen brave Bronzegeschütze, die aber in den Festungskriegen des Nordens und des Südens ihrem Schöpfer Mathias noch alle Ehre gemacht haben.

Eindrücke aus Deutschland.

Beobachtungen von L. M. Hartmann.

Wenn in den ersten Tagen des Krieges die tiefgehende und sich auch laut äussernde Begeisterung nicht für den Krieg als solchen, sondern für die Einigkeit der deutschen Nation in der Abwehr der Gegner; für die Kulturgemeinschaft, die um jeden Preis verteidigt werden muß, in Deutschland charakteristisch war, so ist jetzt auf das Stadium des ersten Aufschäumens eine ruhige Sicherheit gefolgt, die ebenfalls weit entfernt von Affektation ist und dem Beobachter nicht weniger imponieren muß als die erste Erhebung. Das Gefühl, daß diesem Volke der Denker und Dichter, das auch ein Volk der Tatmenschen und Organisationen geworden ist, nichts geschehen kann und daß jeder auf seinem Plage seine Pflicht unter jeder Bedingung erfüllen muß und wird, ist ganz allgemein und duldet keinen Widerspruch.

Und was nicht minder charakteristisch ist: die Ueberzeugung knüpft sich nicht etwa an den Glauben an irgend eine übertragende Person, der man Wundern zutrauen würde — mögen auch Hindenburg und Weddigen in diesen Monaten noch so populär geworden sein — sondern an die Leistungen der organisierten Gesamtheit. Die große Maschine hat sich für diese Zeiten als außerordentlich zweckdienlich erwiesen und zeigt ihre Klugheit auch im Innern durch die ausgesprochene Vorliebe für sozialpolitische Maßregeln, die nicht nur technisch nützlich sind, sondern auch das Vertrauen erwecken sollen, daß sich die militärische Regierung in diesem großen Moment zu einer objektiven Beurteilung der Verhältnisse über die Interessenkämpfe hinweg fähig erweist.

Mit dieser Grundstimmung hängt es zusammen, daß der mephistophelische Begleiter des gesteigerten Nationalgefühls, der Chauvinismus, sich nur selten hervormagt — im Gegensatz zu jenen Zeiten, als in den bürgerlichen und militärischen Kreisen Deutschlands die unter dem Eindruck der Erfolge des Jahres 1870 herangewachsene Generation sich durch Ueberhöhung der eigenen und Herabsetzung der fremden Werte hervorzuheben trachtete. Es fehlt nicht an kritischen Stimmen und insbesondere die Tätigkeit der deutschen Diplomatie vor dem Kriege wird von den verschiedensten Standpunkten aus als ungenügend bezeichnet. Andererseits läßt man auch fremden Fähigkeiten Gerechtigkeit widerfahren; man erkennt den Glanz der Franzosen und die Geschicklichkeit ihres Generalstabs an und gerade den Franzosen gegenüber herrscht bis in die Kreise der Konservativen hinein ein Gefühl, das mit Haß und Abscheu gar nichts zu tun hat. Man verurteilt die französische Regierung, die das Volk in diesen wahnsinnigen Kampf hineingetrieben hat, versucht sich aber in die psychologische Stimmung der französischen Massen hineinzudenken; man bedauert ihren Irrtum, wie man den Irrtum eines Freundes bedauert, der das Vertrauen und die Hochachtung, die man ihm entgegenbringt, nicht versteht und sich in seinem eigenen Mißtrauen zu Handlungen hinreißt, die ein Fortbestehen der Freundschaft vorläufig unmöglich machen. Hier hofft man auf die Zukunft. Ganz anders ist die Stimmung den Engländern gegenüber, auf deren Haupt sich der Haß ansammelt, der den Urheber des Weltkrieges

treffen soll, und deren Motive als minderwertig angesehen werden, da sie nicht ihr Vaterland zu verteidigen, sondern die Welt zu unterwerfen ausgezogen sind; so sehr man geneigt ist, die Franzosen als chevalereske Gegner zu betrachten, so sehr erblickt man im Engländer den hinterlistigen Feind. Hier hat sich vielleicht am ehesten ein Haß von Volk zu Volk entwickelt, wozu einerseits die Vorstellung beiträgt, daß die Engländer ja selbst Herren ihrer Geschicke sind und sich doch in diesen Krieg hineingestürzt haben, und andererseits der Widerwille gegen das Söldnerheer. Den Russen steht der Deutsche wie der Kulturmensch dem Barbaren gegenüber; es ist der ewige Kampf zwischen Kultur und Barbarei, der unvermeidliche, in dem wirklich die heiligsten Güter verteidigt werden. Es ist die dunkle anonyme Masse, die sich heranwälzt und die zurückgestoßen werden muß; sie ist repräsentiert durch die Vorstellung vom wilden Kosaken, gegen den Weib und Kind, Haus und Hof geschickt werden müssen. Es fehlt noch zu sehr das Bewußtsein der Gleichartigkeit, als daß dieselben Gefühle ausgelöst werden könnten wie den zivilisierten Gegnern gegenüber. Man weiß aber, daß Europa, das von den beiden Zentralmächten heute allein vertreten wird, den Fasizismus mächtigst zu Boden ringen muß, daß es hier nicht um die nationale Kultur allein, sondern um die Kultur überhaupt geht.

Allerdings sind das alles nur Durchschnittsempfindungen und es treten verschiedene Nuancen auch in der Öffentlichkeit zu Tage. Sogar die Zeitungen sind unter der Militärdiktatur doch nicht vollständig uniformiert. Der „Vorwärts“ hat, trotz aller Einschränkungen doch seine eigene Note und andere Zeitungen können wiederum die Neigung zu Tarnnachrichten, die dem Chauvinismus und der Sensationslust als Grundlage dienen, nicht unterdrücken. Naumann aber bespricht in der „Hilfe“ öfter innere Schäden mit Freimut, Delbrück geht in den „Preussischen Jahrbüchern“ seine eigenen Wege, und Harden konnte sogar in der „Zukunft“ die Verletzung der belgischen Neutralität verurteilen. Eine zahlreiche Literatur ist in den letzten Wochen entstanden, keineswegs nur eine „patriotische“ Animerliteratur für den Krieg, sondern ernsthafte Untersuchungen zur Weltpolitik, Untersuchungen über die Zusammenhänge von Vergangenheit und Zukunft mitten in der Gegenwart des Weltkrieges. Ein jeder versucht sich in den neuen Problemen zurechtzufinden und in der Öffentlichkeit für seine Gedanken zu wirken — ein Zeichen für das Verantwortlichkeitsgefühl, das auch in denen lebt, die nur mit der Feder kämpfen können. R. Lamprecht handelt vom „Deutschen Aufstieg 1750 bis 1914“ und sucht aus der historischen Entwicklung die höheren Aufgaben nachzuweisen, die dem deutschen Volke zukommen werden. Den „Wiederaufbau der durch den Krieg zerstörten Staatengemeinschaft“ behandelt F. v. Lötz in seiner Broschüre: „Ein mitteleuropäischer Staatenbund.“ Er sieht einen durch Staatenverträge zusammengehaltenen Verband voraus, unter vollständiger Aufrechterhaltung der Souveränität seiner Mitglieder, sein Ziel, negativ: Schutz gegen die britannische Weltbeherrschung, positiv: Zusammenschluß der mitteleuropäischen Staaten. Ein europäischer Staatenbund, die vereinigten Staaten von Europa als höhere Organisationsform, wird hier und dort erörtert.

K. H. ARKTHIMM

ARBEITERZEITUNG

TAG: 18. 11. 1914

Nr.: 320

Der Wunsch bricht überall durch, daß die ungeheuren Opfer des Krieges nicht umsonst gebracht sein sollen. Aber den Lohn sieht man nicht mehr in Aneignung fremdsprachigen europäischen Territoriums, nicht in einer territorialen Verkleinerung Frankreichs, sondern in einer engeren Vereinigung von Kulturnationen. Man will zu einem Raubkrieg auch nicht einmal gezwungen worden sein. Jedem das Seine, und auf dieser Grundlage statt des Krieges die Vereinigung.

„Schulter an Schulter.“

K. B. Berlin, 20. November. In einem „Schulter an Schulter“ überschriebenen Artikel hebt die „B. Z. am Mittag“ das Zusammenwirken der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen in Westposen hervor und betont unter dem Hinweis, daß Bündnisriege früher oft einen gewissen üblen Beigeschmack gehabt haben, daß ganz anders die Verhältnisse auf deutscher und österreichisch-ungarischer Seite liegen. Das Blatt führt sodann aus:

Die vollste Übereinstimmung herrschte bisher zwischen beiden Heeren und allen ihren Führern. Dies hat auch noch vor kurzem Hindenburg besonders hervorgehoben. Den besten Beweis dafür bietet der bisherige Verlauf der kriegerischen Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Es muß besonders hervorgehoben werden, daß die Österreicher ihre Sonderinteressen vollkommen beiseite gestellt haben und bei allen Bewegungen lediglich die großen Ziele der Kriegsführung und die Erringung des Sieges auf dementscheidenden Punkte verfolgen. Die letzte Operation Hindenburgs war nur dadurch möglich, daß auf den übrigen Teilen des Kriegsschauplatzes die österreichisch-ungarischen Truppen eingriffen. In welcher Weise dies im einzelnen erfolgte, kann aus leicht begreiflichen militärischen Gründen nicht näher auseinandergesetzt werden.

Erst später, wenn der Schleier über diesen Bewegungen gelüftet werden kann, wird man erkennen, in welcher vorzüglicher Weise die beiderseitigen Truppen und ihre Führer sich gegenseitig unterstützten. Das Blatt weist auf die bedeutenden Erfolge der österreichisch-ungarischen Truppen auf dem östlichen Flügel hin und schließt: So wird das einmütige Zusammenarbeiten der beiden Armeen in den nächsten Tagen auch zu einem vollen Erfolge der verbündeten Truppen führen, wodurch der Beweis geliefert würde, daß sich auch bei Bündnisriegen und bei der gemeinschaftlichen Verwendung der Heere verschiedener Staaten auf demselben Kriegsschauplatz doch eine einheitliche energische Führung und gleichzeitige Einsetzung aller vorhandenen Kräfte zur Vernichtung des Gegners erreichen läßt.

Czernowitz unter russischer Herrschaft.

Am 2. September haben die Russen Czernowitz besetzt, nachdem schon zwei Tage vorher sämtliche Truppen und Behörden die Stadt geräumt hatten. In den Nachmittagsstunden dieses Tages erhielt der Bürgermeister Dr. Weisselberger einen in schlechtem Deutsch geschriebenen Brief des russischen Militärkommandanten, in dem er zur Übergabe der Stadt aufgefordert wurde. Eine Abordnung, der die drei Bürgermeister, der griechisch-orientalische Metropolit Repta und ein Vertreter des rumänischen Konsulats angehörten, begab sich auf das jenseitige Pruthufer, um wegen der Übergabe der Stadt zu verhandeln. Rasch waren die Übergabebedingungen abgeschlossen, in denen der Kommandant der russischen Truppen die Schonung der Stadt versprach.

Vier Stunden später begann der Einzug der russischen Truppen, Tscherkessen, die der General Ariutinow führte. Es waren im ganzen etwa 1600 Mann. Mit den Reitern führte der General in den Straßen der Stadt zahlreiche Evolutionen aus, ritt mit den Abteilungen herauf und hinunter. Es hatte den Anschein, als ob der General auf die Bevölkerung Eindruck machen wollte. Dabei wirkte der Einzug ziemlich komisch. Die Tscherkessen hatten bunte Trachten mit hohen Mützen, die aus umgewendeten Pelzen bestanden. Um ihre Schultern hatten sie lange, verschiedenfarbige Mäntel geworfen. Ihre Pferde waren nur an den Vorderhufen beschlagen. Ein furchtbarer Geruch entströmte allen. Eine Sotnie bildete die Musik. Mit den Händen hielten die Musikanten die Blasinstrumente und mit den Füßen lenkten sie die Pferde. Sie bliesen schrecklich schlecht. Eine andere Abteilung sang. In der Mitte schwang ein Reiter seine Peitsche, zehn andere piffen dazu mit den Lippen und die übrigen sangen. Ein höherer Offizier, der vorbeiritt, wurde mit drei kurzen Lauten begrüßt, die in der Ferne wie ein Gebell klangen.

Als eine große Menge auf dem Hauptplatze versammelt war, sprengte ein kleiner dicker Herr mit rotem Mantel und weißer Mütze heran. Es war General Ariutinow, der an seine Soldaten eine Ansprache hielt und ihnen für die „heldenmütige Eroberung von Czernowitz“ dankte. Die Tscherkessen zogen dann in ihr Lager, das auf einem Felde vor der Stadt errichtet war. Ariutinow aber ritt vor das Rathaus, ließ sich die städtischen Würdenträger herunterrufen, und vor der versammelten Menge hielt er in russischer Sprache eine längere Rede, in der er betonte, die Bukowina sei seit jeher russisch gewesen, jetzt sei sie endlich wieder russisch. Er erklärte das Land Bukowina für annektiert. Von nun an sollte sie Gubernium = „Bukowina“ heißen und ihre Hauptstadt „Gorod“ sollte Czernowitz sein. Dabei bedachte er nicht, daß er bisher nicht mehr als ein Sechstel des Bukowinaer Territoriums besetzt hatte.

Die Kosakenkapelle stimmte die russische Hymne an und auf dem Stadtbalkon wurde die russische Fahne gehißt. Hierauf legte er der Stadt eine Kriegskontribution von 600.000 Rubel, zahlbar binnen 24 Stunden in Gold oder Silber, auf, sonst würde die Stadt in Brand gesteckt werden.

Doch Ariutinow ließ mit sich handeln. Als der greise Erzbischof Repta energisch erklärte, die Stadt könne nicht so viel zusammenbringen, weil alle Reichen geflüchtet seien und als er seine Bischofsmütze als Pfand anbot, setzte der General die Kontribution auf 300.000 Kronen herab. Diese wurde auch in den nächsten vier- undzwanzig Stunden von den Bürgern aufgebracht. Drei Tage nachher erklärte der General, auf die Kontribution verzichten zu wollen und sie der Bürgerschaft zurückzuflehen. Er habe nur deswegen die Summe auferlegt, weil die Österreicher in einem ähnlichen Falle ebenso gehandelt hätten. In einem Briefe, den er an allen Straßenecken anschlagen ließ, verkündete der General die Rückgabe der Kontribution.

Seither war Czernowitz von der Außenwelt ganz abgeschnitten. Die Russen richteten sofort ihre Verwaltung ein. Bis zum 10. September war der General Ariutinow der Gouverneur der Bukowina und als Stadtkommandant von Czernowitz fungierte der Hauptmann Kirienko. Diese zogen dann ab und an ihre Stelle kamen hier General Nawrozki als Gouverneur und Hauptmann Lobatin als Kommandant. Bei einem Gefechte, das in der nördlichen Bukowina stattfand und bei dem General Nawrozki die Truppen führte, wurde er schwer verwundet. Ihm folgte am 15. September als Zivilgouverneur der General Jewreinow, der die russische Zivilverwaltung organisierte.

Unter der Militärverwaltung hatte die Bevölkerung nicht allzuviel zu leiden. Der Bürgermeister Weisselberger hatte weiter das Stadtregime in der Hand. Wenn die russischen Behörden etwas wünschten, wurde es ihnen durch den Bürgermeister und den Stadtmagistrat von Czernowitz erfüllt. Mit Ausnahme der täglich erscheinenden Klase der russischen Behörden, die in deutscher, rumänischer, ruthenischer und polnischer Sprache gedruckt wurden und allgemeine Maßnahmen für das Verhalten der Bevölkerung enthielten, blieb alles fast beim Alten. Die österreichische Strafrechtspflege fungierte weiter, alle Plünderer wurden dem Strafgerichte eingeliefert, eine Bürgerwehr versah die Polizeidienste. Die Beschwerden wurden dem Stadtkommandanten vorgebracht und manche auch von den russischen Behörden gehört.

Die Verhältnisse wurden anders, als General Jewreinow die russische Zivilverwaltung einführte. Die Gemeindevertretung wurde aufgelöst und von der russischen Behörde ein Bürgermeister eingesetzt. Es begann die politische Verfolgung. Bei vielen Persönlichkeiten,

die sich im politischen Leben hervorgetan hatten, wurden Hausdurchsuchungen veranstaltet. Wenn russische Soldaten einmal ein Haus durchsuchten, so taten sie es so gründlich, daß sämtliche Einrichtungsgegenstände vernichtet wurden. Die meisten für die Russen politisch Anrüchigen waren schon vorher gesücht. Welches Verbächtigen sie aber habhaft werden konnten, der wurde interniert. Der Bürgermeister Weiffelberger, der Hofrat Duzinkiewicz, der Staatsanwalt Lazarus und der jungruthenische Abgeordnete Spenu wurden um 2 Uhr nachts aus ihren Betten geholt und nach Kiew geschleppt. Dasselbe Schicksal ereilte den Herausgeber der „Czernowitzer Allgemeinen Zeitung“ Dr. Menzel. Die Bürgerwehr, die bis dahin zur Zufriedenheit aller gewirkt hatte, wurde aufgelöst; die russische Staatspolizei begann mit ihrer Wirksamkeit. Die Strafrechtswissenschaft wurde am 16. September aufgehoben, die Gefängnisse wurden geöffnet, alle Verbrecher entlassen. Einige von diesen entlassenen Verbrechern wurden dann von der russischen Verwaltung als Polizisten für Czernowitz angestellt. Statt der mitteleuropäischen wurde die osteuropäische Zeit eingeführt, und der Wert des Rubels, der bisher einen dem früheren Kurzwerte entsprechenden Wert von 2 R. 50 H. hatte, wurde jetzt mit 3 R. 30 H. bestimmt. Wer dem Ringe der russischen Streikwache entgegen konnte, der floh über Rumänien in den vom Feinde noch nicht besetzten Teil der Bukowina.

In der Stadt richteten die Russen geringen Schaden an. Dies ist vielleicht hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß Czernowitz der Sitz eines orthodoxen Metropoliten ist und es den Russen als Vorkämpfer der Orthodoxie wenig Ruhm eingebracht hätte, wenn sie eine Residenzstadt der orthodoxen Metropole vernichtet hätten. Dafür aber wirkten sie in der Umgebung von Czernowitz um so grausamer. Kein Gehöft, das von ihnen verschont geblieben wäre. Die Bewohner von Czernowitz sahen oft in der Nacht den Himmel gerödet. Von allen vier Weltrichtungen schlugen gleichzeitig große Flammen empor. Fortwährend kamen in die Stadt ganzezüge von Flüchtlingen aus den benachbarten Ortschaften. Die Russen hatten ihnen dort alles angezündet, hatten geplündert und geschändet, und was sie nicht wegnehmen konnten, ließen sie durch Bauern, die sie mit Kolben antrieben, wegholen. Keine Beschwerde beim Oberkommandanten half. Selbst wenn man den Täter genau bezeichnete, zuckten die Offiziere die Schulter und ließen ihn frei. Ein Offizier erklärte selbst, die russischen Offiziere seien der Wildheit der russischen Truppen gegenüber ganz machtlos. Ja, es haben sich sogar Fälle ereignet, wo russische Offiziere gegen randalierende Truppen einschritten, aber nichts erreichten, weil diese russischen Truppen erklärten, sie wollten dem Offizier nicht gehorchen, denn er gehöre nicht zu ihrer Sotnie. In der Stadt selbst benahmen sich die russischen Truppen verhältnismäßig gut, wenn vom Uhrenabnehmen, dem Nichtzahlen von gewissen Kaufgegenständen und von Einbrüchen in einzelnen Häusern abgesehen wird. Weitere Ausschreitungen wurden vermieden, weil immer russische Soldaten zur Bewachung der anderen russischen Soldaten aufgestellt waren.

Die Czernowitzer erfuhren nur sehr wenig von der

Außenwelt. Es wurden wohl rumänische Zeitungen hereingeschmuggelt, doch konnte man sich aus ihnen kein klares Bild über die Verhältnisse machen. Hier und da wurde auch ein österreichisches Blatt hereingebracht. Gewöhnlich war es zehn bis zwölf Tage alt, aber man freute sich, wenn man es hatte. Um den Inhalt einer „Neuen Freien Presse“ zu erfahren, mußte jeder, der dem Vorleser zuhören wollte, 40 Heller Entree zahlen und wenn sie schon viele gelesen hatten, verkaufte der Inhaber des Blattes es um zehn oder mehr Kronen weiter, so daß ein einziges Exemplar dieses Blattes dem Träger nicht selten 50 Kronen und mehr gebracht hatte. Ein hoher Preis, der vielleicht nicht allzu hoch erscheint, wenn bedacht wird, daß der Inhaber des Blattes es mit Lebensgefahr in die Stadt gebracht hat. Bei der Einführung der russischen Zivilverwaltung wurden die russische Sonderausgaben an alle Straßenecken geklebt und von russischen Soldaten verkauft. Man las die Nachrichten, aber diese waren so ungeschickt und so schlecht, die Lügen waren so plump, daß man sofort die Unwahrheit erkannte. Privatnachrichten lieferten nur selten durch. Hier und da brachte irgendein Bote einen Brief, der an die rumänische Grenze gebracht worden war. Der Botenlohn dafür war selten geringer als zwei Kronen.

Da Czernowitz an der Grenze liegt und die Zollschranken jetzt geöffnet waren, machte sich in Czernowitz ein Nahrungsmittelmangel nicht fühlbar. Es wurde alles aus Rußland und Rumänien hereingebracht und die Lebensmittelpreise waren verhältnismäßig sehr niedrig, dafür aber waren jene Artikel, die aus dem Westen gebracht werden, wie Zucker, Kaffee und ähnliches, im Preise ziemlich hoch. Das Geschäftsleben stockte. Die Russen sind schlechte Käufer und bezahlten mit Anweisungen. Der Geschäftsmann war froh, wenn er vom Besuche dieser Käufer verschont blieb. Jeder Handel stockte, die Märkte wurden nicht abgehalten, nur der Lebensmittelhandel hielt sich; doch auch dieser wurde arg gefährdet, als die Russen den hohen Wert ihres Rubels dekretierten.

Das soziale Leben war sehr beengt. Von 8 Uhr abends bis 6 Uhr früh durfte sich niemand auf der Straße zeigen. Man mußte zu Hause bleiben. Die meiste Zeit wurde mit dem Schlafen verbracht. Am Tage tat man ebenfalls nichts. Niemand ging seiner Beschäftigung nach; man stand auf der Straße und gaffte auf das Treiben der russischen Soldaten. Nur in den Kaffeehäusern kamen einige zusammen und besprachen die Ereignisse. Doch nach der Einführung der russischen Zivilverwaltung war selbst das Kaffeehaus stark gemieden, denn russische Häfcher lauschten auf jede Äußerung; man mußte sich hüten, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, verhaftet zu werden. Hier und da siderte die Nachricht durch, daß österreichische Truppen im Anzuge wären, um die Stadt zu entsetzen. In der Umgebung wurden täglich Schüsse gehört. Alle waren zuversichtlich, daß die Österreicher doch kommen müßten, aber sie kamen immer noch nicht. Mitterweile langten neue russische Truppen an. Ihre Stimmung war gedrückt. Manche russische Soldaten erzählten, daß ihnen befohlen worden sei, auf ein gegebenes Signal sich sofort in der Nähe der Pruthbrücke zu versammeln, um die Stadt zu verlassen. Dreimal schon hatten so die russischen Truppen die Stadt verlassen: die Be-

Nr.: TAG:

wohner glaubten, ihrer schon losgekommen zu sein, doch immer wieder kamen sie zurück. In der letzten Zeit nisteten sich russische Landstürmer ein. Alte, bärtige Leute und ganz junge Burschen. Man machte sich schon auf eine dauernde Besetzung gefaßt, da kamen endlich die österreichischen Truppen und trieben alle wieder hinaus.

Wohl haben es die Russen nicht an zahlreichen Versuchen fehlen lassen, die Stadt wieder zu erobern. Auf den Anhöhen jenseits des Pruth, dem Luczkaer Berge und dem Moschliw, stellten sie ihre Feldbatterien auf, während sie ihre Fußtruppen im Pruththale aufstellten. Mit ihren Kanonen bombardierten sie am 26., 27., 29. und 30. Oktober die Stadt. Doch sie richteten nur geringen Schaden an. Am meisten wurden die Straßen in der Nähe des Residenzgebäudes beschädigt. Auch dieses Monumentalgebäude wurde beschädigt, doch ist der Schaden nicht allzu groß. Unsere wackeren Truppen beschossen mit großem Erfolge die russischen Stellungen und richteten unter den Russen verheerende Verwüstungen an, so daß sich diese bald zurückziehen mußten. Hierauf übersehten unsere Truppen auf einer Pontonbrücke den Pruth und verfolgten den Feind einerseits gegen Mahala und Bojan, andererseits gegen Luczu. In der Umgebung von Czernowitz befinden sich keine Russen mehr. Nur hie und da ist aus der Ferne Kanonendonner hörbar. Die Stadt erhält allmählich ihr früheres Gepräge und es ist sehr unwahrscheinlich, daß die Russen es noch einmal versuchen werden, Czernowitz mit ihrem Besuche zu beehren.

Rg.

Steinwender, Otto

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 311

TAG: 22.11.1914, 9. Bogen

Ein Stück Wiedervergeltung.

Vom Abg. Dr. Otto Steinwender.

Jeden Tag kann man lesen, in welcher Weise die österreichischen und die reichsdeutschen Staatsangehörigen in Frankreich und in England behandelt werden. Dabei handelt es sich nicht um Ausschreitungen des Pöbels, um gelegentliche Plünderungen, Verraubungen und Totschläge, sondern um Verfügungen der französischen und englischen Regierung. Über Weisung der Regierungen werden von den Behörden unsere armen Landsleute aus ihren Stellungen vertrieben, eingesperrt in Zwangsarbeit gespannt und dabei miserabel untergebracht und verköstigt. Es läge sehr nahe, Vergeltung zu üben und die in Österreich und in Deutschland zurückgebliebenen Franzosen und Engländer ebenso niederträchtig zu behandeln, aber dafür sind wir, die wir als Barbaren ausgeschrien werden, nicht zu haben, weil wir in solche Tiefen der Gemeinheit nicht hinabzusteigen vermögen.

Aber fast scheint es, als ob wir in unserer Gutmütigkeit und Bornehmheit jener Grenze nahe kämen, wo die Dummheit beginnt. In den Verwaltungsräten unserer Aktiengesellschaften befindet sich nahezu ein Hundert von französischen, englischen und belgischen Staatsangehörigen, die in dem Genuße ihrer reichen Pfründen weiter belassen werden. Was die Großbanken, zahlreiche industrielle Unternehmungen und einzelne Transportgesellschaften diesen Herren an Lantimen bezahlen, geht zusammengenommen in die Millionen. Bei der Bodenkreditanstalt sind es drei, bei der Kreditanstalt

zwei, bei der Südbahn sieben Herren, denen die Lantimen bezahlt oder wenigstens gutgeschrieben werden, während unsere Landsleute ausgefädelt, eingesperrt und malträtiert werden. Ein solcher Zustand ist unverständlich und unerträglich, ja, er ist geradezu eine Schande für uns.

Wir verlangen daher, daß die Angehörigen der mit uns im Kriegszustande befindlichen Staaten sofort aus den Verwaltungen unserer Aktiengesellschaften entfernt werden. Dabei genügt aber die Streichung dieser Namen nicht, denn dann würden die Bezüge der Gestrichenen den anderen Mitgliedern der Verwaltungsräte zufallen, was gar keinen Sinn hätte. Sondern diese Bezüge haben an den Staat zu fallen, und sie sind in allererster Linie zu Entschädigungen an unsere Landsleute für das ihnen im Feindesland zugefügte Unrecht zu verwenden.

Wir sollen aber noch einen Schritt weitergehen, indem wir die freiverdenden Stellen mit Männern besetzen, die in der betreffenden Erwerbsgesellschaft die Interessen des Staates und der Allgemeinheit zu vertreten haben. Dabei ist es durchaus weder notwendig, noch auch nur angemessen, daß die neuen staatlichen Verwaltungsratsmitglieder die Bezüge der abgesetzten Ausländer erhalten; es wird vielmehr genügen, wenn sie für Zeit und Arbeit angemessen entschädigt werden. Alle diese Verfügungen sind zu treffen auf Grund einer schon erlassenen kaiserlichen Verordnung, die der Regierung eine Generalvollmacht im volkswirtschaftlichen Interesse erteilt, und sie hätten so lange zu gelten, bis nach Abschluß des Friedens wieder normale Verhältnisse eintreten. Ob man später Ausländer in die oberste Leitung unserer Aktiengesellschaften, namentlich der Banken und Transportanstalten zuzulassen haben wird, ist eine spätere Frage, die heute nicht erörtert zu werden braucht.

In einer solchen Verfügung wird die ganze Bevölkerung einen willkommenen Beweis von Ernst und Energie erblicken, höchstens die Vertreter des internationalen Großkapitals werden unangenehm überrascht sein, aber auch diese werden es kaum wagen, zu quieken.

Der letzte Flug.

Am 30. Oktober ist bekanntlich, wie wir seinerzeit berichtet haben, auf dem südlichen Kriegsschauplatz gelegentlich eines Erkundungsfluges der Militärflieger Oberleutnant Sanchez de la Cerda von einer feindlichen Kugel getroffen worden. Der junge tüchtige Fliegeroffizier ist seiner Verletzung zwei Tage später im Militärspital in Tuzla erlegen. Über diesen seinen letzten Flug erhalten wir von schätzenswerter Seite auf Grund von Mitteilungen, die Oberleutnant Gruber, der den Flug als Beobachtungsoffizier mitgemacht hat, folgende authentische Darstellung:

Es war am 30. Oktober, als Oberleutnant Sanchez de la Cerda den Befehl erhielt, vom Flugplatze nächst Zvornik aus einen Erkundungsflug zu unternehmen. Rasch war das Flugzeug zur Abfahrt bereit und wenige Minuten später ratterte bereits der Motor, und außer dem Lenker noch mit Oberleutnant Gruber an Bord erhob sich das Flugzeug. Bald hatte es sich in beträchtliche Höhe hinaufgeschraubt. Unten lag das silberne Band der Drina und die den beiden Fliegern wohlbekannten Höhen der serbischen Grenzberge. In glatter Fahrt ging's in lustiger Höhe bei prächtigem Ausblick über serbisches Gebiet. Zunächst wurde Jagodina und die Sokolska Planina überflogen. Gruber hielt scharfen Auslug nach den Strömungen des Feindes. Bei Rogatica wurden bereits serbische Truppenmassen beobachtet. Wir flogen hoch über sie hinweg. Auf den Bergen war Artillerie aufgeföhren. Außerdem sahen wir endlose Trainkolonnen. Gruber gab seinem Kameraden die Weisung, nach links zu wenden, um die Grenze gegen Bosnien wieder zu erreichen. Die beiden Flieger hörten bereits ein verdächtiges Geknatter unter sich, ein Zeichen, daß man nach dem Flugzeug schieße.

Die beiden Flieger waren auf ihren vielen Flügen bereits an derlei Wahrnehmungen gewöhnt. Wiederholt hatten sie die Kennzeichen der Beschießung am Apparat mit nach Hause gebracht. Sie bewahrten auch diesmal ihre Kaltblütigkeit. Plötzlich verspürte Oberleutnant Gruber in seinem linken Fuße einen stechenden Schmerz. Er sieht auf seinen Schuh und entdeckt, daß dieser ein Loch hatte. Er wußte nun, um was es sich handelte: Er war verwundet! Sein erster Gedanke wandte sich sofort seinem Kameraden, Oberleutnant Sanchez, zu. Er blickte zu ihm zurück und sah zu seinem Schrecken, daß der Arme bleichen Antlitzes tief über den Volant gebeugt war.

Oberleutnant Gruber, der schon zahlreiche Flüge mit Oberleutnant Sanchez mitgemacht hatte und daher die hervorragenden Eigenschaften und die bewundernswerte Sicherheit seines Kameraden und Freundes kannte, wußte gleich, daß ihm etwas Ernstes zugestoßen sein mußte. Er sprach ihm Mut und Trost zu und brachte es so weit, daß der in Sturzflug geratene Apparat durch den Lenker wieder in einen regelmäßigen Gleitflug gebracht wurde. Auf die Frage: „Was ist dir?“ antwortete Sanchez lispelnd: „Bauchschuß!“

Es galt nun rasch zu handeln. Oberleutnant Gruber wandte sich zu dem Verwundeten, löste vor allem seine Halsbinde und dann die Leibgurte. Mit liebevollen Worten sprach Oberleutnant Gruber seinem bedauernswerten Kameraden Mut zu. Es handelte sich ja für beide um Tod oder Leben! Das erste Gebot war, wenn schon nichts anderes zu machen war, bosnischen Boden zu erreichen. Nur nicht dem Feinde verwundet in die Hände fallen. Oberleutnant Sanchez befolgte die Worte seines Kameraden mit dem letzten Aufgebot seiner Willenskraft. Mit Mühe gelang es Gruber, seinem verwundeten Kameraden noch einige Erleichterungen zu verschaffen. Er untersuchte die Wunde und fand, daß die Kugel den Oberschenkel gestreift und dann in den Bauch geföhren war. Wie sich bei der Operation herausstellte, waren dem unglücklichen Offizier die Gedärme dreimal durchbohrt worden, worauf die Kugel knapp unter der Haut stecken geblieben war. Durch den Sturzflug unmittelsbar nach der Verletzung war der Apparat von 1900 Meter Höhe auf 400 Meter herabgelangt, dies in wenigen Sekunden. Der Flug war fast senkrecht ausgeführt worden. Es muß überhaupt als ein Wunder bezeichnet werden, daß das Flugzeug wieder in normale Flugrichtung gebracht worden war. In dieser Höhe wurde dann der Flug horizontal weiter gegen Bosnien ausgeführt. Die Sekunden wurden zu Stunden. Gruber bemühte sich so gut es ging mit dem halb in Bewußtlosigkeit versunkenen Kameraden. Er streichelte seinem zu Tode getroffenen Kameraden die Wange, trocknete ihm den kalten Schweiß von der Stirne und sprach ihm Trost zu.

Und Sanchez befolgte die Weisungen für den Flug, die ihm Gruber gab, mit dem Aufgebot seiner letzten Kraft. Ein heldenhafter Heroismus des Verwundeten, der, obwohl selbst zu Tode getroffen, doch noch die Verantwortung für das Leben seines Freundes, aber auch dafür fühlte, daß es galt, das Ergebnis des Kundschafterfluges noch zu den Truppen zu bringen, damit deren

neg. 80.01, PMPN. Nr. 225

NNE 1.14

Kommando darnach die Maßnahmen treffen könne. Dabei hörte man noch das Pfeifen der von den Feinden den Fliegern nachgeschendeten weiteren Kugeln.

Endlich war man über bosnischem Gebiet, aber weit vom Platz des Aufstieges und der konzentrierten eignen Truppenmacht. Das Flugzeug schwebte nur mehr etwa in 50 Meter Höhe über Land hinweg. Zum letztenmal spornete Gruber den Lenker zur Anspannung aller Energie an: es galt die noch etwa 30 Kilometer Luftlinie entfernte Landungsstelle zu erreichen. Was unmöglich schien, gelang. Der Apparat erreichte tatsächlich den Landungsplatz und landete vollkommen glatt. Es war ein Jubiläumsflug: Der 25., den Oberleutnant Sanchez ausgeführt hatte und der zu seinem Todesflug werden sollte.

Beide Flieger wurden aus dem Apparat herausgehoben. Sanchez und sein treuer Kamerad wurden verbunden und dann nach Tuzla in das Spital gebracht. Dort wurde Sanchez vom Grazer Arzte Dr. A s c h e r operiert. Das junge Leben war aber nicht mehr zu retten. Es stellten sich am nächsten Tage Komplikationen ein, die das Leben des jungen, vielversprechenden Helden jäh abbrachen. Töblich verwundet, hatte er das Flugzeug noch durch 70 Kilometer durch die Lüfte gesteuert.

Die beiden Fliegeroffiziere hatten am 12. August bereits die Feuertäuse in den Lüften erhalten. Sie waren damals über Rogatica gegen den Sandschat geflogen. In einer Höhe von 1500 Meter wurde der Propeller durch eine Granate gesplittert. Das Abenteuer hatte nicht die geringste Wirkung auf die Flieger ausgeübt, im Gegenteil ihre Kaltblütigkeit nur noch mehr gefestigt. Damals hatten sie die Stellungen der bei Wisegrad eingebrochenen serbischen Kräfte genau ausgekundschaftet. Der letzte Flug des Oberleutnants Sanchez hat mit beigetragen, zu den großen herrlichen Erfolgen unserer Südarmerie in der jüngsten Zeit.

Oberleutnant Gruber befindet sich gegenwärtig im Grazer Garnisonsspital und hofft, bald wieder hergestellt zu sein, um wieder auf den Kampfplatz abgehen zu können. Man muß ihm das ehrendste Zeugnis einer bewundernswerten heldenhaften Haltung ausstellen, die er in furchtbar erster Lage bekundet hat.

Auf der Donau.

Spitalschiffe. — Die Donaumonitor. — Das technische Problem des Krieges.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Georg Bittner.)

Neufahr, 18. November.

Die Donau ist dem Kriege gegen die Serben dienlich gemacht worden. Selten dampft einmal ein Passagierschiff vorbei. Alles, was sich sonst Stromauf, Stromab bewegt, dient dem Kriege. Am ungewöhnlichsten sehen jene Schiffsdrillinge aus, auf denen die Verwundeten aus Serbien nach Ungarn gebracht werden; in der Mitte ein Dampfer und rechts und links von ihm, fest mit ihm verbunden, je ein Schleppschiff. Es sieht aus, als ob da ein Gesunder zwei Kranke, die sich selbst nicht fortbewegen können, stützen und vorwärts geleiten würde. Diese Spitalschiffe, an deren Verwendung wohl niemand mehr ernstlich geglaubt hat, sind seit Jahrzehnten vorbereitet und tun jetzt ausgezeichnete Dienste. Es sind Schleppschiffe ältesten Systems, auf denen die Waren nicht wie auf den neueren Schiffen unter Wasser, sondern über dem Wasserspiegel transportiert wurden, die also weite, helle und luftige Räume haben. Sie dienten zuletzt in Friedenszeiten im Wiener Winterhafen zur Unterbringung von Kanonen, auch der sonntägige Gottesdienst der Schiffsteute wurde an Bord dieser alten Fahrzeuge abgehalten. Jetzt wurden diese alten Kästen, die noch aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammen, sehr praktisch zum Transport der Verwundeten eingerichtet. Auf jedem können in zwei weiten Räumen je 124 Kranke untergebracht werden. Die Betten sind an Gurten praktisch übereinander aufgehängt. Ausgiebige Heiz- und elektrische Lichtanlagen machen die Räume recht gemüthlich. Es ist auch dafür gesorgt, daß der den Transport kommandierende Arzt im Notfall an Bord kleinere Operationen vornehmen kann. Allerdings sind solche Fälle selten, da auf diese Schiffe nur solche Patienten aufgenommen werden, die gleich vom Schlachtfelde weg transportfähig sind. Das Dampfschiff, das den ganzen Konvoi schleppt, dient den Verwundeten an sonnigen Tagen als Erholungs- und Promenaderaum.

Schleppschiffe neueren Systems — mit tiefgehenden, dunklen Unterwasserräumen — wurden zum Pferdetransport eingerichtet. Das Deck ist mit einer Erdschichte bestreut, mit Balken abgeteilt, so daß die Pferde bei warmem Wetter und auf kurzen Strecken transportiert werden können, ohne unten im Dunkel zusammengepfercht sein zu müssen.

Man kennt unsere Donaumonitor ja auch in Wien genau, da sie in jedem Jahr ein paarmal bei der Reichsbrücke erscheinen. Sie haben jetzt Monate harten Kampfes hinter sich. Ich sah gestern den „Bodrog“, der an der Außenwand eine Wunde von einer serbischen Granate hat, dessen Innenraum von einem Geschöß, das sich darin nach dem Auftreffen in eckigen Sprüngen herumgetrieben hatte, hart mitgenommen worden war. Einer von den Monitoren, „Temes“, ist in der Save gesunken, nachdem er Unglaubliches geleistet hatte. Den anderen gepanzerten Angehörigen dieser Donaukavallerie ist eigentlich nicht viel geschehen, beiderseits wenn man bedenkt, daß sich alle Mut und ein großer Teil der Artillerie der Serben seit Monaten gegen die kleinen Kriegsschiffe richtet,

die dem Feinde schon so vielen Schaden zugefügt haben. Die Offiziere sind lauter prächtige junge Leute, unter deren eleganten Flottenbüßen heitere, tapiere Herzen schlagen. Ihr Mut ist voll Humor. So haben sie am 18. August aus allen ihren Geschützen zu Ehren des Kaisers einundzwanzig Schüsse abgegeben. Alle scharf, und alle nach Belgrad hinein.

Auch auf den Monitoren hat sich die Praxis ein wenig anders gestaltet, als sie in der Theorie gedacht war. Die Panzerung der Schiffe wurde vielfach verstärkt. Die Ausgucke der Panzertürme wurden mit Verschlussdeckeln versehen, weil kleinkalibrige Geschosse allzu häufig durch die kleinen Oeffnungen ins Innere des Schiffes flogen und der Besatzung schweren Schaden brachten. Der lustige Platz, den über dem Verdeck der Kommandant einnehmen sollte, erwies sich als etwas zu gefährlich, so sehr, daß auch die Mitrailleuse, die dort oben steht, nicht häufig in Tätigkeit gesetzt werden konnte, weil der Bedienungsmann ein Kind sicheren Todes gewesen wäre. Also pflegt sich der Kommandant jetzt in dem Turm aufzuhalten, in dem das Steuer sicher untergebracht ist. Auch der Schutz der Haubitze auf dem Hinterteil des Schiffes wurde verstärkt. Das Geschöß hatte ursprünglich nur vorn einen Schutzhild. Es wurde jetzt in Panzerplatten vollständig eingebaut und ründherum mit einer Brustwehr aus Sandsäcken umgeben, die zwischen Blechplatten gesichert sind. Wie bei so vielen anderen Truppentörnern auch, haben die Offiziere der Monitore ebenfalls rasch erkannt, daß es im modernen Kriege mit der Hurra-Angriffsweise allein nicht mehr geht. Sondern daß der Krieg, wie Boroevic sagte, ein technisches Problem geworden ist. Die Offiziere der Monitore haben es glänzend gelöst. Was von Serbien noch übrigbleiben sollte, wird an die drei schweren Geschöße, an die Maschinengewehre, Mitrailleusen und Mannlichergewehre, die auf jedem der Monitore so brav arbeiten, noch generationenlang denken.

Wie es jetzt in Czernowitz aussieht.

Czernowitz, 18. November.

Nur allmählich gelingt es, die Spuren, die die heillose russische Wirtschaft in Czernowitz hinterlassen hat, zu verwischen. Es wird noch lange dauern, bis die Stadt dasselbe Aussehen haben wird, das sie vor dem Einzuge der Russen gehabt hat. Überall sind die Spuren sichtbar. Der Schmutz ist namentlich in benachbarten Gegenden, wo die Russen ihre Kasernen hatten, besonders groß. Die Stadtverwaltung gibt sich alle erdenkliche Mühe, diese Schmutzhäufen wegzuschaffen, aber es ist ein solcher Aukiasfall hinterlassen worden, daß die Reinigungsarbeit nicht so rasch erledigt werden kann.

Da der Bürgermeister der Stadt, Dr. Weisberger, zur Zeit der Russenherrschaft weggeführt wurde, führen an seiner Stelle der erste Vizebürgermeister, Hofrat Barleon, und der zweite Vizebürgermeister, Dr. Doro Popovici, die Leitung der Stadt. Ihnen zur Seite stehen als Beiräte die Gemeinderäte Jasnicki, Kämpelmacher, Korhytinski und Dr. Morst. Die von einigen Zeitungen gebrachten Meldungen, daß die Stadtvertretung von Czernowitz aufgelöst wurde, ist nicht richtig. Die Agenden der Gemeinde werden weiterhin von der früheren Gemeindevertretung besorgt. Da der größere Teil der Gemeinderäte sich derzeit noch in Wien befindet, wird die Administrative der Gemeinde vom Gemeinderate, der sich in Wien befindet, und die Exekutive von den vorher genannten zwei Vizebürgermeistern und den vier Beiräten besorgt.

Besondere Schwierigkeiten bietet die Approvisionierung der Stadt. Erst jetzt zeigt es sich, wie furchtbar die Russen in dieser Hinsicht gewirtschaftet haben. Ohne jede Voraussicht auf die Zukunft haben sie alle in der Stadt vorhandenen Lebensmittelvorräte verbraucht. Es waren wohl zur Zeit der Okkupation die Preise

mancher Lebensmittel billiger als sonst, doch ist dies nur darauf zurückzuführen, daß die Russen künstlich einen Überfluß geschaffen haben. Sie haben manche schlechten Vorräte in die Stadt gebracht, haben sie zu niedrigen Preisen verkauft und gleichzeitig auch die Czernowitzer Kaufleute gezwungen, zu diesen unverhältnismäßigen geringen Preisen zu verkaufen. Die Folge davon war, daß die Vorräte rasch verbraucht wurden, und jetzt gewaltiger Mangel an Roggen und Weizen herrscht. Infolgedessen sind jetzt die Preise wieder stark in die Höhe geschneilt. Dieses Emporschnellen der Preise wäre bestimmt auch eingetreten, wenn die Russen noch längere Zeit im Besitze von Czernowitz geblieben wären, denn trotz ihrer Zufuhr, die wegen ihrer schlechten Qualität die Gefahr infektiöser Krankheiten mit sich bringen konnte, wären die Vorräte doch ausgegangen und die Preise wären auch so unverhältnismäßig gestiegen.

Die Russen haben der Stadt Czernowitz bei ihrem Abzuge einen besonderen Schaden dadurch zufügen wollen, daß sie das auf der anderen Seite des Pruth gelegene Wasserwerk total unbrauchbar gemacht haben. Schon vor ihrem Einzuge hatten die Russen die Wasserzufuhr von Czernowitz abgeschnitten, indem sie die Maschinen zerlegt hatten. Als sie eingezogen waren, gestatteten sie die Wiederinbetriebsetzung des Werkes. Sie dachten mehr an sich, als an die Bevölkerung, denn die russischen Offiziere fürchteten, ihren Soldaten in Czernowitz Brunnenwasser zu verabreichen. Jetzt als sie abzogen, hatten sie kein Interesse mehr, daß Czernowitz weiter Wasser habe und sie zerstörten einfach alle Maschinen. Ein Akt, der ganz willkürlich und ungerechtfertigt ist und nichts anderes als Befriedigung der Nachgelüste für die Russen bedeutete. Nun, die Stadt hatte sich mit dem Nichtfunktionieren des Wasserwerkes rasch abgefunden. Czernowitz besitzt eine sehr große Anzahl guter Brunnen, die gesundes Wasser enthalten und den Bedarf an Trinkwasser bestreuen, so daß der Mangel der Wasserleitung nicht so schwer empfunden wird. In dieser Hinsicht haben also die Russen nichts erreicht. Das gesunde Trinkwasser ist es auch, das Czernowitz bisher von jeder Epidemie verschont sein ließ. Es ist kein einziger Cholera- oder Ruhrfall vorgekommen. Wären die Russen weiter geblieben, dann wäre dies unbedingt eingetreten, denn der furchtbare Schmutz, in dem die Russen lebten, hätte gar manche infektiöse Krankheit verursacht.

(Mussorgski) (1874) 72083027

71, PAPPAN. PS 1817

ENE 100

Die Ordnung in der Stadt ist musterhaft. Sie wird von der Staatspolizei und von Gendarmen aufrecht erhalten. Es ist bisher fast keine Gelegenheit zum Einschreiten dieser Polizeiorgane gewesen, denn die Stadtverwaltung ist ruhig und zufrieden, daß sie der russischen Polizei, die aus entlassenen Verbrechern zusammengestellt wurde und sich fürchtbare Stücke geleistet hatten, losgeworden ist. Vor einigen Tagen hat Erzbischof Dr. von Repta die Stadt verlassen und sich zur Erholung in das griechisch-orientalische Kloster nach Putna begeben. Dieser oberste Kirchenhirte der orthodoxen Kirche, der von der Bevölkerung von Czernowitz ohne Unterschied der Konfession verehrt und vergöttert wird, hatte von den Verteidigern der Orthodogie so viel zu leiden und zu erdulden, daß er krank wurde und jetzt die Stille des Klosters zu einer kurzen Erholung aussuchen mußte. Die Bevölkerung von Czernowitz vermisst diesen prächtigen Menschen nur ungerne, der während der Russentage von Czernowitz im wahren Sinne des Wortes der Beschützer der Czernowitzer Bevölkerung gewesen ist.

Er hatte energisch alle Übergriffe der Russen zurückgewiesen, hat sich jederzeit für die Bevölkerung und ihre Interessen bei den Russen eingesetzt, hat, wo es nicht mit Mühe ging, mit Strenge seinen Standpunkt klar gemacht und so der Stadt geholfen. Es soll nur ein Beispiel herausgegriffen werden. Als der General Arjutinow der Stadt die große Kontribution von 600.000 Rubel auferlegen wollte und trotz aller Vorstellungen des Bürgermeisters und des Erzbischofs von seiner Forderung nicht abstecken wollte, wurde dem Erzbischof die Sache ein wenig zu bunt und er erklärte: „Hier haben Sie meinen Bischofshut. Tun Sie damit, was Sie wollen. Hoffentlich wird er für die von Ihnen verlangte Summe reichen. Sollte er Ihnen aber nicht genügen, dann können Sie rauben, morden und plündern.“ Durch diese energische Sprache war Arjutinow eingeschüchtert worden und ermäßigte die Summe auf 300.000 Kronen. Er hat es auch bewirkt, daß die Witwen und Waisen, die von den österreichischen Behörden wegen der russischen Okkupation nicht unterstützt werden konnten, dennoch trotz der russischen Okkupation zu ihren Unterstützungen kamen, indem er einen erzbischöflichen Parlamentär zur österreichischen Verwaltung wegen der Empfangnahme dieser Unterstützungsgelder sendete. Es ist unmöglich zu erzählen, was alles Erzbischof Repta für die Stadt geleistet hat. Die Verehrung für ihn zeigte sich auch, wenn er durch die Straßen zog. Als die österreichischen Truppen nach

dem Abzuge der Russen erwartet wurden und ihnen eine Menge von mehr als 20.000 Czernowitzern entgegen ging, fuhr Erzbischof Dr. von Repta ebenfalls den Österreichern zur Begrüßung entgegen. Der Jubel, mit dem der greise Herr begrüßt wurde, ist unmöglich zu beschreiben. Es war keiner von allen Bürgern, die ihm nicht freudig zugewinkt hätten. Hoffentlich wird dieser Vater von Czernowitz bald von den seelischen Leiden und Demütigungen, die er in den Russentagen erlitten, genesen und dann wieder unter den Bürgern von Czernowitz weilen.

Außer dem erzbischöflichen Palais haben die Russen noch ein anderes Gebäude in der Nähe von Czernowitz durch ihr Bombardement beschädigt, das für sie ebenfalls von großem historischen Interesse ist. Es ist dies die Kirche im Horetschaer Walde. Diese Kirche ist seinerzeit von der russischen Kaiserin Katharina aus Anlaß ihres Sieges über die Türken errichtet worden. Sie ist ähnlich dem Moskauer Kreml und ist ein Wahrzeichen der russischen Kirchenbaukunst.

Rg.

Im eroberten Feindesland.

Auf den Feldern der schwersten Kämpfe. — Ein serbisches Munitionslager.

(Von unserem Kriegsberichterstatter
Georg Bittner.)

III.

Mitrowitz, 21. November.
(Eingelangt am 26. November.)

In der Parašnica, dem Winkel zwischen Drina und Save, dem gegen Oesterreich-Ungarn zu exponiertesten Teil Serbiens, hatte der Feind seine Methode der Feldbefestigung bis zum äußersten durchgeführt. Die Serben haben sich schon in den Kriegen gegen Türken und Bulgaren ein eigenes System der Feldbefestigung zurechtgelegt, das in Friedensübungen Tag und Nacht einegerziert wurde und für ihre Armee geradezu charakteristisch geworden ist. Es heißt zwar im serbischen Infanteriereglement vom Jahre 1911: „die ausgehobene Deckung darf nicht das Grab der Verteidigung werden“, aber als unsere Truppen die serbischen Befestigungen genommen hatten, mußten sie doch einmal in einem einzigen Schützengraben 138 Serben begraben. An anderen Stellen war es nicht viel anders.

Hinter dem Orte Crnabara ziehen sich nach Westen und Norden in dicht aufeinanderfolgenden Ketten die Befestigungen. Zwischen den letzten Häusern schon beginnen sie sich durchzuwinden, Erdhütte an Erdhütte, und von jeder führen schmale, mannstiefe Gräben zu den Haustüren. Die Soldaten mögen sich hier mitten während des Kampfes in die Wohnstuben der Bauern zu kurzer Rast zurückgezogen haben. Sonst aber ist das Bild in seiner Wildheit doch fast eintönig. Alle zweihundert, manchmal alle hundert Schritte dieselben aufgeworfenen Erdhügel, vorn Schießscharten, oben ein Dach aus Brettern und Schilf. Manchmal wurden zu den Bauten auch Ziegel verwendet, ein andermal sind die blechernen Munitionsverschlüsse aufgeschichtet worden. Jungwälder dazwischen werden geknickt und bilden natürliche Astoerhaue. Ueberall aber Spuren davon, daß hier Menschen wochenlang gelebt haben wie die Raubtiere. Verschlagene Flaschen, angebissene und ausgehöhlte Brotlaibe, Verbandzeug,

Uniformstücke, Geschöhhüllen und Patronentaschen. Vor jedem Schützengraben ist der Akerboden dicht besät mit den Granatensprengstücken unserer Artillerie. Reih' um Reih' mußten die Serben aus diesen halbverborgenen Löchern und Verhauen herausgeschossen, herausgeschlagen und -gestochen werden. Da ist eine Straße, die nordwärts zum Saveufer fünf Kilometer weit über einen Damm läuft. Und mit dem Damm gehen endlos auf beiden Seiten die Befestigungen. Der Damm — vielleicht zwei Meter hoch, ein Knabe läuft, wenn es ihm gerade paßt, spielend hüpfend darüber — war ein heißumrungenes Kampfobjekt vieler Tage und Nächte. Von hüben und drüben konnte man verdeckt aufeinander schießen. Wer sich auf der Krone des Dammes zeigte, wurde vom Feindesfeuer im Nu weggesegt, und so war das Spiel auf jeder Erdsalte und um jede Akererscholle. Und doch sind die Oesterreicher und die Ungarn Schritt um Schritt vorwärts gekommen.

Die stärkste Befestigung der Serben ist hart am Uferand; anzusehen wie ein Maulwurfsbau, von dem man die oberste Erdschicht abgehoben hat. Schmale Gräben nach allen Seiten, darin tiefer ins Erdreich gegraben kleine Plätze für kurze Kampfrast, Nischen, in denen ein Feuer angemacht werden kann, überdeckte Strohmatten für die Nacht und das alles untereinander verbunden durch ein Gewirr von Gängen, die gerade so tief sind, daß der Kopf eines Mannes, der dazwischen umhergeht, nicht über das

Erdreich emporragt, wenn der Mann sich bückt. Aber noch weiter ans Ufer heran ist der erste Schützengraben unserer Truppen. Der, den sie rasch anwarfen, als sie in der Nacht übers Wasser herübermarschiert waren. Die Ersten im Feindesland. Und von diesem ersten Schützengraben an haben sie die dann all die anderen genommen, Erdburgen und Gräben, Dämme und Serbentlöcher, bis sie nach Wochen und Wochen den Weg zurückgelegt hatten, den man heute zu Fuß in zwei Stunden macht und neben dem schon eine Feldbahn unserer Truppen läuft. Ob wohl viele von denen, die zuerst hier über die Drina und Save kamen, lebend jenes Dorf erreichten?

Oft lagen sie voneinander kaum ein paar hundert Schritte weit entfernt, Freund und Feind, riefen einander an. Denn wo die Wildheit des Krieges sich von allem Menschlichen entfernt hat, schlägt sie dann mit einem Male doch wieder zum Humor um. Aber es waren nicht nur blutige, höhnische Witze, die in den Kampfpausen hin und her flogen. Besonders ließ man einander Zeit, die Toten zu begraben. Zwischen den Befestigungen steht Kreuz an Kreuz der Serben.

Heute ist jener Fahrweg, der so viel Blut gekostet hat, unsere Lastautomobilstraße. Klosterneuburger Pioniere, lustige Männer, fahren in einem Tempo durch den Kot, daß er nach allen Seiten spritzt. Ein Automobilhändler vom Stubenring kommandiert als Reserveleutnant die Kolonne. Vor ein paar Wochen wütete Tod und Not hier in den Weisfeldern, heute sind sie ein friedliches Arbeitsterrain für eingerückte Ingenieure.

Hart am Saveufer haben die Unseren ihre Toten begraben. Die Hügel sind schön gepflegt, mit Majenziegeln belegt, auf jedem Kreuze stehen, kalligraphisch geschrieben, die Namen und Truppenkörper derer, die darunter ruhen. Aus Granatplittern ist um manches Grab ein Gitter gezogen. Viele Männer aus unseren slawischen Regimentern liegen dort und auch mancher Italiener. Der italienische Schiffslieutenant a. D. Santoro, der als Korrespondent des „Corriere d'Italia“ mit uns fährt, entdeckt auf einem der Grabkreuze, daß dort ein Namensbruder von ihm ruht.

Trotzdem die Serben ihre Niederlage seit Wochen kommen sehen mußten, hatten sie doch nicht Zeit, ein größeres Munitionslager abzuräumen, das sie am Saveufer errichtet hatten. Ungarische Soldaten bewachen es jetzt. Da ist die serbische Gewehrmunition, die in französischen Fabriken erzeugt wurde, da sind russische und in den Balkankriegen erbeutete türkische Patronen, da sind Infanteriegewehre aus der Waffen- und Munitionsfabrik in Karlsruhe und auch solche aus der Hirtenberger Patronenfabrik; schließlich Weichbleigewehre von Ess-Millimeter-Kaliber, wie die Komitatshis sie in ihren alten Gewehren verwenden. Denn die Komitatshis traten selbstverständlich gegen unsere Truppen auch in Aktion und die langgestreckten, vielverzweigten Dörfer sind für dieses Ärgste Gestübel der ganzen Welt ein lange vorbereitetes, ausgezeichnetes Operationsfeld gewesen. Daher auch die Wut des Kampfes, die man unseren Truppen wahrlich nicht verdenken kann. Daher auch eine Verordnung des Armeekommandos, die an allen Häusern angeschlagen ist und auf Grund welcher jeder Eingeborne, bei dem Waffen gefunden werden, „sofort niedergemacht wird“. — — —

Wir fahren die Save entlang zurück. Links am Ufer endlos die Feldbefestigungen der Serben, rechts Dörfer, aus deren leeren Fensterlöchern die Verlassenheit, der Tod starrt. Das Bild dieses Krieges ist sehr arg. Aber ich muß an drei österreichische Kinder denken, denen die Serben Vater und Mutter ermordet haben.

Im eroberten Feindesland.

Die Macwa und die Parasnica. — Serbische Befestigungen. — Ein fruchtbares Land. — Soldatengräber. — Verlassene Dörfer. — Die Rückwanderung.

(Von unserem Kriegsberichterstatter
Georg Bittner.)

Ernabara, 19. November 1914.
(Eingelangt am 27. November.)

Im Mai dieses Jahres reiste ich durch Serbien, sah die Flugblätter, die in Belgrad an allen Straßenecken verteilt wurden und Oesterreich als ein altes zahnloses Weib darstellten. Ich hörte die Reden der serbischen Offiziere, die von der Eroberung Bosniens und der Herzegowina durch Serbien als von einem unmittelbar bevorstehenden Ereignis sprachen. Nun bin ich zwei Tage lang über erobertes serbisches Gebiet gefahren.

Keilsförmig schiebt sich der Nordwestzipfel Serbiens, die sogenannte Macwa, in unser Gebiet ein. Dort, wo die Save ein Knie macht, reicht eine Ecke, die Parasnica, keilsförmig nach Kroatien hinein. Dieser Save-Drina-Winkel bedeutete für die österreichisch-ungarische Armee den Schlüssel zu Serbien. Dieser serbische Hebel, der sich lästig in unser Gebiet zwängte, mußte zuerst in unseren Besitz übergehen. Das sahen die Serben voraus, und so haben sich dort zwei Monate lang die wildesten Kämpfe abgespielt. Es ist keine Uebertreibung, sondern buchstäbliche Wahrheit, daß hier jeder Fußbreit des Bodens rückweise erobert werden mußte. Unsere Armee machte am 8. September den ersten Versuch, in die Parasnica einzudringen. Der Versuch gelang schon zwei Tage später. Von nun ab war es aber eine Kriegsarbeit, die ihresgleichen in der Weltgeschichte nicht oft hat. Denn die Serben hatten diesen Landabschnitt nördlich von der Drinamündung Stück um Stück mit starken feldmäßigen Befestigungen, die später geschildert werden sollen, besetzt, und jede einzelne dieser halb unterirdischen Erdburgen mußte erst durch tagelanges Feuer geschwächt und dann im Sturm genommen werden. In jeder lagen ein paar hundert Serben, kriegsgewohnt aus den Balkankämpfen, jeder eigentlich ein fanatischer Selbstmörder. So dauerten die Kämpfe in der Parasnica sechs Wochen lang, bis zum 26. Oktober. Unterdessen war es auch einer anderen Armeegruppe gelungen, von Norden her ein- und bis in die Gegend von Erbovac vorzudringen, wo sie ebenfalls auf sehr starke serbische Stellungen stieß. Diese Stellungen wurden am 30. Oktober insbesondere auf Grund der tüchtigen Arbeit genommen, die eine am linken Saveufer bei Pusta Kleševica in einem Maisfelde sehr gut etablierte Batterie leistete. Eine andere von Norden eindringende Gruppe schlug die Serben bei Glužci. Hier zeichneten sich, allerdings leider unter schweren Verlusten, die Warasdiner Landsturmänner besonders aus. So war am 31. Oktober die Macwa in der Linie Schabaz-Ernabara in unserem Besitz.

Einigen österreichischen und ausländischen Kriegsberichterstattern war es möglich, unter der Führung des Oberleutnants Harbauer dieses Gebiet eingehend zu besichtigen.

Die Fahrt ging über die Save südlich aus dem ehemals serbischen Mitrowiza hinaus. Die Gegend ist erst vielfach sumpfig. Man wird Wassergräben ziehen müssen, um das Land völlig urbar zu machen. Die Serben haben es nicht getan. Wo

der Kukuruz für ihre Schweine wuchs, dort war es ihnen recht. Rechts und links von einer breiten, sehr langen Dorfstraße dehnen sich hier die Dörfer. Noca, das erste, durch das die Fahrt geht, ist völlig verlassen. Nur ein paar Dorfshunde sind zurückgeblieben, benagen am Straßenrande die Knochen eines toten Pferdes. Hinter dem Ort ändert sich die Gegend. Felder reihen sich an Felder; die meisten waren mit Mais bebaut. Oberleutnant Harbauer und ich fahren in einem leichten Vetterwagen, den ein deutscher Bauer aus der Bacška lenkt. Seine Pferde heißen — vermutlich des Sprachenungleiches wegen — Hans und Janči. Er spricht ununterbrochen mit ihnen. Dann und wann unterbricht er diesen Monolog, wendet sich zu uns um und meint in seinem breiten Schwäbisch: „Das isch a gutes Land. Do kann mer Weizen bau'n und Mais und alles.“

Hinter Noca zerwühlen die ersten Schützengräben der Serben den Boden. Weiter südlich, gegen Glužci zu, haben sie sich zum Verzweiflungskampf, den zu verlieren sie sicherlich nicht befürchteten, vorbereitet. Das sind keine selbstmäßigen Befestigungen mehr, das sind keine Städte, aus Erdschanzen erbaut. Ein weiter Raum ist mit übermannshohen Erdwällen umgeben. Nach allen Seiten starren aus dieser Erdburg die Schießscharten. Hinter den Erdmauern haben sich die Soldaten ganz wohnlich eingerichtet. Da steht Hütte an Hütte, innen hoch mit Stroh belegt. Türen, Bänke und Sessel, dann Kleidungsstücke und Wäsche wurden aus dem nächsten Dorf herbeigeschleppt, so daß man hier recht wohl wochenlang hausen und ziemlich unbekümmert auf die Anstürmenden hinausschießen konnte. Von einer Hütte zur andern führen Laufgräben, so daß man in der Befestigung umhergehen kann, ohne sich exponieren zu müssen. Rundum ist das Terrain sumpfig, so daß die Stürmenden sicherlich bis an die Hüften einsanken. An einem der wenigen trockenen Flecke vor der Schanze ist ein kleiner österreichisch-ungarischer Soldatenfriedhof errichtet. Auf jedem Grab ein Kreuz aus zwei Brettern einer Munitionskiste. Mit Bleistift ist der Name des Toten darauf geschrieben. Meist kroatische Namen, denn hier haben die Warasdiner Landstürmer geblutet. Auf manchem Kreuz hängt auch schon ein Kranz aus Kunstblumen. Die Heimat dieser Toten ist ja nicht weit. Mütter und Frauen mögen schon zu einer Andacht herübergekommen sein. Wir können hoffen, daß wir dieses wehe Bild wiedersehen werden. John Quincy Adams, der mit von der Partie ist, sitzt auf einem Steinhäufen und zeichnet die serbischen Schanzen und die österreichisch-ungarischen Soldatengräber in sein Skizzenbuch.

Ein paar hundert Schritte weiter abermals eine serbische Riesenschanze, noch größer als die vorige. Allerdings waren ihre Schicksale schon wechselnd. An die Türen einiger Hütten sind Pappdeckeltafeln angeheftet, auf denen die Namen österreichisch-ungarischer Soldaten stehen. Auf roh behauenen Tischen und Bänken, die im Innenraume vor den Hütten stehen, liegt man Soldatennamen in lateinischer Schrift. Also wurde die Schanze von unseren Truppen eingenommen, die vielleicht wochenlang vor hier aus die andere serbische Schanze belagerten. Hier sind sogar Brunnen angelegt, und vor jeder Hüttentür steht eine Schutzwehr aus Astgestrich und Erde, damit die Einwohner ungefährdet ins Freie treten können.

Handwritten notes at the top left of the page.

Der ganze Ort Glusci, ein großes Dorf, wird außer von den Matten von einem halbverhungerten Greis, der kaum mehr auf seinen nackten Füßen stehen kann, und seinem Weibe bewohnt. Da wir in der Hütte des Greises ein paar Konserven kochen, hält uns der Alte für künftige An siedler und erhebt lauten Protest. Franz Josef sei groß und gut und habe es ihm schriftlich gegeben, daß er sein Haus behalten dürfe. Draußen auf der Straße wühlen ein paar hagere, hungrige Schweine im Straßentot, in den Gärten drückt sich verlassenes Vieh scheu in die Ecken. Ein paar hochbeladene Karren kommen knarrend, langsam die Straße herab, müde schleichen ein Mann und ein Weib neben dem Ochsengepann daher. Einwohner des Dorfes, die zurückkehren. An allen Straßenecken stehen ungarische Landsturmeute auf Wacht. Ihre Schnurrbart- und Bajonettspitzen starren in die Lüfte. Dort, wo die Wege nach allen Windrichtungen auseinanderlaufen, steht ein Kulturzeichen, ein Wegweiser, den unsere Soldaten aufgerichtet haben. Durch tiefe Dämmerung führt der Weg weiter nach dem größten Ort der Macwa, nach Ernabara. Hier liegt eine Kompagnie. Ein paar Soldaten machen uns in einem Zimmer des Schulhauses Platz. Die Strohsitreu ist nicht eben üppig, das Geschnarche meiner Zimmergenossen nicht eben leise. Ich habe Zeit, dieser ersten Nacht auf dem Boden eines ehrlich gehaßten Feindes nachzujinnen.

Der eroberten Feindesland.

Der Ort ist nicht schön, er ist ein Stückchen von Österreich als ein Stückchen von Ungarn. Die Häuser sind schlecht, die Straßen sind schmutzig. Die Menschen sind düster, die Luft ist schwer. Die Soldaten sind müde, die Pferde sind erschöpft. Die Nacht ist still, aber die Gedanken sind unruhig. Die Dämmerung ist grau, die Schatten sind lang. Die Sterne sind hell, die Luft ist kalt. Die Nacht ist lang, die Gedanken sind unruhig. Die Dämmerung ist grau, die Schatten sind lang. Die Sterne sind hell, die Luft ist kalt.

Vertical text on the left side of the page, likely bleed-through from the reverse side.

Der ganze Ort Glusci, ein großes Dorf, wird außer von den Matten von einem halbverhungerten Greis, der kaum mehr auf seinen nackten Füßen stehen kann, und seinem Weibe bewohnt. Da wir in der Hütte des Greises ein paar Konserven kochen, hält uns der Alte für künftige An siedler und erhebt lauten Protest. Franz Josef sei groß und gut und habe es ihm schriftlich gegeben, daß er sein Haus behalten dürfe. Draußen auf der Straße wühlen ein paar hagere, hungrige Schweine im Straßentot, in den Gärten drückt sich verlassenes Vieh scheu in die Ecken. Ein paar hochbeladene Karren kommen knarrend, langsam die Straße herab, müde schleichen ein Mann und ein Weib neben dem Ochsengepann daher. Einwohner des Dorfes, die zurückkehren. An allen Straßenecken stehen ungarische Landsturmeute auf Wacht. Ihre Schnurrbart- und Bajonettspitzen starren in die Lüfte. Dort, wo die Wege nach allen Windrichtungen auseinanderlaufen, steht ein Kulturzeichen, ein Wegweiser, den unsere Soldaten aufgerichtet haben. Durch tiefe Dämmerung führt der Weg weiter nach dem größten Ort der Macwa, nach Ernabara. Hier liegt eine Kompagnie. Ein paar Soldaten machen uns in einem Zimmer des Schulhauses Platz. Die Strohsitreu ist nicht eben üppig, das Geschnarche meiner Zimmergenossen nicht eben leise. Ich habe Zeit, dieser ersten Nacht auf dem Boden eines ehrlich gehaßten Feindes nachzujinnen.

Vertical text on the right side of the page, likely bleed-through from the reverse side.

TAGESPOST (Graz) (*Morgenblatt*)

Nr.: 318

TAG: 29. 11. 1914, 1

~~Der erste~~ Armeebefehl des General- Feldmarshalls v. Hindenburg.

v. Berlin, 28. November. Der „Lokalanzeiger“ meldet: Nach seiner Beförderung zum Generalfeldmarschall gab v. Hindenburg folgenden Armeebefehl heraus:

„In tagelangen schweren Kämpfen haben die mir unterstellten Armeen die Offensive des an Zahl überlegenen Gegners zum Stehen gebracht. Der Kaiser hat diese von mir gemeldeten Erfolge durch nachstehendes Telegramm an mich beantwortet:

„An den Generalobersten v. Hindenburg! Ihrer energiebollen und umsichtigen Führung und der unerschütterlichen Tapferkeit Ihrer Truppen ist wieder ein schöner Erfolg beschieden gewesen. In langem, schwerem, aber von treuer Pflichterfüllung vorwärts getragenen Ringen haben Ihre Armeen die Pläne des an Zahl überlegenen Gegners zum Scheitern gebracht. Für diesen Schutz der Ostgrenze meines Reiches gebührt Ihnen der volle Dank des Vaterlandes. Meiner höchsten Anerkennung und dem tiefsten Dank, den Sie erneut mit meinen Grüßen Ihren Truppen aussprechen wollen, will ich dadurch Ausdruck geben, daß ich Sie zum Generalfeldmarschall befördere. Gott schenke Ihnen und Ihren siegreichen Truppen weiteren Erfolg. Wilhelm I. R.“

Ich bin stolz darauf, meinen höchsten militärischen Grad an der Spitze solcher Truppen erreicht zu haben. Eure Kampfesfreudigkeit und Ausdauer haben in bewunderungswürdiger Weise dem Gegner große Verluste beigebracht. Über 60.000 Gefangene, 150 Geschütze und gegen 200 Maschinengewehre sind wieder in unsere Hände gefallen. Aber vernichtet ist der Feind noch nicht. Darum weiter vorwärts, mit Gott für Kaiser und Vaterland, bis der letzte Russe besiegt am Boden liegt! Hurra, hurra, hurra!

v. Hindenburg.“

NEUE FREIE PRESSE

Nr.: 18056

TAG: 29. 11. 1914, 11

[Die Feuertaufe.] Ein Mitkämpfer schreibt: Nach langem Warten kam endlich die telegraphische Abberufung unseres Regiments nach dem Norden. Hei! war das ein Jubel und eine Freude, daß nun auch an uns die Reihe kam, zu zeigen, was wir können. Mit Sang und Klang ging's auf die Bahn, Blumen regnete es usw. Dann nieder zum Gebet: „Vater, ich rufe Dich“, Signal zum Einsteigen, ein letztes Wünschen von „Glück auf!“ und „Auf Wiedersehen“. Der Zug fährt, und nach zwei Tagen sind wir am Bestimmungsort angelangt. Doch unser wartete schon eine harte Arbeit. Nach sechs Stunden Rast auf und dann wieder zur Bahn. Mit dem Zug fuhren wir bis ins Feuer. Auf der Straße hieß es aussteigen, gleich wurde Schwarmlinie gemacht, und nun mußte jeder, woran wir sind. Nachmittags um 2 Uhr begrüßten uns die ersten feindlichen Granaten, ohne zu treffen. Einige meiner Kameraden warfen ihnen Erde und auch Rüben nach, mit einem Wort, die Mannschaft war in bester Stimmung. So rückten wir eine Zeitlang vor. Vor uns liegt ein Wald. Unser Befehl lautet, denselben zu nehmen. Bis auf 500 Schritt am Bauche vorkriechend, hatten wir uns ihm genähert, da kamen die Wunden wie der Regen, aber die Kerle schossen immer zu hoch. Danges Gefühl hatte keiner, aber nur der erste Schuß ging schwer. Zum erstenmal auf einen Menschen schießen, das ist so eine Sache. Doch war auch dies bald überwunden und nun drauf los. Bajonett auf, Sturm — Hurra! Bis wir aber an die feindlichen Schanzen kamen, waren die Reihen schon sehr gelichtet. Aufhalten gab es keines mehr, die Bajonette verrichteten ihre Aufgabe vollkommen. Man kommt sich dann vor wie ein Tier. Nur den einen Gedanken: Umbringen so viel du kannst. Gelegenheit hatten wir. Nun ging's in den Wald hinein, wo es furchtbar aussah. Unsere Schrapnelle hatten hier fürchterlich gewütet. Ein Anblick, nicht zum Schildern. Indessen wurde es dunkel, und das Gefecht ging dem Ende zu. Unversehrt bin ich geblieben wie durch ein Wunder. Die Feuertaufe hatten wir

glänzend bestanden, den Feind, der in dreifacher Ueberzahl war, fünf Kilometer zurückgeworfen. Bis nächsten Morgen hatten wir Ruhe. Um 2 Uhr früh ging es wieder los. Wir erhielten nun Verstärkung. Gegen 10 Uhr vormittags kamen wir an den Dnjepr, den wir überquerten. Plötzlich erhielten wir Befehl zum Rückzug. Später erfuhr ich, warum. Wir waren auf eine große Uebermacht gestoßen und hätten unmöglich standhalten können. Dieser Befehl war uns zwar nicht recht, aber es mußte sein. So zogen wir den blutig errungenen Weg wieder zurück. Am nächsten Tage ging's wieder heiß zu. Hier wäre es mir schlecht gegangen, wenn nicht Glück und Geistesgegenwart geholfen hätten. Immer nur Sturmt machen, das ist unseren Leuten das Liebste. Da, zu mittag kam der langersehnte Befehl. Mit fürchterlichem Geschrei „Hurra!“ geht es los im Sturmangriff. Die Russen mußten wir überrascht haben, denn die ersten Reihen wurden in ihren Schanzen wie die Fliegen niedergemacht, da sie keine Zeit mehr hatten, herauszutreiben. Ich befand mich in den ersten Reihen. Plötzlich sehe ich zwei lange Kerle vor mir. Der eine stürzt sich mir entgegen. Ich springe einige Schritte zurück, er mir nach, holt zum Stoß aus und im selben Moment blieb er mit dem Fuß hängen, fiel, sein Bajonett durchstößt mir beim Fall die Hufe, ohne mich zu verletzen. Nun ging's über ihn her. Blindlings stoße ich auf ihn zu, ein Schrei, und er war in der andern Welt. Nach einer Stunde hatten wir 200 Gefangene in unseren Händen, alles andere rannte aus Leibeskräften. Sechs Tage waren wir ununterbrochen im Feuer. Was weiter geschah, weiß ich nicht. Schwimmer vortreten! Ich befand mich unter diesen. Ein Oberleutnant war unser Führer. Am anderen Ufer sollten wir auf dem nächsten Hügel Stellung nehmen. Mit voller Ausrüstung schwommen wir hinüber. Kaum daß wir in Stellung waren, beschöß uns schon die feindliche Artillerie. Nach einer Stunde mußten wir zurück. Ein Aushalten war unmöglich. Also wieder zurückschwimmen, naß bis auf die Haut, Tornister wie Kleider, alles dreimal so schwer und immer noch das feindliche Schrapnellfeuer! Plötzlich spüre ich einen Ruck an meiner linken Hand. Nach 20 Schritten bemerkte ich auf meiner Hufe Blut. Gleichzeitig verspüre ich ein Gefühl, als wenn mir die Hand eingeschlagen wäre. Nun begann es auch zu brennen, und erst jetzt sah ich, daß ich getroffen war. Zum Verbinden war keine Zeit und so ging ich noch zwei Kilometer, mit der Rechten die Wunde zuhaltend. So kam ich auf den Verbandplatz, erwachte aber erst im Spital zu Stanislaw. Wie ich dorthin kam, weiß ich nicht. Von hier ging's nach Großwardein und dann nach Hermannstadt. Bin jetzt wieder hergestellt und marschiere in zwei Wochen ab. Mein jüngerer Bruder, der sich freiwillig gemeldet hat, geht auch mit. Mein Schwager, der Leutnant ist, ist unser Zugkommandant. Also gleich drei.

NEUE FREIE PRESSE

Nr.: 18056

TAG: 29. 11. 1914, 2 f.

NORDAU Max
KAROLYI, Mich.

Wie ich Frankreich verließ.

Die Begegnung mit dem Grafen Michael Karolhy.

Von Max Nordau.

(Siehe Nr. 18049 der „Neuen Freien Presse“ vom 22. November.)

Madrid, im September.

Der Direktor überließ mich nun mit selbst und meinen Betrachtungen. Ich sah mich zunächst ein wenig um. Das Transporthaus („Caserno de passage“) ist ein höchst verwahrloßt aussehender alter Bau mit mehreren Höfen und allerlei Ein- und Umbauten. Den ersten Hof schließt gegen die Straße ein Gitter ab, an dem fortwährend die Klatschbasen und Gassenjungen des Viertels hängen, um die Personen und Vorgänge im Gefängnis zu beobachten. In einem großen Schlafsaal, dem einzigen, der Licht und Luft hat, waren einige Duzend Kolonialsoldaten, darunter eine Anzahl kindlich vergnügter, stets singender, Haschen spielender und lachender Negers, und mehrere Zivilpersonen untergebracht. Zwei deutsche Gefangene, zu denen am folgenden Tage drei andere, nicht-kämpfende Verwundetenräger aus Leipzig, kamen, teilten eine finstere Stube mit französischen Unteroffizieren. Auf den ersten Hof gingen außerdem eine Kantine, eine Wachstube, deren Mannschaft täglich abgelöst wurde, einige Offizierszimmer und ein Frauenchlafsaal.

Ich nahm in der Kantine an einem Tisch ohne Tisch Tuch eine spartanische Mahlzeit und setzte mich dann auf eine Holzbank im Hofe, um meinen wenig frohen Gedanken nachzuhängen. Vor mir ging ein hochgewachsener Herr von unverkennbar vornehmerem Aussehen mit einem Monokel, das an einer Schnur herabhäng, einige Male auf und ab, blieb dann vor mir stehen und wandte sich geradezu an mich, mit der Selbstsicherheit eines Weltmannes und Trägers eines großen Namens: „Sie sind wohl auch ein Ausländer, der Schwierigkeiten mit den hiesigen Behörden hat?“ — „So scheint es. Sie auch?“ — „Ja. Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle. Ich bin Graf Michael Karolhy.“ Ich reichte ihm die Hand. „Ich erfuhr bereits, daß Sie hier sind, und vermutete sofort, daß Sie es, waren.“ Ich nannte nun auch mich. Graf Karolhy fuhr einen Schritt zurück und sah mich mit

starrem Staunen an. „Was — der usw., Schriftsteller —“ — „Derjelbe.“ — „Sie sind —“ — „Ich bin.“ — „Klinsky! Klinsky!“ schrie er über den Hof hinüber. Aus der offenen Tür einer Schlafstube trat ein kraftvoll gebauter, mittelgroßer Herr mit energischem Gesicht vom besten ungarischen Typus und mit klugen Augen. „Das ist das Außerordentlichste, was ich je erlebt habe!“ rief Graf Karolhy ihm schon von weitem zu; „denke dir — dies hier ist —“ und er nannte mich Herrn v. Klinsky. Neue Rufe der Verwunderung, herzliche Begrüßung, Erkundigungen, Austausch von Eindrücken. Alles auf französisch, da es hier die feindliche Gesinnung erweckt, wenn

man sich in fremder Sprache unterhält. „Nun, ich freue mich, daß man Sie wenigstens nicht toteschossen hat,“ bemerkte ich. „Denn das war Anfang August in allen Pariser Zeitungen erzählt worden.“ — „Rein,“ erwiderte Graf Karolhy lächelnd, „erschossen wurden wir nicht, wie man uns aber seit sechs Wochen behandelt, das ist auch nicht viel besser.“ Und er schilderte mit überlegenem Humor, der über dergleichen armselige Abenteuer stets erhaben bleibt, wie man mit ihm umgesprungen war, dem ungarischen Magnaten, dem Führer einer großen und mächtigen Parlamentspartei, dem kühnen Politiker, der seine staatsmännische Laufbahn und Reputation für ein enges Zusammengehen der Doppelmonarchie gerade mit Frankreich eingesezt hatte. Ich halte mich nicht für berechtigt, die Erlebnisse des Grafen Karolhy, des Herrn v. Klinsky und eines mit ihnen befreundeten jungen Ingenieurs, die zusammen mit dem treuen Kammerdiener des Grafen die Reisegesellschaft bildeten, hier zu schildern. Die Herren haben ein Tagebuch geführt. Sie werden ihren pikarsten Roman wohl selbst veröffentlichen, wann und wie es ihnen paßt, und es wäre rücksichtslos von mir, ihnen ihre Wirkungen vorwegzunehmen. Nur eine allgemeine Bemerkung will ich mir gestatten. Es mag sich verteidigen lassen, daß man im Kriege alle Angehörigen der Feindesvölker ausweist oder in Beobachtungslager einschließt, obschon auch dazu mancherlei zu sagen wäre. Unverständlich aber ist es, weshalb man ihnen auf ihr Gesuch nicht gestattet, das Land zu verlassen, und völlig unentschuldig bleibt es, die Durchführung einer so harten und heikeln Maßregel, wie es die Festhaltung und Internierung unbefehlter, ehrenhafter Personen ist, untergeordneten, beschränkten, rohen, manchmal bössartigen Organen zu überlassen, die unfähig sind, zu individualisieren, die sich hirnlos, automatisch an den Buchstaben der Verordnung halten, die alles über einen Leisten schlagen und die es als besonders verdienstlich ansehen, die ihnen ausgelieferten Ausländer schlechter als verurteilte schwere Verbrecher zu behandeln. Dadurch ergeben sich Zwischenfälle, die einen Makel auf den Ruf eines hochgesitteten und ritterlichen Volkes werfen.

Für die Gruppe des Grafen Karolhy, die gleichfalls nach Spanien zu gelangen suchte, waren seit einigen Tagen einflussreiche Bekannte tätig. Einer von diesen, einer der hervorragendsten Leitartikler des „Temps“, kam um 6 Uhr zu Besuche. Als er mich erblickte, rief er verblüfft: „Sehe ich recht? Sind Sie es, Herr M. N.“ — „Sie sehen recht, Herr B.“ — „Was machen Sie hier?“ — „Das frage ich mich. Das frage ich Sie.“ Ich erzählte ihm meinen Fall. Er war verlegen und geärgert. „Da hat wieder einmal ein Dolpatich einen Boß geschossen,“ murmelte er. „Ich will noch heute abend die maßgebenden Personen anrufen.“ Ich dankte ihm warm und zog mich diskret zurück, während er mit den anderen Herren plauderte.

Als ich mich auf die Bank im Hofe setzte, nahm ein Offizier, ein Leutnant, neben mir Platz und sprach zu meiner Ueberraschung: „Ich habe Ihren Namen gehört. Ich kenne Sie seit vielen Jahren. Ich bin kein Berufssoldat. Ich bin Professor an der katholischen Universität von Lille. Da ich alles von Ihnen gelesen habe, was mir

zugänglich war, so weiß ich, daß alle Ihre Anschauungen und Lehren meinen Ueberzeugungen polar entgegengesetzt sind. Aber mein Christentum gestattet, ja gebietet mir, mich Ihnen vorbehaltlos zur Verfügung zu stellen. Bitte, sagen Sie mir, was ich in dieser Lage für Sie tun kann? Ich erwiderte ihm: „Es bringt mich durchaus nicht in Verlegenheit, von Ihrem Christentum einen Liebedienst anzunehmen, da ich ohne Christentum unter ähnlichen Verhältnissen Ihnen die gleiche Nächstenliebe erweisen würde.“ Und ich bat ihn, einem Minister, den ich kannte und der mir wohl wollte, einen Brief persönlich zuzustellen, den ich ihm schreiben würde. Das versprach der Professor sofort und er hat am folgenden Tage sein Wort gehalten. Auf der Stelle aber hatte er mit dem Gefängnisdirektor eine eindringliche Unterredung, deren Ergebnis war, daß dieser zu mir kam und mir eröffnete, er habe ein besseres Schlafzimmer für mich gefunden, das vier Betten enthalte, wo ich jedoch allein sein würde. Er veranlaßte auch, daß man mir eine allerdings winzige Waschkübel und ein Handtuch gab, und nun durfte ich mich wirklich nicht mehr beklagen. Ich konnte auch das liebenswürdige Anerbieten des Grafen Karolhi dankbar ablehnen, das dürftige, kahle Zimmer mit ihm zu teilen, das er für sich und seine Gesellschaft, den Kammerdiener inbegriffen, erlangt hatte; dagegen folgte ich gern seiner Einladung zum Abendessen in einem ihm allein vorbehaltenen Hinterzimmer der Kantine an einem Tische, der nicht nur weiß gedeckt, sondern sogar mit einigen Blumen geschmückt war.

Ich eile über viele malerische Einzelheiten hinweg, um rasch zum Schlusse zu gelangen. Der nächste Tag brachte noch nicht die Befreiung und ließ uns in Hangen und Bangen. Die Zeit verging indes schnell genug in endlosen politischen und geschichtlichen Gesprächen mit den ungarischen Herren und philosophischen Unterhaltungen mit dem Liller Professor. Man brachte neun Gefangene ein, die zur Internierung in einem Lager bestimmt waren, darunter einen achtundsiebzigjährigen Greis, der seit fünfundsüßzig Jahren in Bordeaux lebt und dort mehrere Häuser besitzt und zu meiner Ueberraschung einen seit vierzehn Jahren in Bordeaux ansässigen, mit einer Französin verheirateten Fabrikanten, den Sohn eines meiner Universitätskollegen, der mich 1900 in Paris aufgesucht hatte und mich nun hier wieder sah. Die Welt ist entschieden klein. Nach vierundzwanzigstündiger Anwesenheit im Gefängnis hatte ich hier nichts als Liebe, alte Bekannte.

Die zweite Nacht verbrachte ich schlaflos, denn gegen die Verabredung belegte der Direktor die ledigen drei Betten meiner Stube von 10 Uhr bis Mitternacht mit neuen Ankömmlingen, deren Nachtgewohnheiten mir es nicht möglich machten, die Augen zu schließen. Zum Glück war der folgende Tag, Dienstag der 15. September, der letzte unseres Elends. Die angerufenen Stellen hatten unsere Freilassung angeordnet und gegen 11 Uhr vormittags erschien ein Polizeibeamter, um die Gesellschaft des Grafen Karolhi und mich auszufordern, uns mit ihm auf die Präfektur zu begeben. Der Mann, ein gedehnt geschnieglter Pariser, der mit der Regierung nach Bordeaux gekommen war, zeigte sich über den Austrag seiner Vorgesetzten sehr erbozt. Es wäre ihm unergleichlich angenehmer gewesen, er hätte den Befehl erhalten, uns erschießen zu lassen, und er bemühte sich nicht, es uns zu verheimlichen. Auf der Präfektur wurden uns endlich die Pässe der bürgerlichen Behörde und des Militärkommandos ausgestellt und man teilte uns mit, daß wir abends um 1/2 12 den Schnellzug nach San Sebastian würden nehmen können. Der Pariser Beamte geleitete uns nach der Kaserne zurück und hier kam es zu einem höchst erregten Austritt zwischen ihm und mir. Da er auf meine höfliche Frage, ob ich nachmittags ausgehen könne, um mir in einer Wechselstube etwas spanisches Geld zu verschaffen, in der ungehörigsten Weise antwortete, erwiderte

ich in schroffem Tone: „Unter den Befehlen, die Ihre Vorgesetzten Ihnen erteilt haben, ist sicherlich nicht der, mit mir flegelhaft zu sein.“ Der geschwollene Bernegroß hatte fast einen Schlaganfall und blieb einen Augenblick lang sprachlos vor Wut. Dann brach eine Flut von wüsten Beschimpfungen und Drohungen aus seinem verzerrten Munde hervor, so daß der Direktor und der Liller Professor ihn an den Armen faßten und weg-zogen. Graf Karolhi und Herr v. Pinski waren entsetzte Zeugen des Zusammenstoßes gewesen und flüsternten mir, diesmal ungarisch, zu: „Wie unvorsichtig! Diese Giftkröte wird sich rächen wollen.“ — „Daß er es wolle! wird, bezweifle ich nicht,“ erwiderte ich, „aber er wird es nicht können. Ich kenne diese Sorte. Ein solcher Scherz ist nur mächtig, wenn man ihm rechtlos ausgeliefert ist. Haben aber die Vorgesetzten die Augen auf ihn, so zieht er feig den Schwanz ein.“ So war es auch, ohne Zweifel, denn ich habe von dem als Stutzer verkleideten fremdenfeindlichen Rüpel nichts mehr gesehen und gehört.

Zur anberaumten Stunde fanden sich zwei Postzei-beamte, diese von der größten Höflichkeit und Zu-vorkommenheit, in der Kaserne ein, stellten sich vor und teilten uns mit, sie hätten den Befehl, uns bis Brun zu begleiten, um jede weitere Belästigung unterwegs und an der Grenze von uns fernzuhalten. Man holte uns zwei Droschken und wir verließen unter Ovationen der zurück-blickenden Gefangenen und selbst von der Wachmannschaft freundlich begrüßt, die hausfällige Barade, die drei Tage lang mein Gefängnis gewesen war. Der Direktor verabschiedete sich am Wagenschlag mit einem Händedruck von uns und sprach die Hoffnung aus, wir würden ihm aus Spanien eine Ansichtskarte schicken! Ich trage ihm nichts nach. Die Unterkunft in der Kaserne war sehr schlecht, aber es gab vielleicht keine bessere. Man belästigte uns nicht, ließ uns Zeitungen kaufen, Briefe schreiben, miteinander nach Belieben verkehren, Besuche von außerhalb empfangen, und wenn ich litt, so war es nur unter der Freiheitsberaubung und der anfänglichen Ungewißheit über mein Schicksal. Den Oberbehörden habe ich dafür zu danken, daß sie, als sie erst von dem Fall unterrichtet waren, sofort zu meinen Gunsten eingriffen.

Kurz ehe ich die Kaserne verließ, erhielt ich einen un-
vermuteten Besuch. Der Chefredakteur der „Petite Gironde“,
des verbreitetsten und einflussreichsten Blattes des Süd-
westens, das jetzt auch alle nach Bordeaux überbedekten
Pariser großen Zeitungen druckte, Herr Berthelot, kam in
Begleitung eines Mitarbeiters, um mich, auch im Namen
von Alfred Capus und anderen Pariser Kollegen zu be-
grüßen. Man habe verblüfft von meinem Abenteuer ver-
nommen, und er habe sich beeilt, sich mir zur Verfügung
zu stellen. Ich dankte ihm und sagte, ich hätte keinen
Grund mehr, ihn zu bemühen. Nun begannen liebens-
würdige Erkundigungen, die mich stutzen machten. Ich be-
schwor ihn, kein Interview zu bringen, das mich unter den
gegebenen Verhältnissen nur lächerlich machen konnte, und
überhaupt kein Wort über mich zu veröffentlichen. Er ver-
sprach alles, und zwei Tage später standen auf der ersten
Seite der „Petite Gironde“ zwei Spalten über seinen Be-
such bei mir im Militärgefängnis. Der Berufsmensch hatte
den Sieg über den liebenswürdigen Kollegen davon-
getragen.

Donnerstag den 16. September früh erwachte ich in
Brun. Die beiden Polizeibeamten, die wir seit dem Bahn-
hof von Bordeaux nicht mehr gesehen und die die Nacht
diskret im Abteil eines anderen Wagens zugebracht hatten,
kamen jetzt zum Vorschein, ließen sich schriftlich beschei-
nigen, daß sie uns bis über die Grenze begleitet hatten,
und verabschiedeten sich unter Winklingen von uns.

Eine Stunde später saßen wir im Zuge, der uns den-
selben Abend nach Madrid brachte. Das Gefühl, ein feind-
selig beobachteter Kriegsgefangener zu sein, war von mir
genommen. Zum erstenmal seit fast sieben Wochen atmete
ich wieder in vollen Zügen die Luft der Freiheit.

Im eroberten Feindesland.

Flüchtlinge und Zurückkehrende. — Soziale Fürsorge im Feindesland. — Die Macva und Mazedonien. — Zwei Grabinschriften.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Georg Bittner.)

Mitrowitz, 21. November.
(Eingelangt am 27. November.)

Als die Serben sich vor den österreichisch-ungarischen Truppen zurückziehen mußten, zwangen sie die Einwohner aller Ortschaften in der Macva, ihnen zu folgen. Sie wollten unsere Truppen in den neuen Gebieten aushungern. Im verödeten Land sollte der Proviantnachschub auf den schlechten Straßen für die Armee des Siegers eine Kette von Verlegenheiten werden. Diese Rechnung mißlang aus mehrfachen Gründen. Vor allem kommen unsere Autotrains ganz gut weiter, wenn sich auch, wie ich es ab und zu sah, vierzig Mann vorsepannen müssen. Ueberdies blieb in allen Ortschaften genug Vieh und Getreide zurück, daß eine Armee davon leben könnte.

Die Serben selbst fielen aber in die Grube, die sie unseren Truppen gegraben hatten. Als sie aus Baljevo fliehen mußten, verstopften die Flüchtlinge aus der Macva ihnen überall den Train, es entstand ein heilloser Wirrwarr, da sich in die stochenden Trainkolonnen auch noch die mit Hausrat, schreienden Weibern und greinenden Kindern hochbepackten Wagen einzwängten, und das Ergebnis war, daß die Offiziere die armen Teufel von Malwabauern nun wieder zurück in die alte Heimat jagten. Nun kommen sie allmählich angezogen. Die Weisensfähigen, das sind alle Männer vom 15. bis zum 55. Lebensjahre, kommen natürlich in Kriegsgefangenschaft. Die Weiber und die Greise sind zur Arbeit dringend nötig. In dem einen Dorfe Ernabara waren allein 2500 Schweine zurückgeblieben und die braven ungarischen Landsturmmänner hatten bis in die letzten Tage notgedrungen eine wenig kriegerische Verwendung als Schweinehirten gefunden.

Fünzig bis sechzig Waggon Weizen und ungefähr hundert Waggon Mais lagen in den Scheuern des einen Ortes allein, in allen anderen Dörfern lagen ähnliche Vorräte, dabei war von den Feldern vielfach der Mais noch gar nicht eingebracht. Ich sprach in Ernabara mit einem älteren ungarischen Reserveleutnant. Er mochte in seiner Heimat Advokat oder Kaufmann sein, und jetzt er ist nicht nur Kommandant eines, wenn auch kleinen, so doch im Feindesland gänzlich isolierten Truppentörpers, sondern auch noch vollauf beladen mit den Geschäften eines unter den schwierigsten Verhältnissen arbeitenden Großgrundbesizers. Die Offiziere haben in der kürzesten Zeit nicht nur alle vorhandenen Vorräte aufzunehmen, zu registrieren und darüber ihrem vorgesetzten Kommando Meldung zu erstatten, sie müssen natürlich mit Heranziehung der zurückkehrenden Bevölkerung auch für die Einbringung der Feldfrucht sorgen, die noch draußen auf den Feldern steht. Den zurückgekehrten Serben wird ihr Getreide zu einem von der Intendanz bestimmten Kurs abgekauft. Unsere Kronen haben ihren normalen Wert. Den Einheimischen fehlt es natürlich an allem, an Brot, Salz, Bündhölzchen. Aus Gottes Erbarmen müssen unsere Truppen nun auch für sie sorgen. In Ernabara steht eine noch halbwegs betriebstfähige Mühle. Ein Mechaniker unter den Soldaten brachte sie wieder in Gang. Inzwischen kehrte auch der Müller zurück und wurde natürlich sofort dazu verhalten, weiter für den regelmäßigen Betrieb des Werkes zu sorgen, noch bevor er seine Bitte, wieder mahlen zu dürfen, recht hatte vorbringen können. Alle diese Bemühungen können es nicht verhindern, daß die Zurückkehrenden, besonders die noch auf der Wanderschaft befindlichen Serben vielfach ein recht jammervolles Dasein führen. Ich wurde an der Straße von Weibern wiederholt um ein Stück Brot angebettelt.

Die Serben wollten den österreichisch-ungarischen Truppen in der Macva denselben Streich spielen, den die Türken ihnen in Mazedonien gespielt haben. Als nach der Einnahme Mazedoniens die Serben in das neue Gebiet einrückten, war die gesamte mohammedanische Bevölkerung bekanntlich abgezogen, möglichst weit weg, nach Kleinasien, und die Serben wußten nicht, was mit den verödeten Länderstrichen anfangen. Die Nachahmung dieser Methode ist ihnen nun gründlich mißglückt.

Mehr als es der Krieg mit seinen wochenlangen wütenden Kämpfen tun konnte, hat der Fanatismus, der irrstinnige Oesterreicherhaß der serbischen Truppen diesen Landstrich ins Unglück gestürzt.

Maß und Ziel hatte dieses Volk verloren, dessen Schicksal sich nun grausam aber folgerichtig erfüllt hat. Davon gibt auch die Inschrift auf dem Grabkreuze eines serbischen Offiziers Zeugnis, der hier begraben liegt. Seine Kameraden, noch immer nicht ernüchert, durch alles, was sie seit Ausbruch des Krieges erlebt hatten, noch nicht völlig überzeugt, daß all ihr Sinnen und Trachten ein Irrtum gewesen war, schrieben ihm aufs Grab: „Armes Bosnien! Um Deine Freiheit, um Dich von Ketten zu befreien, haben wir gekämpft und unser Blut vergossen.“ Das ist aber nicht Kriegspöhserei, sondern das ist der Wahn, dem dieser Krieg das Ende machen mußte.

Die Grabinschriften, die unsere Soldaten schreiben, sind kürzer und nobler. Auf einem andern Grabkreuz heißt es einfach: „Hier liegt ein serbischer Offizier begraben von Soldaten des I. u. I. 73. Infanterieregiments.“

Prophezeiungen über den Weltkrieg 1914.

Zusammengestellt von Dr. Winterri.

Jede Vorhersagung prophetischer Natur gewinnt erst dann Beachtung und Bedeutung, wenn sie teilweise oder gänzlich eingetroffen ist. Bis dahin aber begegnet man ihr mit Mißtrauen und Spott, wenn nicht gar mit Verachtung.

Auf die freundliche Gesinnung gestützt, die mir ein großer Teil des hiesigen Publikums entgegenbringt, raffte ich mich zu dem Entschlusse auf, bei meinen beiden hiesigen Vortragsabenden, einige Vorhersagungen, die gegenwärtige Lage betreffend, zu bringen. Sither vergeht wohl kaum ein Tag, wo man nicht mit der Frage an mich herantritt: „Ob es denn wirklich wahr sei, daß der Krieg im Dezember zu Ende sein werde?“ Daran knüpfen sich dann in der Regel noch weitere Fragen, wie zum Beispiel: woher ich solches wisse, — ob ich selbst daran glaube usw. Eine Dame ging gar so weit, mir einen goldenen Lorbeerkranz für den Fall in Aussicht zu stellen, als sich diese Vorhersagungen erfüllen sollten. Nun ist es aber natürlich um die Ruhe meiner Nächte geschehen, denn ich zerbreche mir ständig darüber den Kopf, wie groß wohl dieser Kranz ausfallen wird.

Es ist meine Absicht, in Kürze das Kapitel Vorhersagungen zu behandeln und festzustellen, ob und inwiefern wir ihnen Wert beimessen dürfen. Die neuzeitige Forschung spricht von einem verschieden hohen Intelligenzgrade der Menschen. Sie erkennt auch an, daß es Wesen gibt, deren geistige Entwicklung eine außergewöhnlich hohe, ja sogar abnormale ist, doch eine übernatürliche geistige Befähigung, wie zum Beispiel den prophetischen Blick, spricht sie dem Menschengeschlechte ab, und bezeichnet solches kurzerhand als Unmöglichkeit. Es wurde im Laufe der Jahre aber so vieles als Unmöglichkeit bezeichnet, so manche Erfindung als allen physikalischen Gesetzen höhnisch verächtlich, die oft kurz nachher verwirklicht wurde. Ich führe bloß die Idee einer Flugmaschine nach dem Prinzip „schwerer

als die Luft“ an, die Professor Helmholtz noch im Jahre 1872, als völlig undurchführbar bezeichnete.

Kenner der Weltgeschichte wissen, daß es zu allen Zeiten und bei allen Völkern Propheten gab, deren Warnungen und Verheißungen unbedingter Glaube beigemessen wurde, da das Volk aus Erfahrung wußte, daß das Vorhergesagte eintraf. Das überliefert uns auch die Bibel, und wer das Verkündete mit dem tatsächlich Eingetroffenen vergleicht, dürfte über das Prophetentum aller Zeiten zu anderer Ansicht gelangen. Der Atheist und Materialist, der einfach alles und jedes bestreitet und das Vorhandensein eines rein geistigen Körpers als Unmöglichkeit bezeichnet, wird natürlich auch der Weissagung mit Spott und Ironie begegnen. Triffst sie ein, so ist es eben Zufall, oder war eben das zugefallene Ereignis von „jedermann“ vorherzusehen. Genug davon. Wir hören ja solche Menschen immer und überall, so daß es zwecklos wäre, von ihnen mehr zu schreiben. Die genaue Vorhersage der gegenwärtigen Ereignisse dürfte aber wohl noch manchem Spötter eine harte Nuß zu knacken geben und neue Wege weisen.

Ich beginne mit den Prophezeiungen der die gegenwärtige Lage einleitenden Ereignisse. Madame de Thèbe, eine Hellseherin von Bedeutung, veröffentlicht alljährlich einen Almanach, in welchem sie u. a. die kommenden Schicksale der einzelnen Staaten und deren Lenker behandelt. In dieser Vorhersagung für das Jahr 1913 (erschieden im Herbst 1912) sagt sie über Österreich: Der, welcher glaubt, daß er regieren werde, wird nicht regieren; regieren wird ein junger Mann, der noch nicht regieren sollte.

Im Almanach für 1914 (erschieden Herbst 1913):

Was das Drama im österreichischen Kaiserhause betrifft, so wird es sehr bald erfüllt werden. Nichts kann das Schicksal aufhalten.

Leider hat diese moderne Kassandra, deren Weissagungen überall berühmt waren, sich in der letzten Zeit von den verzweifeltsten Herren Poincaré, Delcassé und Komp. kaufen lassen, und es soll ihre prophetische Stimme nunmehr dazu dienen, dem französischen Volke Mut und Vertrauen zu geben.

Eine weitere Prophezeiung veröffentlicht Frau de Friem in ihrem Buche: „Mein geistiges Schauen“, Lin, 1905:

„Ja, ich sehe ihn kommen, den unvermeidlichen Krieg! Und doch zieht er sich noch eine ganze Weile hin. Sogar Jahre, eine ganze Reihe von Jahren werden vergehen darüber. Aber wehe, dann bricht's mit elementarer Gewalt los. Es wird bitter gekämpft werden — mehr denn Siebzig und Etundsiebzig. Das war dagegen nur Spielerei. Traurige Jahre stehen dann wohl bevor, aber Sieger bleiben wir und nochmals wir, nicht weil wir Deutsche sind, nein: die Geister unserer Vorfahren helfen uns siegen! Und ihre Wurzeln schlagen neu aus, welche unsere Feinde tot und verdorrt glaubten. Die Saat trägt reiche Früchte.“

Noch Genaueres wird in der Zeitschrift: „*Die Welt* Rundschau vom Jahre 1910/11“ berichtet:

„Der Krieg beginnt mit einem Einfall der Franzosen im Elsaß. Hier in Mühlhausen sehe ich sie hereinströmen. Das Viertel, durch welches sie kommen, steht in Flammen.“ — Gibt es eine präzisere Angabe und ist sie nicht genauestens eingetroffen?

Vorhersagungen betreffend die Regierungsjahre Georgs V. von England anlässlich dessen Thronbesteigung haben sich mit unheimlicher Pünktlichkeit erfüllt und es steht zu erwarten, daß er und mit ihm England dem angekündigten düsteren Fatum kaum entrinnen dürfte. Dem Baren Nikolaus weisagte man, daß ein Krieg ihn und sein Land in namenloses Unglück stürzen werde.

Endlich bliebe noch Frankreich, dem auch nur Schlimmes angekündigt wurde, was sich also auch schon zum großen Teile erfüllt hat.

Doch nun zu Österreich und Deutschland. Seit vielen Jahren schon war der politische Horizont dieser beiden Reiche drohend umwölkt, und alle Welt wußte, daß im Falle eines Krieges das gesamte Europa sich gegen diese beiden Mächte richten werde. Frankreich, England mit seiner Riesenslotte, Rußlands enorme Heeresmacht und endlich ein Teil der Balkanstaaten. Der Politiker sowie der kühle, überlegene Denker sah keinen Ausweg aus dieser Gefahr und so mancher Unberufene unkte Unheil und sprach vom Untergange.

Nicht so unsere Propheten, die Hellschenden Personen und die so sehr verdamnten Spiritisten und Okkultisten. Sie sahen den Krieg kommen, erhoben wohl auch warnend ihre Stimmen, doch trotzdem sie, vielleicht besser als sonst jemand, wußten, wer alles zu unseren Feinden zählen werde, weisagten sie uns den Sieg und das glückliche Ende aller Kämpfe. „Wir werden schwer kämpfen müssen, doch Sieger werden wir bleiben, immer und überall.“ So sprach Frau Ferriem vor neun Jahren, und wer wagt heute noch daran zu zweifeln?

Nur derjenige lacht über das neuzeitige Prophetentum, der es bisher nicht einmal der Mühe wert fand, irgendetwas darüber zu hören oder zu lesen. Würden aber die Betreffenden das Gesagte mit dem schon Eingetroffenen vergleichen, dann würden sie vielleicht gar sehr ernst werden und die daran anknüpfenden Betrachtungen mit der Einsicht beschließen, daß es doch Eines geben muß, der die Geschicke der Menschen willkürlich und doch unendlich gütig und weise lenkt und leitet.

Ich verweise hier weiter auf einen gewiß beachtenswerten Fall von Zahlenmystik, Zahlenspielerei, wie es die „aufgeklärte“ Welt nennt, der beweist, daß gerade dem Jahre 1914 eine gewisse Bedeutung bestimmt war.

Nehmen wir das Jahr der Geburt unseres Kaisers — 1830 — und addieren wir die einzelnen Ziffern: $1 + 8 + 3 + 0$ und zählen wir die so erhaltene Zahl 12

zu 1830 dazu, so erhalten wir 1842. In der gleichen Weise fahren wir fort, also:

1830	(12)
12	

1842	(15)
15	

1857	(21)
21	

1878	(24)
24	

1902	(12)
12	

1914	

Ebenso die Rechnung ausgehend vom Jahre des Regierungsantrittes 1848:

1848	(21)
21	

1869	(24)
24	

1893	(21)
21	

1914	

Es sei bemerkt, daß noch eine weitere Reihe solcher Rechnungen anzuführen wäre, die alle zu 1914 führen.

Ich habe nunmehr eine Reihe von Vorhersagungen angeführt, die alle eingetreten sind. So aber wie diese, lauten alle weiteren für uns und unsere Verbündeten außerordentlich günstig. Warum also sollen wir zweifeln und weiterhin im Unglauben verharren? Und warum daran zweifeln, was unsere Hellscher aus Bescheidenheit mehr flüsteren, denn sprechen? Vielleicht wird nach diesen Worten den diversen Fragen betreffs Dezember und Ende des Weltkrieges nicht mehr allsoviel Ironie beigemengt sein.

Zu Weihnachten werden Friedensglocken läuten, so sagte ich und ich selbst glaube auch daran. Ob der ganzen Welt der Friede wiedergegeben wird oder ob bloß einzelne Staaten mürbe genug sind, um dann ein Ende der Kämpfe herbeizuführen, steht bei Gott. Vielleicht ist es mir gegönnt, in kürzester Zeit darüber Mitteilung zu machen. Eines steht aber schon heute fest: Österreichs und Deutschlands Armee wird siegen! Das dürften heute schon unsere größten Propheten Högendorf und Hindenburg weisagen, und das ist ja schließlich für jeden von uns die Hauptsache. Und so schließe ich denn diesen Artikel mit den prophetischen Worten unseres Kaiserliebes: „Österreich wird ewig stehen!“

Unerhörter Gewaltakt gegen einen Deutschen in Aegypten.

Von einem Freunde unseres Blattes, der aus Italien hier eingetroffen ist, wird uns nachstehende Schilderung der Verurteilung eines Reichsdeutschen in Aegypten übermittleit, die dem in Alexandria erscheinenden französischen Blatte „Les Nouvelles“ entnommen ist. Es handelt sich um die Verurteilung des deutschen Staatsangehörigen Oberleutnants Robert Mors, der durch lange Jahre als Polizei-Leutnant in ägyptischen Diensten stand. Wie aus den nachstehenden Darlegungen zu entnehmen ist, handelte es sich bei der Verurteilung des genannten Offiziers um nichts anderes, als den Ausfluß brutaler Rachebegierde gegen einen wohllosen Deutschen durch ein englisches Militärgericht. Das genannte Blatt berichtet über den Fall, wie folgt:

Mehrere Tausend eingeborener Ägypter (!) drängten sich am 1. November am Polygon Kom-El-Did in Alexandria, der als Truppenübungsplatz benützt wird, um dem Vollzug eines Urteiles bei zuwohnen, das vom Militärgericht gegen den deutschen Polizei-Leutnant Mors gefällt worden war. Mors war angeklagt, Spionage getrieben, sowie revolutionäre Versuche zum Sturze des gegenwärtigen Regimes in Aegypten betrieben zu haben.

Es waren die strengsten Maßregeln ergriffen worden, um die Ordnung zu sichern. Ein großes Aufgebot von englischen und ägyptischen Truppen bildete ein Karree, in dessen Mitte die Degradation des Verurteilten vollzogen wurde. Um 4 Uhr 25 Minuten nachmittags wurde der Verurteilte, begleitet von drei Leutnanten, herbeigeführt. Mors schritt mit hoch erhobenem Kopfe dahin; nichts, nicht das mindeste Anzeichen verriet irgend eine Aufregung des Verurteilten. Der Gefangene bewegte sich mit seiner Eskorte bis in die Mitte des

Bierecks, wo der englische Kommandant nachstehendes Urteil verlas: Urteil des Militärgerichtes in Alexandria vom 29. Oktober 1914. Auf Befehl des Generals J. G. Maxwell, Kommandant der englischen Truppen in Aegypten. Präsident: Brigadier H. C. Frith; Mitglieder: Major H. C. Hieie, die Hauptleute S. E. Kerjar, P. D. Halberton, Leutnant Campbell als Staatsanwalt und Advokat Preston als Verteidiger. Robert Kasimir Otto Mors, deutscher Staatsangehöriger, militärpflichtig, ist angeklagt:

1. In Konstantinopel und in Alexandria dadurch ein Verbrechen begangen zu haben, daß er im Monat September mit deutschen Offizieren und anderen Personen bemüht war, in Aegypten einen Aufstand gegen die militärische Besatzung zu organisieren, indem er mit diesen Personen konspirierte hatte, um mit Hilfe von Waffengewalt die englische Okkupation in Aegypten zu stürzen.

2. Hat Mors ein Verbrechen begangen, indem er am 18. September bei seiner Ankunft in Alexandria im Besitze einer Karte des Suezkanals, eines Chiffren-Codes und anderer verdächtiger Dokumente war.

3. Hat er ein Verbrechen begangen, indem er am 19. September in Alexandria als Spion für Rechnung der deutschen Regierung diente und so die Sicherheit Aegyptens gefährdete, welches Land sich unter dem Protektorate der englischen Krone befindet.

4. Hat er ein Verbrechen begangen, indem er am 19. September bei seiner Ankunft in Alexandria zwei Blechbüchsen mitgebracht hat, die Explosivsubstanzen enthielten.

Verdict.

Das Militärgericht erkennt den Angeklagten schuldig der Verbrechen sub 1, 3 und 4, erklärt ihn jedoch nicht-schuldig des Verbrechens sub 2 und verurteilt den Angeklagten Leutnant R. O. Mors zu lebenslänglicher Zwangsarbeit. Alexandria, am 30. Oktober 1914. — Dieses Urteil wurde bereits am nächsten Tage vom Generalkommandanten der englischen Truppen in Aegypten, J. G. Maxwell, in Kairo bestätigt.

Nach Verlesung des Urteils in englischer Sprache erfolgte jene in arabischer Sprache.

Bei der Verlesung des Urteils zuckte Leutnant Mors mit keiner Wimper, im Gegenteil, er zeigte eine geringschätzende Gleichgültigkeit, die er auch bei der hienauf vollzogenen erniedrigenden Zeremonie der Degradation bewahrte. Ein Unteroffizier trat nun vor um nachherige Anrede zu machen, worauf der erwähnte Leutnant

ARBEITERRÄUMER FÜR VIER
DOKUMENTATION

(1873) 780230A

negativ SA, PAPA SA EN DAT SEE SEE

und nunmehrige Sträfling seinen Rückweg in das Gefängnis antrat. Während dieser aufregenden und schmerzlichen Szene, die ungewöhnlich lange dauerte, wurde kein Laut gehört, keine die Ruhe irgendwie störende Bewegung wahrgenommen. Es schien, als ob die zahlreichen Zeugen das Tragische dieser militärischen Demonstration verstanden hätten, durch die ein Mann aus den Reihen der Lebenden gestrichen und in die Tiefe des Gefängnisses gestossen wurde. Nach einigen militärischen Evolutionen zerstreute sich die angesammelte Menschenmenge in vollster Ruhe. So der Bericht des genannten Matrosen.

Dazu gibt uns unser Gewährsmann folgende Erklärung zur besseren Klarstellung der ganzen Angelegenheit: Oberleutnant Mors war bereits durch viele Jahre Polizeioffizier in Ägypten und zeigte sich in seinem schweren Berufe äußerst tüchtig und verwendbar. Sicher wäre er bereits lange schon zum Hauptmann vorgekückt, wenn er nicht — deutscher Staatsangehöriger gewesen wäre. Er meldete sich in Deutschland zum Dienste in der Front, wurde aber nicht behalten, vermutlich wegen seiner Schwermüdigkeit. Er war von hervorragender Intelligenz; dies dürfte wohl auch bestimmend dafür gewesen sein, daß er von Deutschland aus in besonderer Mission nach Konstantinopel geschickt worden war, um sich dort seinem Souverän, dem Khedive von Ägypten zur Verfügung zu stellen. In Konstantinopel hat er wahrscheinlich mit solchen Personen aus der Umgebung des Khedive von Ägypten verkehrt, die den Engländern nicht sympathisch waren. Nach seiner Abreise aus Konstantinopel telegraphierte der englische Konsul in Konstantinopel nach Alexandrien und ersuchte um die Verhaftung des Mors. Bei seiner Ankunft in Alexandrien wurde er dem auch festgenommen. Er spricht vollkommen französisch, englisch, italienisch, arabisch und türkisch. Sicher ist, daß die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen bei einem korrekten Verfahren eines unparteiischen Gerichtshofes als nicht stichhältig erkannt worden wären. Betrachtet man die Anklage und das Urteil objektiv, so liegt es klar zutage, daß Mors schon in Bezug auf den ersten Anklagepunkt hin ungerecht verurteilt worden ist. Er wurde deshalb verurteilt, weil er in Konstantinopel mit deutschen Offizieren und anderen Personen aus der Umgebung des Khedive verkehrt

hatte. Als ägyptischer Offizier hatte er ja die Pflicht, mit diesen Personen zu verkehren, wenn von ihm dies verlangt wurde. Wüthien hat er also in dieser Beziehung und in seiner Eigenschaft als ägyptischer Offizier kein Verbrechen begangen. Daß er in Alexandrien Spionage betrieben haben soll, ist nicht gut möglich, da er ja schon am Tage seiner Ankunft am 19. September, und zwar gerade bei seiner Ankunft verhaftet worden war. Daß er weiters Sprengstoffe mitgeführt haben soll, erscheint ganz ausgeschlossen. Mors wußte ja, daß zu Kriegszeiten die Zollkontrolle besonders streng durchgeführt wird, deshalb hatte er keinesfalls in seinem Koffer Sprengstoffe in Büchsen mitgebracht. Der Schluß, den man aus der ganzen Sachlage ziehen muß, ist der, daß Mors einzig und allein deshalb vom englischen Militärgericht verurteilt worden ist, weil er deutscher Staatsangehöriger war und zu seinem Souverän gehalten hat, was seine Pflicht als Deutscher war. Das Urteil bildet somit ein würdiges Seitenstück zu dem gegen die deutschen Militärärzte in Frankreich und muß in der ganzen Kulturwelt den tiefsten Abscheu hervorzurufen.

Der Sinn des Krieges.

Das Schicksal der russischen Despotie.

Von
Richard Charmak.

Millionen Söhne Oesterreich-Ungarns und des Deutschen Reiches stehen im Felde; sie tragen heldenhaft die Mühen und das Leid des Krieges, denn in ihnen glüht das Bewußtsein, daß sie eine heilige Pflicht erfüllen. Manchmal aber mag sich ihnen in einer ruhigen Stunde die Frage aufdrängen, worin der tiefere Sinn des Krieges liege. Alle kennen den unmittelbaren Anlaß und Zweck. Die beiden verbündeten Staaten sind von übermühtigen Gegnern bedroht und zur Gegenwehr gezwungen worden. Es gilt nun, einen langen und schönen Frieden zu erkämpfen und den unglückseligen Dämonen der europäischen Politik, den russischen Panlawisten und französischen Chauvinisten, die Ueberzeugung beizubringen, daß sich selbst trifft, wer mit der Habsburgermonarchie oder mit dem Deutschen Reiche ein frevelhaftes Spiel treibt. In Jahrzehnten voll Sorge und Arbeit haben die Väter die Staaten gezimmert, um ihren Nachkommen die äußeren Bedingungen eines zufriedenen Selbs zu schaffen. An diesen Bauten darf nicht gerüttelt werden: von niemandem! Das ist ein stilles Vermächtnis. Die Verpflichtung zum Schutze des Vaterlandes, zur Beschirmung der Kultur und der ungekörten wirtschaftlichen und sozialen Regsamkeit steht für jeden selbstbewußten Bürger fest. Sie bildet den lebendigen Inhalt des Krieges für die Oesterreicher, für die Ungarn und für die Reichsdeutschen. Darüber braucht nicht erst nachgedacht zu werden. Und auch davon ist man durchdrungen, daß der Kampf des Volkes den Völkern reichen ideellen Lohn bringen wird, wenn einmal die Stunde schlägt, in der die häßlichen Angelegenheiten zur Ordnung gelangen werden. Die Habsburger Monarchie und das Deutsche Reich sind in den ernstesten Monaten jünger und kräftiger geworden, und die beiden Staaten werden aus dem Kriege lebensfreudiger und glücklicher hervorgehen.

Aber es gibt noch einen tieferen Sinn. Der Krieg soll nicht bloß der Abwehr, sondern auch dem Aufbau dienen. Durch die Krämmerhaftigkeit der englischen Politik ist die große Frage, wer in der Welt am meisten gelten solle, aufgerollt und einer blutigen Entscheidung zugeführt worden. Dieses Ringen um die wirtschaftliche Herrschaft zur See und zu Land berührt das wichtigste Problem für das Deutsche Reich, dessen Unternehmungsgelbst, dessen Betriebsamkeit nicht lahmgelegt werden darf. Doch deshalb soll die schöne Sendung nicht übersehen werden, die von den beiden verbündeten Mächten am Beginn des Krieges wie etwas Selbstverständliches übernommen wurde, und die für Oesterreich-Ungarn vorankteht. Es gilt die Russifizierung Europas zu verhindern, den Sieg des Kosakentums, den Triumph des moskowitischen Panlawismus zu bereiteln. Die Diener des Zaren sind im Laufe der

letzten Jahre stärker geworden als der Herr aller Meuzen; sie haben ihn auf die Bahn eines Napoleon gedrängt, freilich eines Bezwinners, der zunächst nicht im offenen Kampfe, sondern durch diplomatische Kniffe, durch geheime Beziehungen, durch unterirdisches Wirken Einfluß gewinnen sollte.

Das russische Volk hat sein Unglück nicht immer mit Ruhe ertragen. Seine Leidensgeschichte ist zugleich die Geschichte revolutionärer Zudungen. Der Nihilismus wurde im Zarenreich geboren. Wie sonderbar klingt heute der stolze Satz der Kaiserin Katharina II: „Was uns betrifft, so rechnen wir es uns zum Ruhme an, sagen zu dürfen, daß wir nur um unserer Völker willen da sind.“ Die Wortführer der nach dem Westen blickenden Russen haben im letzten Jahrhundert stets das Gegenteil behauptet und nachgewiesen. Der Despotismus kennt eben keine Rücksichten und ordnet sich alles unter; er hat in dem fluchbeladenen Regime Plehwe zuletzt seinen Höhepunkt gefunden. Aber die Revolution nach dem Kriege mit Japan, nach der militärischen Niederlage des Zarismus, brachte nicht jenen Wandel, den alle Volksfreunde ersehnten. Das Manifest vom 30. Oktober 1905 enthielt zwar viele Versprechungen, allein die Jahre, die seither verstrichen sind, haben gezeigt, daß der Wille zur ersten Erfüllung nicht vorhanden war. Sagte doch der Zar halb nach der Stunde der Verheißung zu einer Abordnung einer reaktionären Gruppe: „Ich werde weiter als Selbstherrscher regieren und für meine Handlungen niemandem als Gott Rechenschaft ablegen.“ So wurde Rußland nur äußerlich ein Verfassungsstaat, und hinter einer Papierhülle wirkte der Absolutismus weiter. Die Reichsduma führte ein Schatten-dasein, die Abgeordneten waren vogelfrei und die Dzhirana mußte sich keine Rücksichten auferlegen. Eine tiefe Unzufriedenheit hatte sich deshalb der Gemüter bemächtigt; nur die reaktionären Elemente freuten sich der Ohnmacht schöner Gesetzesparagrafen. Die Regierung suchte zuerst die Enttäuschung in einer nationalchauvinistischen Woge zu erkaufen, dann ließ sie den Panlawisten freie Hand, um das Interesse auf das Ausland abzulenken. Wenn in diesem Kriege der Zarismus unterliegt, dann darf auch das russische Volk hoffen, einer lichtereren Zeit entgegenzugehen. Der arme Ruschik wird nicht mehr ein mißbrauchtes Werkzeug sein müssen. Die Waffen der beiden verbündeten Zentralmächte richten sich also gegen die Feinde der Freiheit, gegen die Bedrücker Europas.

Ein Volk lebt in seiner Sprache, und die Sprache kommt in der Literatur zum reinsten Ausdruck. Welch bitteres Leid mußten jedoch die großen Schriftsteller und Denker Rußlands ertragen, wie oft waren sie gezwungen, sich ins Ausland zu flüchten, sich gewaltsam von dem Boden loszureißen, dem ihre kindlich treue Liebe galt! Buschkin wurde wegen seines „schlechten politischen Benehmens“ unter Polizeiaufsicht gestellt. Iwan Turgenjew zog sich den grimmigen Haß der Panlawisten zu. Dostojewski ergrante unter den Qualen und verlor ein Jahrzehnt in Sibirien. Tolstoi wurde vom Heiligen Synod exkommuniziert, er, der russischste Russe. Doch seine Werke überdauern ihn,

und wenn sein Vaterland befreit sein wird, werden in ihnen noch die Anklagen gegen die Reaktion von einst fortleben. Görk mußte die eiserne Faust der Regierung spüren, das, was ihm am teuersten war, die Freiheit, für einige Zeit verlieren. N. J. Turgenjew wurde in seiner Abwesenheit zum Tode verurteilt; er dachte fern der Heimat über das heilige Rußland und sein Volk nach. Alexander Herzen, der große Freiheitsapostel, konnte nur aus dem Ausland auf sein Vaterland wirken, ebenso wie der Fürst Krapotkin und viele andere den russischen Staat von den Füßen schütteln mußten. Man kann von dem einzelnen manchmal aufs Allgemeine schließen; wie das russische Weh die Literatur schmerzvoll durchdringt, so wird das Schicksal der Literaten zum Sinnbilde der Verhältnisse im Zarenreiche.

Peter der Große, der nach seinem eigenen Aussprüche aus Bestien Menschen machen wollte, öffnete das Fenster nach Europa. Aber es erweiterte sich im Laufe der Jahrhunderte immer mehr, und schließlich strömte die Reaktion bisweilen nach dem Westen. Es hies die Geschichte der Kulturkationen schreiben, wollte man alle Zusammenhänge aufdecken, zeigen, wie oft sich der moskowitzische Geist hemmend über Europa ausbreitete. Man weiß, mit welcher Leidenschaft Alexander I. nach seiner Wandlung, und Nikolaus II. mit welcher Erbitterung Alexander III. gegen alle freiheitlichen Regungen im Auslande Stellung nahmen, wie ihre Diplomaten stets am Werke waren, um zu verhindern, daß die Autokratie vom Westen her bedroht werde. Selbst ein so konservativer Mann wie General Leopold v. Gerlach führte mehrmals den Gedanken aus, daß die russische Despotie Preußen und das Zarenreich trenne. Doch nicht bloß die Politik wurde in Mitleidenschaft gezogen, selbst die sozialen Ansprüche der höher entwickelten Völker blieben nicht unbeeinflusst. Am 3. Juni 1871 berichtete der deutsche Vertreter am Petersburger Hofe, Zar Alexander habe ihm gesagt, er beabsichtige, mit Kaiser Wilhelm und Bismarck die Frage zu besprechen, was zum Schutz gegen die Sozialisten zu unternehmen sei. Der Zar will durch seinen Justizminister eine Denkschrift ausarbeiten lassen, in der besonders der Nachweis erbracht werden soll, daß die Mitglieder dieser Genossenschaft von Sozialisten nicht wie politische, sondern wie gemeine Verbrecher zu behandeln seien.

Es ist klar: dieser gewaltige Krieg entscheidet über Sein oder Nichtsein der nur leicht verhaltenen russischen Despotie. Die Hochburgen, die der Reaktion in Petersburg und Moskau errichtet wurden, sollen nicht länger den Stützen des XX. Jahrhunderts standhalten. Fallen sie, dann werden in Rußland Kräfte frei, die der Erziehungsbereit für das eigene Land zu dienen vermögen, Kräfte der Verjüngung, der vorwärtsdringenden Entwicklung. Das Zarenreich hätte fürwahr mit sich selbst genug zu tun, wenn es die Schäden heiligt wollte, die Jahrhunderte der unvernünftigen Willkür hervorgerufen haben. Schrecklich ist das Loß der russischen Bauern. Eine im Jahre 1903 eingesetzte amtliche Agrarkommission konstatierte, daß das Ernährungsquantum der armen Landbevölkerung bei normalen Erntergebnissen um 30% hinter dem notwendigen Minimum zurückbleibe. Die Auswanderung nach Sibirien hat außerordentliche Dimensionen angenommen. Vor nicht weniger schwierige Aufgaben stellt der erwachende Industrialismus die Verwalter, die noch immer in den zeitfremden Ueberlieferungen des Eschm fortarbeiten. Die Zahl der Arbeiter in der Großindustrie wird für das Jahr 1881 auf 770.000, für das Jahr 1896 aber schon auf 1.742.000 geschätzt. So gäbe es denn genug Raum für eine erbpriestliche Tätigkeit, die Generationen in Atem halten könnte. Würde sie in der Zukunft den Inhalt des politischen und sozialen Denkens ausmachen, dann wären die panslawistischen Utopien halb von einer gesunden Volkspolitik völlig überwunden. Das sich verjüngende Zarenreich müßte also von selbst aufhören, an seinen Grenzen Beunruhigung zu verbreiten. Oesterreich-Ungarn und das Deutsche Reich würden nicht mehr in ihrem eifrigen friedvollen Schaffen gestört werden. Und kein russischer Kaiser könnte sich abermals dem Hochmüte eines Alexander III. hingeben. Als der Minister

des Außern v. Giers den Autokraten einst in seinem Fischerbergnügen stürzte, um eine für die Großmächte dringende Entscheidung herbeizuführen, meinte der Selbstherrscher geärgert: „Wenn der Zar angelt, kann Europa warten . . .“ Nein, Europa will nicht länger warten, nicht länger unter der Despotie leiden, die sich nicht damit zufrieden gibt, im eigenen Herrschaftsgebiete zu walten.

Panslawismus, Orthodoxy und Absolutismus haben immer zusammengewirkt. Das politische Morgenrot konnten die Askom, Bogodin, Katkow, Ignatiev, Bobrinski ebensowenig vertragen wie Bobjedonozem und seine Freunde. Aus der Reaktion herans sind die auswählerischen Bestrebungen entstanden, die die Völker der Balkanhalbinsel in Bewegung gesetzt haben, um sie von dem türkischen Joch zu befreien und der russischen Krante zu unterwerfen. Los von Konstantinopel, hin nach Moskau und Petersburg. Das war der eigentliche, freilich nicht scharf begriffene Zweck aller selbstsüchtigen Aufmerksamkeit und falschen Liebe, die sich heuchlerisch mit der slavischen Gemeinschaftsidee in Verbindung brachte. Die panslawistischen Wühlereien verhinderten auf der Balkanhalbinsel viel ernste Arbeit, weil sie zu viel Kräfte durch eine utopische Politik banden. Zur Selbständigkeit gelangte Völker brauchen aber vor allem Zeit und Ruhe, ungestörte Ruhe zur Entwicklung nach innen, zur Pflege der geistigen, wirtschaftlichen und nationalen Leistungsfähigkeit. Sie müssen auch innerlich frei sein und die Freiheit schätzen. Als Werkzeuge der Autokratie treiben sie jedoch Selbstvernichtung. Der Zusammenbruch des Panslawismus im Kriege würde demnach den Balkanböckern erst die wahre Erlösung bringen. Rußland hat sie stets geführt, Oesterreich-Ungarn ist ihnen dagegen immer ein guter, gefälliger, wohlmeinender Nachbar gewesen.

Noch dröhnt der Krieg, noch ringen die Meere. Aber der Glaube an den Sieg des Guten gleicht einer festen Burg, er ist nicht zu erschüttern und er wird triumphieren! Stolz, zukunftsroh mögen die Kämpfer der beiden verbündeten Armeen den Streitern für den Parisaus zurufen:

Nur was zerfällt, verrotet ihr,
Selb Anechte nur trotz alledem,
Wir sind das Volk, die Menschheit wir,
Sind einzig drum trotz alledem!

Trotz alledem und alledem:
So kommt denn an trotz alledem,
Ihr hemmt uns, doch ihr zwingt uns nicht,
Unser die Welt trotz alledem!

In mehr als sechzig Jahren haben diese Worte einen neuen Inhalt bekommen. Wurden sie einst im Kampfe für Deutschlands Freiheit geschrieben, so dürfen sie heute im Felzuge gegen die nordische Reaktion wieder hervorgeholt werden.

BITTER Geay

Nr.: 7592 TAG: 13.12.1914, 6f.

In der Front der Karpathenkämpfer.

Eine Fahrt mit Grafen Alexander Kolowrat. — Im Kloster der Franziskaner. — Graf Meran als Kriegsfreiwilliger. (Von unserem Kriegsberichterstatter Georg Bittner.)

I

10. Dezember 1914.

In Oberungarn und in den Karpathen deckt der Schnee erst die höchsten Berggipfel. Aber wenn die Nacht hereinbricht, weht es frostig von den Höhen herab, menschenfeindlich schleicht sich die Kälte um die Lagerfeuer und durch die Schützengräben. Ueber Straßen und Wege breiten sich dicke Eiszusten. Die hellen Tage mit ihren fast herblich milden Sonnenstrahlen können darüber nicht mehr täuschen. Der Winterkrieg hat begonnen.

Man gab Herrn Rittmeister Baron Reden und mir gerne die Erlaubnis, zu den kämpfenden Truppen vorzugehen und auch das Glück war uns günstig. Einer der besten Automobilherrenfahrer Europas, Oberleutnant Graf Alexander Kolowrat, jetzt Automobilreferent der Armee, hatte eine wichtige Meldung nach vorne zu bringen. Er sollte uns mitnehmen.

Am zeitlichen Nachmittag fuhrn wir rasch und sicher über die serpininenreiche Straße nordwärts. Man hatte es der Stadt angesehen, daß ihre Bewohner vielfach die Angst ergriffen hat, zu der sich die Nervosität im Rücken der kämpfenden Armeen so oft steigert. Es ist, als ob sich während des Krieges alle menschlichen Gefühle scharf zerteilen würden. Bei den Truppen ist der Mut, die Kraft, oft auch die unbelümmerte Heiterkeit; hinter ihnen, in den Städten, die Knechtlichkeit, die Kleinmütigkeit, das zagende Abwägen unwahrscheinlicher zukünftiger Ereignisse. Wien ist ja auch nicht viel besser. Warum sollte man es den Bewohnern der Karpathenkläbe verargen, daß viele von ihnen davongelaufen sind? Auch viele Häuser in den Dörfern, durch die wir fuhrn, waren leer. Aber auf überladenen Wagen kehren die Flüchtlinge, schwarzbärtige Männer, Frauen mit Säuglingen im Arm und Kinder mit altklugen Gesichtern, schon zurück. Bilder, als hätten sich die Kinder Israels wieder einmal, nach Jahrtausenden, aufgetan und hätten zu wandern begonnen. Pferde und Menschen bilden dem Auto furchtsam entgegen. Diese ewig verschreckten Lebewesen müssen immer etwas haben, wovor sie sich fürchten. Jetzt ist es der Straßengraben. Aber so viele dieser Fuhrwerke auch vorbeikommen, Graf Kolowrat hält vor jedem sein Auto an und wartet, bis Menschen und Tiere ihre Ruhe wiedergesunden haben. Auch Landsturmmänner kommen vorbei und zwischen ihnen ein Trupp russischer Gefangener.

In Eperjes ist der Sitz eines höheren Kommandos. Der quartierregulierende Ordonanzoffizier, ein aristokratisch großer Dragonerobertleutnant mit leicht angegrautem Vollbart, Graf Ernst Burmbrand, weist uns Quartiere im Franziskanerkloster zu. Der Vater Guardian ist über den Besuch sichtlich wenig entzückt. Der weite Bau mit seinen endlosen, hallenden Kreuzgängen wird in Friedenszeiten von vier Mönchen bewohnt. Drei von ihnen pflegen jetzt irgendwo Verwundete. Der älteste unter ihnen, dessen ubellaunig vermittertes Gesicht alles, was von außen herkommt, als nicht lebensberechtigt abzuweisen scheint, ein Vatenbruder, eine Aufwartefrau und ein Knabe hüten den alten Riesenbau. Auch ein schwarzer, hinkender Hund ist da. Vermutlich der Teufel selbst, der die unruhigen Zeiten benutzt

hat, um sich hier einzunischen. Wenigstens läßt er über seine Gefinnung keinen Zweifel aufkommen und beschmutzt schamlos Staben und Gänge. — Der Vater, der außer dem Slowakischen nur ein paar deutsche und ungarische Worte spricht, wird um einen Schatten freundlicher, da wir mit ihm lateinisch reden. amüsiert sich über jeden Indikativ, den Graf Kolowrat auf ein „tu“ folgen läßt, und befiehlt dem Vatenbruder, drei Zimmer zu heizen nachdem ich ihm zum siebzehnten Male „domine reverendissimo“ gesagt habe.

Abends wird am Offizierstisch davon gesprochen, daß morgen ein Vorstoß gegen die Russen unternommen werden solle. Kein österreichischer Offizierstypus fehlt hier im Stabe des Kommandanten. Da sind die gewissenhaften Köpfe altgedienter Infanteriestabsoffiziere und scharfgeschnittene, glattravierte Aristokraten-gesichter, ein blutjunger Dragoner aus den Alpen, der sich einen hellblonden Kriegsvollbart stehen läßt, und ein Kavallerieleutnant der sicherlich das erste Halbjahrhundert seines Lebens schon seit einer Weile hinter sich hat, und auf dessen Brust das Goldene Vlies herabhängt. Geheimer Rat, Mitglied des Herrenhauses Graf Johann von Meran, der Enkel des Erzherzogs Johann, ist als Kriegsfreiwilliger eingerückt und tut seinen Dienst als Ordonanzoffizier wie jeder andere. In der Kommandirliste erscheint sein Name regelmäßig neben dem der anderen Leutnants er reitet mit Meldungen aus und tut während der Gefechte Dienst als Beobachtungsoffizier. Unter den Offizieren des Stabes ist keiner, der auch nur entfernt daran zweifelt, daß der Vorstoß des kommenden Tages gesungen wird. Der Kommandant ist für keinen von ihnen ein Vorgesetzter, sondern der große Kriegsheld, zu dem man staunend und bewundernd ausblickt. Einmal kommt oben, in Galizien ein Kerl ins Quartier und bietet sich als Konfident an. Er wird weggeschickt. Ein paar Stunden später beginnen die Schrapnellsdicht in den Standort des Kommandos, den der Spion offenbar verraten hatte, einzuhageln. Die Offiziere gestehen ein, daß ihnen damals allen doch ein bißchen unbehaglich zu Mute wurde. Aber sie überwandn diese Stimmung rasch. Denn der Kommandant ging mitten in diesem Kugelregen draußen im Hof spazieren, die Hände auf den Rücken gelegt, als wäre es kleiner kühlender Platzregen nach einem heißen Sommertag. Ein anderes Mal rückt er mit seinem Stab in einen Ort ein, in dem eine gewisse Unruhe herricht. Die Nachbartruppen sind ins Wanken geraten und beginnen zurückzugehen. Er hält das Ganze auf und beginnt sofort, mitten auf dem Marktplatz stehend, ohne auch nur viel in die Karte zu schauen, mit der Ausgabe seiner Dispositionen. Schickt die eine Abteilung auf diesen, die andere auf jenen Höhenrücken, bestimmt frei aus dem Kopf, welche Truppen vorzugehen und welche als Reservisten zurückzubleiben haben. Gibt so drei Viertelstunden lang ohne auch nur einen Augenblick zu stocken, Befehle, und ehe noch die Stunde um ist, weiß jeder Mann, was er zu tun hat, und auch die andere, wartende Gruppe, über die er den Befehl ergriffen hat, steht wieder wie eine Mauer. Morgen wird er nordwärts bis in ein kleines Dorf reiten, um von dort aus das Gefecht zu leiten. Die Offiziere gehen bald heim, denn am nächsten Morgen muß zeitig aufgestanden werden und jeden treibt die Borahnung hinaus, daß morgen wieder ein Stück des Vaterlandes gefäubert werden muß.

Ich habe für diese Nacht ein Mönchsbett. Es ist schmal wie ein Sarg, kurz wie eine Kinderwiege und hart wie steiniger Boden. Zu der Nacht gibt es Wärme in den Kreuzgängen. Ein Herr, der noch draußen zu tun hatte, kommt spät heim und muß lang an der Torglocke läuten, bis ihm aufgeschlossen wird. Oben erwartet ihn mit einem Windlicht in der Hand zornig und schehend der alte Guardian. Im Kloster ende der Tag um 9 Uhr und hier müsse Ruhe und Frieden herrschen, niemand habe das Recht nach Tischfuß noch Einlaß zu begehren. Krieg und Weltenturm läßt der Mönch nicht gelten.

In der Front der Karpathen- Kämpfer.

Korpskommandant Colerus v. Gelberrn. — Das Totenwäldchen.
— Die Taten der Siebzehner. — Bei den Feldkanonen.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Georg
Bittner.)

II.

Am nächsten Morgen geht's wieder nordwärts, durch Dörfer, welche die Rußenangst zur Hälfte geleert hat. Die Bauern und ihre Kinder stehen auf den Hügeln und blicken dorthin aus, woher der Geschützdonner dröhnt. Hinter einem Hause geigt eine Zigeunerbande. Zwischen Baßgeige und Zimbal sitzen hoch zu Ross zwei Unteroffiziere und hören mit der Pfeife im Munde zu. Paffen sich die Heimat, die traute Heimat, ferne Dörfer und Felder vor-gaukeln. Man hört die Musik nicht bis auf die Straße herauf, denn hier rattern endlos die Munitions- und Proviantkolonnen im Trabe vorbei. Wo nur eine Lücke zwischen den Wagen und den dampfenden Feldküchen ist, dort schieben sich Rinderherden dazwischen, die von Trainsoldaten getrieben werden, aber sich durchaus nicht treiben lassen wollen, weil sie vermutlich ahnen, daß sie in ein paar Tagen auch schon zum Inhalt der „Gulaschkanonen“ umgewandelt sein werden.

Am Straßenrand wartet ein steirisches Feldkanonenregiment auf den Befehl zum Vorrücken. Die Offiziere, zum großen Teil Reservisten, lauter blutjunge, hübsche, lustige Männer, viele unter ihnen mit Messernarben im Gesicht und alle so ausgezeichnete Laune, als hätten sie an diesem hellen Wintermorgen nur einen kleinen Spazierritt ins Freie gemacht. Graf P o l o w r a t, der von ein paar hundert Alpen-, Wander- und anderen Automobilsfahrten her in ganz Oesterreich-Ungarn bekannt ist, wird als Sachverständiger im Kinofach sofort mit Fragen bestürmt. Verschiedene seiner Apparateure haben das Regiment kinematographiert, und nun will jeder wissen, wann und in welchem Saal der Film in Graz, in Marburg und in Klagenfurt zu sehen sein wird. Jeder hat eine Mutter daheim, oder Frau und Kinder oder eine Schwester, und jeder springt vor Boranäuen bei dem

Gedanken, daß er ihnen schon in ein paar Tagen im verdunkelsten Saale leibhaftig auf der Projektionsleinwand erscheinen wird. Raum und Zeit, Entfernung und Trennungschmerz — wo seid ihr geblieben? . . .

Froh, froh, wie seine Sonnen, seine Sonnen . . . So wie in der Neunte von Beethoven vom Helben gesungen wird — solche Helben durfte ich dann sehen. Drei Offiziere vom 3. Bataillon des xten Infanterieregiments. Von allen Offizieren, mit denen das Bataillon ausmarschierte, hat es nur noch die drei, Major P i c h l e r, Hauptmann G r e s s e l, Reserveleutnant F i a l a. Alle übrigen sind transferiert, krank, verwundet oder tot. Seinerzeit habe ich davon berichtet, wie ich am 16. Oktober nördlich von Rowe Miaslo, ein paar Duzend Kilometer von Przemyśl entfernt, einen Ort brennen sah, den die Russen in Brand geschossen hatten, während in Rowe Miaslo, wo ich selbst eben war, ihre Granaten nur geringen Schaden anrichteten. Der brennende Ort hieß Wolza Dolna. Die Granaten aber hatten den Offizieren gegolten, mit denen ich nun hier auf einer Wiese sprach, während sie mit ihrem Bataillon auf den Befehl zum Vorrücken warteten. Ich erinnere mich, hinter dem Ort einen niedrigen Höhenrücken gesehen zu haben und darauf ein Wäldchen, vielleicht zweihundert Schritte lang. Dieses Gehölz nennen die Soldaten das „Totenwäldchen des Majors Pichler“. Und das kam so:

Der Major, dessen Kommando damals zwei Bataillone unterstellt waren, lag mit ihnen in jenem Wäldchen und hielt vierundzwanzig Tage und Nächte lang eine ganze russische Division auf. Die Russen hatten ihre Stellungen mit Eisen-traversen und Beton verschanzt. Einmal kam der Befehl, gegen sie vorzugehen. Der Major schickte zweihundert Mann los. Sie kommen bis auf hundertfünfzig, hundert Schritt an die russischen Stellungen heran. Dann streckt sich einer nach dem andern. Zurück ist keiner mehr gekommen. Die Russen ergreift eine maßlose Wut auf dieses Häuflein Oesterreicher, durch das sie nicht hindurch und über das sie nicht hinwegkönnen. So wie einer auch nur den Kopf aus den Gräben herausstreckt, ist er des Todes, denn auf jeden lauern zehn russische Gewehre. Keiner kann aus dem Graben hervor. Kameraden, die von rückwärts her den beiden Bataillonen etwas zu essen bringen wollen, werden regelmäßig weggeschossen. Darum gibt es nur in der Nacht etwas Proviant, aber natürlich immer kalt. Vierundzwanzig Tage und Nächte lang bekommen die Leute keinen warmen Bissen und keinen warmen Schluck. Nacht um Nacht schießen die Russen aus allen Gewehren und Maschinengewehren mörderisch in das Wäldchen hinein. Die Krainer und Kärntner können schließlich in jedem Baumstamm hundert bis hundertfünfzig Gewehrgehosse zählen. Sie bauen ihre Schützengräben aus, bis das Wäldchen von einer ganzen Maulwurfsstadt durchzogen ist, in der sich selbst die Offiziere schon verirren. Fürchtbar ist es, daß vorne, oft kaum fünf, bis sechs Schritt von den Schützengräben entfernt, stöhnend die Verwundeten liegen, denen doch niemand Hilfe bringen kann.

weil es der sichere Selbstmord wäre. Das Vorfeld ist mit Leichen besät, die niemand beerdigen kann. Die Luft ist von entsetzlichen Totenhauche erfüllt. Es ist hier, wie auf den Schlachtfeldern vergangener Kriege. Die moderne Kampfweise kennt sonst Bilder von dieser Grauenshaftigkeit nicht. In einem Schützengraben wütet die Cholera. Der Oberleutnant, der dort liegt, muß schließlich mit dem Rest seiner Leute zurückgeschickt werden.

„Über das hat alles nichts gemacht“, erzählt Hauptmann Gressel, „am zwölften Tage haben die Leute doch schon gesungen.“

„Gesungen? Ja, haben Sie denn dadurch nicht Ihre Stellungen den Russen verraten?“

„Es halt halt jeder nur leise vor sich hin gesungen.“

Hauptmann Gressel war der Kommandant der Maschinen-gewehrabteilung. Seine vier Gewehre werden ihm durch feindliche Geschosse ruiniert, die Bedienungsmannschaft wird durch die Schuttschilde durch getroffen. Er geht mit den Maschinengewehren nach Przemysl, läßt sie dort reparieren und kommt dann ins Totenwäldchen zurück.

Aber nichts von Grauen ist in der Erinnerung der drei Offiziere haften geblieben. Der Major lacht in seinen grauen Stoppelbart hinein. „No ja, mitunter war's schon a bissel aufregend.“ Der kleine Hauptmann hält eine Weinflasche in der Hand, hüpft vor Bergnügen von einem Bein aufs andere und sagt ein über das andere Mal: „Wenn ich jetzt an die ganze G'schicht' zurückdenk', war's doch recht lustig. Lustig war's.“ Der Reserveleutnant steht dabei, man sieht aber nur seine Augen lachen, denn das ganze übrige Gesicht ist wie eingewickelt in einen gemmelblonden Kriegsumhängbart.

Die Offiziere sind alle voll Dankes und Lobes für den kärntner Landespräsidenten Baron F r i e s, der für die kärntner Regimenter ununterbrochen Viebesgaben sammelt, von denen sie auch schon eine ganze Menge bekommen haben.

Dann beginnen sie alle drei wüst und lästerlich zu schimpfen, weil jetzt schon der dritte Tag ist, an dem sie nicht im Feuer waren.

Daraus ließe sich vielleicht der Schluß ziehen, daß sie seit jenen Oktobertagen nichts zu tun hätten. Trugschluß. Die Episode im Totenwäldchen wurde damals durch den allgemeinen unbefohlenen Rückzug beendet. Im Hinterland glaubt man ja mitunter an diese „unbefohlenen“ Rückzüge nicht. Es wurde aber damals ein russischer Rittmeister gefangen, der natürlich von den höheren strategischen Absichten dieses Rückzuges, die sich ja seitdem auch voll bewährt haben, keine Ahnung hatte und zu den Offizieren sagte: „Wir haben nicht verstanden, warum ihr zurückgeht. Ihr wart doch die Sieger und wir selbst sollten am nächsten Tag den Rückzug antreten.“

Das dritte Bataillon hatte aber seither auch noch ziemlich reichliche Beschäftigung. So war am 27. November das Bataillon bei Tisawa vierzig schwere, zwanzig kleinere Granaten und sechshundredrig Schrapnells trafen das Bataillon auf einem Raume von zweihundert Metern im Geviert. Durch die ganze Riesenschießerei wurden vier Mann getötet, von denen zwei ein wenig weiter vorne, zwei ein wenig weiter zurück gestanden waren. Man trug dem Bataillon damals an, sich ablösen zu lassen. Das Bataillon blieb auf seinem Posten.

Menschen, die solches erlebt haben, haften nicht mehr am Irdischen. Die Himmel, in denen jene thronen, die einst auf Erden groß und mutig waren, sind offen und nahe.

„Glück auf, meine Herren, und auf Wiedersehen!“ rufen sie uns beim Abschied nach. „V i e l l e i c h t l e b e n w i r h e u t e a b e n d n o c h!“

Wir kommen an den ersten Schützengraben und Artilleriebedeckungen unserer Truppen vorbei. Sie sind längst verlassen, die Truppen weiter vorne. Ein Generalstabshauptmann erzählt, daß die Front auf der ganzen Linie im Vorrücken sei. Deutsche Jäger aus Böhmen sind als Divisionsreserve malarisch in einer enen

Schlucht gelagert. Auf einer Anhöhe hat sich eine Sanitätsanstalt etabliert. Drüben auf einem kalten, herblich gelben Hügel, von der sich schon neigenden Sonne beleuchtet, sieht man unsere Schwarmlinien in langer Kette vorgehen. Ueber ihre Kette hinweg feuern die Geschütze unserer Artillerie. — Hin zu ihr!

Vinz von der Straße nach Barisa war eine Landwehr-Feldkanonenartilleriedivision in Deckung gewesen. Das scharfe „Siss“ feindlicher Infanteriegeschosse weht zwischen den Stämmen. Die Russen können also gar nicht weit sein und „Deckung nehmen!“ rufen die Unteroffiziere. Die Mannschaft springt hinter die Schuttschilde der Kanonen. Es kommt kein Infanteriefeuer mehr, wohl aber für die Feldkanonen der telephonische Befehl, aufzufahren. Rechts unten in einer breiten Talmulde ist ein Wäldchen. Zwei Batterien fahren davor auf, zwei dahinter; weiter drüben auf einem Höhenrücken stehen schon Haubitzen. Konzentrisch schießen sie alle hinüber auf einen breiten Höhenrücken, auf dem die Russen in drei Linien hintereinander eingegraben waren. W a r e n. Denn jetzt wird es bald anders.

Hier bei uns beginnt das immer wieder herauschend schöne Schauspiel eines lebhaften Artilleriefeuers. Ausfeuerladungen, bei denen alle sechs Geschütze der Batterie rasch nacheinander schießen, lebhaftes Einzelfeuer wechseln ab. Der Mann am Telephon ruft den Offizieren immer wieder neue Befehle zu, denn die Distanzen verändern sich unausgesetzt, vergrößern sich mit erfreulicher Eile. „Tempierung 21!“ kommandierten die Offiziere bei unserer Ankunft. Das heißt, daß die Russen in einer Entfernung von 2100 Schritten von Schrapnells ereilt werden sollen. Das steigt rasch und nach einer Stunde halten wir bei Tempierung 51. Also sind die Russen um 3000 Schritte zurückgegangen und haben ihren schönen Höhenrücken, auf dem sie so fein eingegraben waren, gründlich geräumt. Inzwischen haben wir Zeit, mit einem Leutnant ein wenig in den Batterien umherzugehen. Sie sind vor acht Tagen auf demselben Fleck gestanden, von dem aus sie heute schießen. Da ist eine Kanone, der eine Ecke des Schuttschildes fehlt. Eine feindliche Granate hat sie weggeschlagen. Trotzdem wurde kein Mann verletzt. Die meisten Leute der Bedienungsmannschaft tragen schon die silberne Tapferkeitsmedaille auf der Brust, einige von ihnen sogar die große. Schlag auf Schlag wiederholt sich bei jedem Geschütz das schöne Spiel. Der Unteroffizier senkt die Hand, ein Kanonier reißt die Bündelschnur weg, das Kanonenrohr springt zurück und zischt vorne eine gelbe Flamme aus, während der Boden dröhnt. Schon ist die leere Hülse herausgenommen und ein neues Schrapnell, das ein Kanonier inzwischen tempiert hat, wird in den Lauf eingeführt.

Oben auf der Straße kommen inzwischen schon die Verwundeten aus den Infanteriestellungen zurück. Es sind heute ihrer nicht viele. Einer liegt auf einer Tragbahre und blüht, die Arme unterm Kopf gekreuzt, recht gleichmäßig umher. Andere schlendern zurück, als wäre es ein Spaziergang durch friedliche Abendstille. Darunter mancher, dessen feldgraue Kappe rot ist, und dem das Blut langsam über das Gesicht herabsickert. Unfassbare Heldengröße, die zu schildern keines Buches Seiten groß genug sein werden! Wie egg und klein wird uns, die wir es miterleben dürfen, das Dasein später einmal vorkommen. Wie winzig werden in unseren Augen für immer alle sein, die man zu Hause, in den Städten schon in einem Jahr oder in zwei als Größen ausrufen wird; in unseren Augen, mit denen wir die Armeen der Namenlosen sahen, die nicht einmal ihre Stimmen erhoben, als ihr Blut auf den Boden der Heimat hinabrann.

Bei der Rückfahrt treffen wir das Bataillon noch am selben Fleck, an dem es vormittags war. Es hatte also auch heute Ruhe. Glück auf! und Heil und Sieg! rufen wir einander zu.

Das wahre Gesicht des Krieges.

Ein Feldpostbrief aus Frankreich.

(Der Abmarsch von Mouchy. — Ein Kampf Mann an Mann. — Lange Stunden. — Die Verwundung. — Ein Explosivgeschoss.)

Wir haben kürzlich den Feldpostbrief eines Angestellten des Wiener Hof-Muskalienhändlers Adolf Robitschek, Willy Richter, unter dem Titel „Das wahre Gesicht des Krieges“ veröffentlicht. Herr Robitschek stellt uns nun einen zweiten Brief dieses Herrn, der inzwischen in Frankreich schwer verwundet wurde und nun in Minden in Westfalen im Lazarett liegt, zur Verfügung.

Die wenig erfreuliche Nachricht von meiner Verwundung dürften Sie bereits erhalten haben, und ich werde Ihnen nun im folgenden schildern, wie ich zu der Verwundung gekommen bin. Es war am 6./XI, als wir Befehl erhielten, aus der für uns so furchtbaren Stellung von Mouchy abzumarschieren; wir hatten fünf stramme Marschtage von Aynenue nach Ervelage, von hier nach Inchy, von hier nach Vallainge, weiter nach Champhin-en-Deleve über Orchies. Hier muß ich erwähnen, daß unsere Truppen seinerzeit entsetzliche Straßenkämpfe zu bestehen hatten, wofür die vielen in Brand gesteckten Häuser eine deutliche Sprache redeten. Orchies war bereits militärisch besetzt und so vollzog sich unser Durchmarsch ohne Zwischenfall. Wir marschierten dann noch bis Marke; von hier über Menin bis hinter Gheluwe, wo wir am 10. November, nachmittags 4 Uhr, anlangten. Es wurde eine mehrstündige Rast gemacht und dann ging es noch am selbigen Abend in Stellung.

Die erste Linie, also dem Feinde am nächsten, hatte unser Füßlerbataillon inne, die zweite Linie, etwa 120 Meter dahinter das erste Bataillon. Um 3 Uhr nachts erhielten wir den Befehl: „Um 10 Uhr vormittags Sturmangriff“, vorher von

7 bis 10 Uhr Erschütterung des Feindes durch Artilleriefener. Punkt 7 Uhr fing dann unsere Artillerie auch an, an die feindlichen Schützengräben hinüber zu feuern; ab 9 Uhr verstärkte sich dann das Feuer zu einem heftigen Schnellfeuer, die englische Artillerie antwortete sehr schwach; endlich war es 10 Uhr, unsere Artillerie schweigt — sekundenlang eine unheimliche Ruhe und Stille — dann ein Trompetensignal und mit aufgeflogenen Bajonetten stürmen unsere wackeren Füßler heraus aus den Gräben, einem Regen von feindlichen Kugeln entgegen; unser erstes Bataillon folgt in unmittelbarer Entfernung. In wenigen Minuten sind die paar hundert Meter durchrast, ein donnerndes Hurra, wir sind bei den englischen Gräben angelangt — Senegalschützen und kanadische Jäger. Endlich kommt der Moment; die lange verhasste Rut kann sich nun endlich Luft machen.

Es ist ein Kampf Mann an Mann, wir räumen mit dem Bajonett und dem Kolben fürchterlich unter dem Feinde auf, binnen wenigen Minuten bringen wir die Engländer zum Wanken — sie stehen in einen Wald, wir nach. Bis zur Mitte, wo eine Lichtung war, bin ich noch mitgekommen; dort kam ein Befehl: „Der erste Zug über die Lichtung in den jenseitigen Teil des Waldes.“ — Mein Unteroffizier, ich und zwei Mann waren die Ersten die stürmten; hinüber bin ich nur allein gekommen — zwei Mann hatten noch keine zehn Meter durchlaufen, als sie purzelten. Mein Unteroffizier brach sechs bis acht Meter vor dem jenseitigen Waldbrande mit einem furchtbaren Schrei zusammen — er war binnen einer Minute

tot und mich ereilte mein Schicksal zwei Meter vor dem Waldrande. Ueber die Brust hatte ich einen Patronengürtel mit achtzig Patronen geschnallt, in jedem Täschchen zehn; der eine Schuß streifte die Brust, fuhr in eine dieser Taschen und brachte sämtliche zehn Patronen zum Explodieren. Ich vernahm einen fürchterlichen Knall, eine Feuersäule stieg vor mir auf, dann verspürte ich in derselben Sekunde einen heftigen Schlag und Knall im linken Unterschenkel und slog zu Boden. Ich hatte jedoch soviel Geistesgegenwart, die zwei Meter, so schnell und gut wie es ging, mich kriechend in den Wald zu schleppen und fing sofort an, mich einzugraben. Glücklicherweise war der Boden weich und in kurzer Zeit hatte ich ein einen halben Meter tiefes Loch fertig, in welchem ich bequem liegen konnte und halbwegs gegen Kugeln geschützt war. Ich schaute nun zuerst nach meinem Bein; — o je, da sah es traurig aus: eine tiefe, klaffende Wunde. Da ich eine Schere nicht hatte, um Tuchhose und Unterhose zu zerschneiden, so hatte das Verbinden gar keinen Zweck, weil die Fäden vom Zeug, sowie die Fleischstücken und die gewordenen Blut in und an der Wunde klebten und ich mir die Wunde allein auch gar nicht verbinden konnte. Ich griff dann an die Brust, auch da rieselte Blut hervor; der Waffenrock samt Ärmel, meine Unterjacke, der Brustschoner, das Hemd waren zerseht; auf der Brust selbst glücklicherweise nur ein fingerlanger und breiter Blutsstreifen, also nur ein leichter Streifschuß.

Das war so gegen 12 Uhr mittags. Ich sandte ein Dankgebet zum lieben Gott, daß er mich trotz der Verwundung dennoch vor Schlimmerem beschützt hat. Ein gräßliches Bild steht mir noch heute vor meiner Seele: Ein lieber Kamerad von mir (es war das vielleicht eine halbe Minute früher, bevor ich über die Lichtung stürmte), lag, durch einen Kopfschuß verwundet, in meiner Nähe, blutüberströmt richtete er sich auf, — helst mir — verbindet mich — in derselben Sekunde ein gellender Aufschrei, nochmals in die Brust getroffen sinkt er zusammen. — Ich überlegte nun in meinem Boche, was tun? und kam zu der Ueberzeugung, liegen zu bleiben bis zur Dunkelheit. Von der Kompagnie war ich so gut wie abgeschnitten und mußte mir selbst helfen. Am Nachmittag beschloß unsere Artillerie noch heftig den Wald, um den Engländern ein Festsetzen im Walde unmöglich zu machen. Hatte ich auch diese Granaten nicht zu fürchten, so folgte jedoch nachher etwas, was mir zeitweise das Blut in den Adern stillstehen ließ. Es fing an, etwas windig zu werden und plötzlich ging es los; die von Granaten getroffenen Bäume brachen immer so 3 bis 5 Meter über dem Erdboden weg, schwächere Stämme mit sich nehmend; so ging es vor mir und rechts. Eine Baumkrone kam knapp 5 Meter vor mir zur Erde nieder.

Es waren lange Stunden, bis auch diese vorüber waren und völlige Dunkelheit eintrat. Auf allen vieren kroch ich durch den Wald, mehrmals ausruhend, retour. Nach langer Zeit kam ich endlich aus dem Walde heraus und an einen Schützengraben; ich rufe um Hilfe. Der Graben war leer. Ich konnte vor Müdigkeit jedoch nicht weiter; es wurde mir schlecht und ich blieb liegen. Ein starkes Unwetter, Regen und heftiger Donnerschlag brachten mich wieder so halbwegs zu mir. Total durchnäßt, zitternd vor Kälte, Kälte und Schmerzen, reiße ich mich noch einmal zusammen

und krieche weiter. Ich komme wieder an einen Graben und Kameraden ziehen mich hinein, geben mir als Schutz gegen den Regen ein Zeltbahn. Es war gegen 6 Uhr früh, als ein Offizier kam und sofort zwei Mann kommandierte, die mich auf die Landstraße in ein Haus tragen mußten. Die Sanitäter hatten sich schon zurückgezogen, da es langsam hell wurde und die Engländer bekanntlich auf alles, was sie sehen, schießen. Das Häuschen, in welchem ich niedergelegt wurde, hatte gerade noch ein Zimmer, in welchem die Decke ganz war, Türen und Fenster waren nicht mehr vorhanden. Bald nach mir wurden mehrere Verwundete dorthin gebracht. Doch wenn wir glaubten, nun in Sicherheit zu sein, so wurden wir um die Mittagszeit eines anderen belehrt. Unsere Truppen griffen erneut an und schon schlugen die verirrten feindlichen Kugeln in unser Haus ein, penning, penning, ging's gegen die Mauern; dann kam die Artillerie. Vor uns, hinter uns, neben uns, auf der Straße schlugen die Granaten ein, das Häuschen zitterte und bebte. Was noch an Ziegeln auf dem Dache war, fiel herunter. Es war für uns ein Glück, daß in unserem Zimmer die Decke ganz war. Wir krochen zusammen, alle Ecken ausnutzend; da geht es plötzlich — rorrunz — ich bedeckte das Gesicht mit beiden Ellenbogen, Staub, Sand und Steine wirbeln uns um die Köpfe, eine Granate hat in ein etwa zehn Meter gegenüber liegendes Gehöft eingeschlagen und gezündet, das Gehöft brennt lichterloh. Bange Blicke senden wir hinüber, denn ein starker Windstoß genügt, um auch unser Häuschen in Flammen aufgehen zu lassen. Währenddessen tobt da draußen der Kampf weiter, und erst die anbrechende Dunkelheit bringt Ruhe. Endlich kommen auch die so sehnsüchtig erwarteten Sanitäter. Es werden zuerst die ganz schwer Verwundeten geholt: Kopf-, Lungen- und Bauchschüsse, und um 12 Uhr auch ich. Zwanzig Minuten lang müssen wir getragen werden; dann nehmen uns Wagen auf, und es geht noch etwa eine halbe Stunde zur Verbandstelle; wir werden verbunden und endlich, nach 36 Stunden, sind wir in Sicherheit.

Am andern Tage wurden wir ins Kriegslazarett nach Menin geschafft. Seit ich von Berlin weg bin, das erstmal wieder ganz ausziehen und in ein Bett legen! Am andern Morgen haben und frische Wäsche, das waren Genüsse! Am 16. November wurden wir weiter transportiert; erst neun Kilometer bis Courtry, dann 60 Stunden über Laeken, Brüssel, Namur, Vüttich, Düsseldorf, Essen, Dortmund nach Minden. Hier geht es mir in punkto Verpflegung geradezu brillant. Es giebt um 7 Uhr Kaffee und Semmeln, 9 Uhr Bouillon mit Ei, 11 Uhr Braten, Kartoffeln und Kompott, 1 Uhr Rindfleisch mit Suppe, $\frac{1}{4}$ Uhr einen halben Liter Milch, 6 Uhr Schinken und Butter, $\frac{1}{8}$ Uhr Suppe, dann extra zwei- bis dreimal in der Woche abends Hühnerbraten oder Hasenbraten oder Ragout; dazu an Liebesgaben von Besuchern Kuchen, Obst, Zigaretten, Zigaretten, belegte Butterbrote u. c. Es geht uns wirklich sehr gut und von den Strapazen des Krieges sieht man mir heute fast nichts mehr an. Das Geschöß war ein Explosivgeschöß, normaler Einschuß von Itali, dann ein Loch, Adern, Muskeln und Sehnen zerrissen; die Fleischlappen und Strähne wurden lehtin weggeschnitten. Der Arzt giebt Hoffnung, daß der Fuß trotz der großen Wunde wieder heil und gerade werden wird. Der Streißchuß an der Brust ist schon ganz verheilt. Bierzehn Tage muß ich aber noch hier bleiben, ehe ich transportfähig bin. Ich danke Gott, daß ich so glimpflich davon gekommen bin; den vielen Tausenden geht es viel, viel schlimmer, abgesehen von denen, die überhaupt nicht wiederkommen.

Willy R ü f f e r.

DER ALLGEMEINE RÜCKZUG DER RUSSEN.

Eine Entscheidung.

Die Hauptmacht der Russen geschlagen. — Allgemeiner Rückzug in Polen und Galizien.

In knappen Worten melden die Generalstabsberichte aus dem österreichisch-ungarischen und deutschen Hauptquartier, die im gestrigen Sechsuhrabendblatte veröffentlicht wurden, ein großes Ereignis. Die letzten Nachrichten — heißt es in dem Bericht unseres Generalstabes — lassen nicht mehr daran zweifeln, daß der Widerstand der russischen Hauptmacht gebrochen ist, der Feind mußte den allgemeinen Rückzug antreten und ist nur noch bemüht, seine Rückzugsbewegung in hartnäckigen Kämpfen zu decken. Ebenso ist in den Kämpfen in Nordpolen die Entscheidung dahin gefallen, daß die von den Russen in großem Stil in Szene gesetzte Offensive gegen Schlesien und Posen nunmehr vollständig zusammengebrochen ist. Die feindlichen Armeen sind in ganz Polen nach hartnäckigen Frontalkämpfen zum Rückzug gezwungen worden, die in Galizien und Polen kämpfenden Russenheere sind geschlagen und können nach verlorener Schlacht nur in schleuniger Flucht ihr Heil suchen.

Heldenhafte Leistungen unserer und der mit uns verbündeten deutschen Truppen müssen hier geschehen sein, daß es gelingen konnte, der russischen Übermacht in verhältnismäßig kurzer Zeit Herr zu werden, und eine geniale Kriegsführung, wie sie durch die Namen Hindenburg und Conrad von Hötzendorf in den Kriegsgeschichten kommender Tage verzeichnet sein wird, hat ebenso entscheidend

Die große Alternative der Zukunft.

Von Rudolf Goldscheid.

In einem sind die führenden Völker auch mitten in diesem alle internationale Zusammengehörigkeit stürmisch zerreißenen Krieg noch einig: die großen Kunstdenkmäler müssen verschont bleiben. Was auch sonst in diesem unerbittlichen Kampfe auf Tod und Leben der Verwüstung anheimfallen mag, die unerschlichen Werte der Vergangenheit in eine glücklichere Zukunft hinüberzuretten, das ist allgemeine Pflicht. Nun ist es ganz selbstverständlich, daß in einem so gigantischen Ringen, wie es das ist, das die Gegenwart erfüllt, der Kampf nicht nur mit technischen Werkzeugen, nicht nur mit Kanonen, Haubitzen und Mörsern geführt wird, sondern zugleich mit geistigen Waffen. Auch diesen geistigen Kampf führen unsere Gegner teilweise leider mit Dumdumgeschossen und legen uns damit die Versuchung nahe, Gleiches mit Gleichem zu erwidern. Dieser Versuchung darf jedoch nicht nachgegeben werden! Wie es äußere Kulturdenkmäler gibt, deren Zerstörer man mit Recht als Barbaren brandmarkt, so hat sich das Menschengeschlecht in seiner Jahrtausende lauaen Geschichte auch innere Kulturdenkmäler erarbeitet, an denen nicht gerührt werden darf, soll nicht das Heiligste, was wir überhaupt besitzen, mit Vernichtung bedroht sein. Diese geheiligten inneren Kulturdenkmäler haben wir in unseren sittlichen Grundwerten vor uns. Schon beginnt aber der abgrundtiefe Haß, den der gegenwärtige Krieg aufwühlt, auch diese zu ergreifen, und zwar mit solcher Wucht, daß derjenige überall beinahe des Vaterlandsverrats verdächtig erscheint, der sie zu schützen bemüht ist, der auch in dieser schwersten Stunde, die die menschliche Kultur je erlebt hat, an das Gebot des Evangeliums erinnert, selbst seine Feinde zu lieben. Eine solche Forderung mag jetzt als im höchsten Maße unzeitgemäß erscheinen. Aber zwischen Haß und Liebe gibt es sehr viele Abstufungen, und wenn die Liebe dem Haße auch vergebens predigen wird, zu vergessen, so steht sie doch vor einem weniger aussichtslosen Unternehmen, wenn sie den Haß zu verhalten sucht, nicht zu vergessen. Zu einem derartigen Nichtvergessen möchten diese Zeilen aufrufen.

Die geistige Frontlinie des Krieges hat sich in dessen Verlauf wesentlich verschoben. Bei seinem Ausbruch floß die allgemeine Begeisterung aus der stürmischen Freude über die endliche Abrechnung mit Rußland. Der Sieg über Rußland verhieß die Befreiung eines großen und hochbegabten Volkes aus dem Joche einer unerträglichen Zwangsherrschaft, verhieß die Niederwerfung eines sittlich korrumpierten Staates, der ganz Europa mit seiner Unkultur über-schwemmen wollte, der die Besten seines Landes in eifigen Kerker gefangenhält, wo sie mit mittelalterlichen Foltern gepeinigt werden. Daß Frankreich und England, in denen man die vorgeschrittensten Demokratien des Westens erblickte, sich dazu herabwürdigten, Verbündete einer so im Innersten verlotterten Macht zu sein, das war ein Gedanke, den wir nicht fassen konnten. Wir mußten uns mit ihm abfinden, als die Kriegserklärungen Frankreichs und Englands an Deutschland und Oesterreich-Ungarn Tatsache ge-

worden. Aber von diesem Augenblick an wechselte das Ziel unserer Erbitterung. Waren wir selbst geneigt, es begreiflich und damit verzeihlich zu finden, daß sich Frankreich, verführt von seinen überhitzten Revanchegelüsten und im Widerspruch mit seiner ganzen historischen Tradition, frevelhaft zum Bundesgenossen des russischen Zariismus machte, so stieg der Groll gegen das stammverwandte England ins Ungemessene, als es sich, gleichfalls seine Herkunft und Geschichte mißachtend, Deutschlands jetzigen Todfeinden beigesellte. So gerecht dieser Zorn aber auch ist, so kann doch vielleicht gerade das, was ihm so ungeheure Dimensionen gibt, bei gerechter Selbstbesinnung zu seiner Mäßigung beitragen. Wenn wir es England vor allem so schwer verdenken, daß es sich zu gemeinsamer Sache mit Rußland hergab, so deshalb, weil wir überzeugt sein zu können glaubten, der Grad seiner erreichten Kultur müsse es vor einem so tiefen Falle bewahren, werde das englische Volk stark genug gemacht haben, damit es nicht einer kleinen Gruppe verantwortungsloser Politiker und ihrem von niederträchtigen Sonderinteressen geleiteten Anhang Gefolgschaft zu leisten brauche. Unsere fürchtbare Erbitterung gegen England hat also darin ihre eigentliche Quelle, daß wir dessen große Vergangenheit vergleichen mit seiner unrühmlichen Gegenwart. Diese Ueberlegung müßte uns auch jetzt veranlassen, nicht nur zwischen dem kulturellen und dem offiziellen England zu unterscheiden, unter Berücksichtigung dessen, daß das erstere das Bleibende, das letztere nur etwas Ephemeres ist, sondern auch zwischen England seiner inneren und England seiner äußeren Politik nach. So hassenswert von jeher Englands äußere Politik gewesen ist und so schwere Schuld sie auch an diesem Kriege wieder tragen mag, seine innere Politik kann ein gleicher Vorwurf nicht treffen. In dieser inneren Politik Englands wurzelt sein Kulturprestige. Auch in England ebenso wie in Frankreich ist eben das demokratische System noch nicht so weit entwickelt, um dem Volke einen genügenden Einfluß auf die äußere Politik zu sichern. Dieser Mangel, der selbst den modernsten Demokratien anhaftet, ist die tiefste Ursache der fürchtbaren Erschütterung, die die Kulturwelt jetzt durchzumachen hat. An das England der inneren Politik, an ein England und Frankreich, in dem die innere Politik die lenkende Kraft der äußeren Politik ist, wird nach dem Friedensschluß angeknüpft werden müssen, soll ein neues, dauernden Frieden und vertiefte Kultur verbürgendes europäisches Gleichgewicht zustande kommen. Es ist ganz ausgeschlossen, daß die Zentralmächte nach Wiederherstellung der Ruhe vor einer Rüstung bewahrt bleiben, der gegenüber alle bisherige Rüstung Kinderspiel war, wenn sie weiter Rußland und England zugleich zu revanchegierigen Feinden haben. In absehbarer Zeit müßten dann, gleichviel wie die Würfel des Krieges jetzt fallen, der Welt ähnliche Erschütterungen drohen wie im gegenwärtigen Augenblick. Vertieft sich darum der Haß zwischen England und Deutschland fortgesetzt im gleichen Maße weiter, dann ist für eine Generation mindestens nicht daran zu denken, daß wieder eine Annäherung zwischen diesen beiden großen Nationen stattfindet. Völker sind schwerfällig im Umlernen. Was könnte sich darum sehr leicht als Folge dieser

Goldscheid, Rudolf

Situation einstellen? Daß allmählich die Geneigtheit in Deutschland aufsteigt, die zerschnittenen Fäden nach Petersburg wieder aufzunehmen! Und ob diese dann loser oder enger geknüpft werden, wer möchte dies heute voraussagen wagen! Das ist es, worin die ungeheure Gefahr des Umschlagens des großen Volksaorns von Rußland auf England besteht.

Wenn etwas diesem Kriege den Charakter eines Kulturkrieges geben kann, so ist es seine Spitze gegen Rußland. Es ist ein Gedanke, der ohne Grauen nicht zu Ende gedacht werden kann, daß, solange Rußland bleibt, was es heute ist, Deutschland oder Oesterreich niemals wieder an seiner Seite anzutreffen sein könnte. Aber diese Möglichkeit droht in hohem Maße, wenn sich im Innersten der deutschen Volksseele die Ueberzeugung festwurzelt, daß England vor allem der Erbfeind ist, der schließlich niedergeworfen werden muß. Es ist vollkommen ausgeschlossen, daß Europa jemals zur Ruhe kommen kann, solange wir England und Rußland zugleich zu Todfeinden haben. Mit einem von beiden werden wir uns schließlich verständigen müssen. Diese Wahl wird uns nicht erspart bleiben! Und da kann selbst heute kein Zweifel darüber bestehen, wie unsere Entscheidung ausfallen muß. Wie sehr wir auch Englands äußere Politik zu verurteilen gezwungen sind, an seine innere Politik können wir anknüpfen. Rußlands innere Politik hingegen ist seiner äußeren würdig; bei ihm ist auch von seiner inneren Politik her für das nächste Jahrzehnt nicht auf eine sittliche Wiedergeburt zu rechnen, an der seine äußere Politik gesunden könnte. Ganz anders bei England! Dort sind die Tendenzen schon am Werke, die die äußere Politik mit einzubeziehen trachten in das demokratische System und die so dessen äußere Politik im Verlauf seiner inneren angleichen werden.

England wird deshalb auch sehr bald zur Einsicht gelangen, daß es, ganz abgesehen von den wirtschaftlichen Interessen, die es auf Deutschland anweisen, eine Lebensfrage für seine Entwicklung bedeutet, den unnatürlichen Bund mit Rußland zu lösen, um statt dessen Deutschlands Freundschaft zu gewinnen. Ebenso wäre aber auch für Deutschlands innere Politik eine künftige Annäherung an Rußland ein nationales Unglück ohne Gleichen.

Wenn darum sonst immer verlangt wird, im Frieden schon den Krieg vorzubereiten, so gilt es jetzt, im Kriege bereits den Frieden vorzubereiten. Diese Voraussicht verlangt jedoch vor allem rechtzeitige Selbstbesinnung im Borne gegen England. Namentlich das freiheitliche Deutschland hat viel zu gewinnen oder zu verlieren, je nachdem, ob es bei all seiner gerechten Entrüstung gegen das England, das den jetzigen Weltkrieg und alle daraus erwachsenden Greuel mitverschuldet hat, eingedenk bleibt, daß es hinter diesem verdammenswerten offiziellen England ein kulturelles England gibt, bei dem weitaus größere Chancen vorhanden sind, daß es nach dem Kriege das herrschende England wird, als etwa bei dem politischen Rußland der Gegenwart, hinter dem noch kein kulturelles Rußland von ausreichender Kraft steht.

Wir werden künftig zwischen England und Rußland zu wählen haben. Möge diese Einsicht uns schon jetzt lenken, damit wir nicht aus den Augen verlieren, was das wahre Ziel dieses Krieges ist und bleiben muß: der Todesstoß gegen das autokratische Rußland, diesen letzten Hort der finsternsten Reaktion in Europa.

Der Krieg in der Bibel.

Neutralitätsbruch. — Die große Armee. — Im Unterseeboot.
— Das Klagelied der Flüchtlinge. — An die Frauen.

Nichts ist neu unter dieser Sonne. Alles ist schon da gewesen, sagte Ben Afrika, und das ist eine alte Wahrheit geblieben. Die großen Ereignisse der Weltgeschichte können uns vielleicht in dem Augenblick ihres Auftretens verblüffen, überraschen, aber wenn wir uns in ihnen zurechtgefunden haben und darüber wieder zum ruhigen Nachdenken zurückgekommen sind, dann erkennen wir, daß alle diese Ereignisse schon alte, uralte Beispiele haben, in Büchern aufgezeichnet. Wir müssen nicht lange suchen und müssen nicht lange in vielen Büchern blättern, wenn wir nur zu dem einen großen Buch der Menschheit greifen, das alles menschliche Geschehen umfaßt: zur Bibel. Auch der Weltkrieg von heute, der uns in allen seinen Einzelheiten ein Ereignis ohnegleichen scheint, hat seine Gleichnisse in der Bibel. So findet sich schon dort ein Konflikt, in dem sich der Zusammenstoß zwischen Deutschland und Belgien und alles, was ihm folgte, widerspiegelt. Im 4. und 5. Buch Moses wird folgende Episode erzählt:

Israel sandte Boten an Sihon, den König der Amoriter, und ließ ihm freundlich sagen: Laß mich durch dein Land ziehen. Wir wollen weder auf einem Acker, noch auf einem Weinberg abbiegen, sondern auf der Heerstraße bleiben, bis wir durch dein Gebiet marschieren sind, Nahrungsmittel sollst du mir für Geld verkaufen und Wasser sollst du mir für Geld liefern, damit wir zu essen und zu trinken haben. Um nichts, als um den Weg für unsere Felle zum Durchzug erlaube ich, das haben mir ebenso die Söhne Hais und die Moabiter gestattet, bis ich über den Jordan komme." Doch Sihon gestattete diesen Durchmarsch nicht, zog vielmehr alle seine Mannschaften zusammen, rückte aus, den Israeliten entgegen in die Steppe und lieferte ihnen bei Jahaz eine Schlacht. Im blutigen Kampf warteten ihn die Israeliten, eroberten sein Land und nahmen Besitz von allen dort gelegenen Städten und Ortschaften und richteten sich dahielt ein. "Alles Volk trat unter unser Oberkommando. Vom Ufer des Arnonsflusses und der Stadt im Tal bis nach Gilead war kein befestigter Platz, der uns zu teil gewesen wäre. Alles kam in unsere Hand."

In der Sammlung von Bibelstellen über den Krieg, die Theodor Kappstein im Verlage von Friedrich Andreas Berthes in Gotha veranfaßtet hat und der wir auch die vorangegangene Episode entnommen haben, finden wir eine Stelle aus Ezechiel, die das Wiedererwachen eines Volkes, das man längst zermürbt und zerrüttet geglaubt hat, verherrlicht. Dort heißt es:

Es kam über mich die Hand Jahves und er führte mich hinaus und ließ mich nieder mitten auf dem Blachfeld und dieses war voll von Gebeinen. Und er führte mich an ihnen vorbei nach allen Seiten und siehe, es waren sehr viele über das Blachfeld hin. Da sprach er zu mir: "Du, Menschensohn, werden wohl diese Gebeine wieder lebendig? Da sagte ich: "Alhrr Jahve, du weißt es." Da sprach er zu mir: "Weisfrage über diese Gebeine: So spricht der Alhrr Jahve zu diesen Gebeinen: Siehe, ich will Geist in euch fahren lassen, daß ihr lebendig werdet. Ich lasse Sehnen an euch entstehen und Fleisch aus euch wachsen und überziehe euch mit Haut und gebe Geist in euch, daß ihr lebendig werdet." Und ich sagte, wie ich geheißt worden. Da entstand ein Geräusch und siehe, es rauschte und herzu kamen die Gebeine, je ein Gebein zu seinem Gebein, und ich schaute, siehe, an ihnen gab's Sehnen und Fleisch ist gewachsen und Haut überzog sie drüber hin; aber Geist war noch nicht in ihnen. Da sprach er zu mir: "Weisfrage, du Menschensohn, und sprich zum Geiste: "So spricht der Alhrr Jahve: Von den vier Winden komm' heran, o Geist, und bleibe die Gebeine an, daß sie lebendig werden." Und ich weisagte, wie er geheißt: da fuhr in sie der Geist, da wurden sie lebendig und standen auf ihren Füßen — ein Heer, gar gewaltig groß! Da sprach er zu mir: "Siehe, sie sagen: Verdorrt sind unsere Gebeine und untergegangen unsere Hoffnung, verloren sind wir! So spricht der Alhrr Jahve: Siehe, ich will eure Gräber öffnen und euch aus euren Gräbern steigen machen, mein Volk und euch in eure Heimat bringen und ihr werdet erkennen, daß ich Jahve bin!"

Das Gefühl des Matrosen, der im Unterseeboot unter dem Meeresspiegel lebt, schildert das wunderliche Büchlein von Jonas, das im 2. Kapitel den Psalm aus der Meerestiefe im Bauch des Ungeheuers bringt, das ihn verschlungen und bei dem er unfreiwillig Tag und Nacht herbergte:

Ich rief aus der Not, die mich getroffen,
zu Jahve und er hat mich erhört!
Aus dem Schoße der Unterwelt schrie ich,
du hast mein Rufen vernommen!
Die Tiefe im Herzen des Meeres,
der Strom hat mich umgeben;
all deine Wogen und Wellen
gingen über mich dahin.
Da dacht ich: Verstoßen bin ich
aus deinen Augen!
Ach, wie soll ich je wieder schauen
deinen heiligen Tempel!
Die Wasser umfingen meine Seele,
die Tiefe umschloß mich,
Seeschiff umschlang mein Haupt,
am Grunde der Verge!
Schon war ich in die Tiefe gesunken,
ihre Riegel waren für ewig hinter mir!
Da zogst du mein Leben aus der Flut,
Jahve, mein Gott!
Als meine Seele in mir verzagte,
da dachte ich an Jahve!
Zu dir drang mein Gebet
in deinen heiligen Tempel.
Die sich halten an die nichtigen Götzen,
die verschmähen ihr Glück!
Ich aber — mit einem Danklied steige ich ans Licht!

Im Kapitel 9 des Propheten Jeremia finden wir folgendes schmerzvolles Klagelied der Flüchtlinge:

Merkt auf und ruft den Klageweibern, daß sie kommen,
und sie sollen eilen, daß sie anheben über uns ein Trauerlied;
denn die Stimme eines Trauerliedes wird vernommen von Zion aus,
daß zerrinnen unsere Augen in Tränen
und unsere Wimpern triefen von Wasser.
Bermüdet sind wir, zuckanden geworden gar sehr;
denn verlassen müssen wir das Land.

niedergeworfen haben sie unsere Wohnungen!
Es vernimmt euer Ohr das Wort Jahves,
daß ihr lehret eure Töchter Trauergefang
und eine ihrer Genossin Klagegefang.
Denn herauf steigt der Tod durch unsere Fenster,
er kommt in unsere Hütten und Paläste,
zu vertilgen das Kind auf der Straße,
die Jünglinge von den Plätzen.
Es fallen die Leichname der Menschen wie Mist auf dem Gefilde
und wie die Garbe hinter den Schnittern, die niemand sammelt...

Der Prophet Jesaja hielt den Frauen seiner Zeit folgende Strafpredigt:

Jerusalems Frauen,
wie stellt ihr geziert
und blickt so frech!
Jahve wird euch, ihr stolzen Schönen,
aller Schöne entblättern!
Herunterreißen von euren Schuhen
die Schnallen Schrittstücken und Bänder,
von euren Gürteln die Täschchen und Kläppchen,
von euren Armen die Ketten und Ringe,
aus eurem Haar Schleier, Schleifen und Kämmen,
aus eurem Ohr allen bligenden Schmuck!
Herunter vom Leib die Feilgewänder
und Rüschen und Spitzen,
Halter und Gebräm,
bis ihr arm und faßl
daßteht und nackt.
Dann könnt ihr Gestank
für Balsam nehmen,
ein laufiges Strohhüll
für einen Bruntgürtel,
enge Säcke statt fliegender Abendmäntel!
Glasgründe für weiches, welliges Haar!

Galt das nur seiner Zeit?!

Die zweite Okkupation von Czernowitz durch die Russen.

Dorna-Batra, 6. Dezember.

Am 27. November um 3 Uhr nachmittags erschienen die ersten russischen Vorposten in Czernowitz. Am Abend verließ ich die Stadt, nachdem ich in Erfahrung gebracht hatte, daß ich auf der „schwarzen Liste“ der russischen Polizei einen zwar ehrenvollen, aber mir nicht sehr sympathischen Platz einnehme. Ich zog daher die einfache Rolle eines Flüchtlings der gewiß erhabenen, aber, wie man weiß, unerfreulichen Rolle eines Märtyrers vor und ging durch. Die Flucht war reich an erregten Vorfällen, da uns die Kosaken in Tereſcheni, einem Dorfe in der Nähe von Czernowitz, erreichten und beraubten. Viele Flüchtlinge wurden auch schwer mißhandelt und mußten nach Czernowitz zurückkehren. Die Panik und Erregung unter ihnen war fürchtbar. Frauen fielen auf der Straße bewußtlos zusammen, Kinder jammerten und erstarrten förmlich vor Schreck und Kälte. Diese Szenen fanden ihr Ende, als ein Offizier, der die Kosaken anführte, ihnen den Befehl gab, ihr Handwerk einzustellen und eine abseits gelegene Straße zu besetzen. Diese Gelegenheit benutzten die Flüchtlinge, um durch einen Feldweg aus dem Bereich des Raubgesindels zu kommen und zunächst nach Sereth zu gelangen. Ich hielt mich in der Nähe von Czernowitz auf, um über die weiteren Vorgänge, die sich dort abspielten, informiert zu sein.

Donnerstag, den 26. November, eröffneten die Russen eine heftige Kanonade gegen die Stadt. Das Feuer dauerte den ganzen Tag an, ohne auch nur den geringsten Schaden angerichtet zu haben. Am Abend verstummten zwar die Kanonen, aber in der Stadt tauchte das Gerücht auf, daß unser Militär abzieht. Dieses Gerücht bewahrheitete sich. Als man Freitag erwachte, war unser Militär bereits fort. Ihm folgte auch der größte Teil der Bevölkerung. Freitag, den 27. November, ging der letzte Zug ab, der nicht allein bis auf die kleinste Nische dichtgefüllte Wagen, sondern auch Passagiere, auf der Lokomotive, auf den Lastwagen, ja sogar auf den Trittbrettern führte. Diejenigen, die keinen Platz fanden, gingen in großen Scharen zu Fuß, zu Wagen oder Schlitten. Das Wetter war frostig kalt, aber sonnenklar. Zu Tausenden zogen die Leute auf der Reichsstraße von Czernowitz nach Sereth. Ich übertreibe nicht, wenn ich die Zahl der Flüchtlinge mit 15.000 beziffere. Denn diesmal hat die Flucht vor den russischen Bestialitäten selbst die ärmsten Schichten der Bevölkerung ergriffen. Man sah die Ärmsten der Armen mit ihren Habseligkeiten, mit Kind und Kegel mühsam durch den tiefen Schnee

waten. Kleine Kinder und Greise bildeten das Gefolge dieser endlosen Karawane, die ein ergreifendes Bild darbot. Um 12 Uhr mittags war der Ringplatz noch dichtgefüllt mit Flüchtlingen, die von da den Marsch antraten. Alles, was nur Rang, Namen und wenn auch noch so bescheidenen Besitz hatte, verließ schon früher die Stadt, die öde und verlassen blieb. Das Rathaus war verwaist. Kein höherer Beamter blieb in der Stadt. Nur einige ältere Bürger, Geistliche und wenige Würdenträger blieben zurück.

Um 1 Uhr mittags traten diese im Rathause zu einer Beratung zusammen, wie der neuen Invasion zu begegnen sei. Man setzte einen Ausschuß zusammen, in den Gemeinderat Dr. Hoſtiuc, die beiden rumänischen Geistlichen Schandru und Bejan und ich gewählt wurden. Dieser Ausschuß sollte die Stadt übergeben und die Russen um Schonung für die zurückgebliebene, arme Bevölkerung bitten. Ich lehnte aus dem angeedeuteten Grunde die Annahme dieser Funktion ab. Um 2 Uhr erfuhr man, daß russische Patrouillen bereits die Pruthbrücke überschritten hätten und in die Stadt marschieren. Gemeinderat Dr. Hoſtiuc, die genannten Geistlichen und der Magistratsbeamte Dinſcheid begaben sich mit einer weißen Fahne zu den Russen, die bei der Brücke warteten. Harter Bejan richtete an den Kommandanten folgende Ansprache:

„Hochgeehrter Herr Kommandant! Wir übergeben namens der Bürger die Stadt Czernowitz und bitten um Gnade und Schonung für die zurückgebliebene mittellose Bevölkerung. Wir versichern, daß wir den Anordnungen friedlich Folge leisten werden. Insbesondere bitten wir um die Ermöglichung der Versorgung der Stadt mit Wasser und Licht.“ Der Kommandant erwiderte, er werde dafür sorgen, daß die Bevölkerung verschont werde. Damit war der Akt vollzogen.

Um 3 Uhr erschien eine Patrouille, bestehend aus vier Infanteristen und einem Offizier in der Stadt und machte bei der Hauptwache Halt. Sie gab mehrere Gewehrschüsse ab, worauf eine kleine Abteilung Kosaken heranraste. Es folgten Infanterie mit einer Musik, eine Batterie Artillerie und dann wieder Kosaken. Der Kommandant begab sich ins Rathaus, wo er gleich einige Befehle erteilte und eine Kontribution von 50.000 Rubel forderte. Mittlerweile begannen die Kosaken gemeinsam mit den Soldaten zu plündern. Die Straßen waren leer und keiner traute sich, das Haus zu verlassen. Wer nicht rechtzeitig in seine Behausung flüchtete, wurde von den Kosaken ausgeplündert. Man zog den Leuten die Kleider aus, nahm ihnen die gesamte Wertsache ab, selbst die Stiefel riß man den Passanten von den Füßen. Viele Geschäfte wurden erbrochen, die Waren auf die Straße geworfen und vernichtet. Der Kommandant unter-

ARBEITERKANMER FÜR
DOKUMENTATION

1919 12 01 20 00

negativ, P.M.P. 51.05.1919 P. 88

handelte indessen wegen der Kontribution. Als man ihm beteuerte, daß dieses Verlangen absolut unausführbar sei, erklärte er, er werde sich schon zu helfen wissen. Er wolle die Entscheidung dem Gouverneur überlassen.

Dienstag, den 1. Dezember, erschien der uns bereits aus der ersten Invasión bekannte Gouverneur Evrenow mit Dr. Gerowski. Der Gouverneur ernannte den Gemeinderat Dr. Hostuc zum Bürgermeister und führte die frühere Polizei wieder ein, die er auch mitbrachte. Die Kontribution, erklärte der Gouverneur, müsse geleistet werden. Dies sei die Strafe dafür, daß man angeblich die russische Fahne geschändet hätte, als die Russen beim ersten Male Czernowitz verlassen hatten. Für den Fall, als die Summe nicht aufgebracht werden sollte, würde das jüdische Nationalhaus mit Beschlagnahme belegt werden. Das ist auch geschehen. Gleichzeitig ließ Evrenow drei Bürger, und zwar den Möbelhändler Karp, den Naphthahändler Simon Welt und den Eisenhändler Krämer verhaften. Der Gouverneur erließ ferner eine Aufforderung an alle Geschäftsinhaber, die Geschäfte zu öffnen, sonst werde er sie gewaltsam öffnen und die Waren konfiszieren lassen. In den letzten Tagen ließ der Gouverneur den Adler vom Rathaus abheben und fortschaffen. Die Russen scheinen zu ahnen, daß sie in Czernowitz nicht lange bleiben werden, sie rauben und plündern, was ihnen in den Weg kommt und lassen andererseits, um den Schein zu wahren, Publikationen erscheinen, in denen sie das Plündern verbieten und die Bevölkerung zur Rückkehr in die Stadt auffordern. Die wenigen Leute, die zurückgeblieben sind, flüchten aber auch. Den ganzen Tag sieht man keinen Menschen auf der Straße; nur in den ersten Vormittagsstunden sieht man vereinzelte Gestalten, die die Befürchtung von notwendigen Einkäufen die Wohnung zu verlassen zwingt. Unter den Soldaten macht sich eine große Nervosität bemerkbar. Die Besatzung ist sehr klein und es scheint, daß auch die wenigen Soldaten, denen man in der Stadt begegnet, stets fluchtbereit sind.

Julius Weber.

Krieg und nationaler Charakter.

Ein Vortrag Tiszas.

Budapest, 22. Dezember. (Meldung des Ungarischen Telegraphen- & Korrespondenzbureaus.) Ministerpräsident Graf Tisza hielt heute nachmittag einen Vortrag über das Thema: „Die Wirkung des Krieges auf den nationalen Charakter“. Der große Saal des früheren Abgeordnetenhauses war mit einem überaus zahlreichen distinguierten Publikum dicht gefüllt. Tisza führte aus: Der Krieg, dieses schrecklichste Gewitter unseres menschlichen Lebens, war von jeher nicht nur mit dem vergossenen Blute der Soldaten, sondern mit den schrecklichsten Leiden der Kinder und Greise, Witwen und Waisen verbunden. Deshalb war es schon von Jugend an meine Überzeugung, daß der größte Verbrecher und Missetäter der ist, der die Menschheit unendlich den Leiden und Schlägen des Krieges aussetzt. Andererseits jedoch, wenn wir den Namen Nation verdienen wollen, dürfen wir uns einer Möglichkeit des Krieges nicht verschließen und müssen für den notwendigen Krieg jederzeit bereit sein. Ich weiß nicht, ob es ein Glück oder ein Unglück ist, aber jedenfalls ist es eine Quelle unseres großen Ruhmes, daß die Vorsehung uns, dieses Häuflein ungarische Nation, auf einen Punkt der Erde hinstellte, wo wir im Dienste der Verteidigung der größten Schätze der Menschheit stehen, wo wir der verheerenden Machbegier einen Damm legen und wo wir daher mit erhöhter Kriegsbereitschaft stehen müssen, wenn wir unsere nationale Individualität, unsere Unabhängigkeit verteidigen wollen. Der Standpunkt der ungarischen Nation konnte kein anderer sein, als jederzeit auf einen Krieg vorbereitet zu sein, ohne jedoch ihn zu provozieren. In den letzten Jahren stand die Monarchie wiederholt am Rande des Krieges. Es war wiederholt das höchste Maß der Friedensliebe, der Selbstbeherrschung und Kaltblütigkeit notwendig, um den Frieden den Völkern der Monarchie zu wahren, und jetzt, wo wir inmitten aller Schrecknisse eines Weltkrieges stehen, können wir mit ruhigem Gewissen und erhobenem Haupte sagen, daß diesen Krieg nicht wir provozierten, andererseits aber, daß wir in diesem von bösen Leidenschaften anderer uns aufgezwungenen Kriege bis zum schließlichen Siege kämpfen und ihn durchhalten werden. Daß dieser Krieg unausweichlich und notwendig war, steht nach den schrecklichen Ereignissen in Sarajevo uns allen klar vor Augen.

Neben den vielen Schrecknissen eines Krieges besteht dessen reinigende, erhebende, veredelnde Wirkung darin, daß jeder weiß: Nun heißt es, höheren Zielen mit der größten Aufopferung treu dienen. Der Krieg stellt jeden vor das Problem des Seins oder Nichtseins des Menschen, der Familie und der Nation. Heute gibt es kein Zerwürfnis, keine Uneinigkeit und in der Tiefe der menschlichen Seele wohnt heute nur das geläuterte, veredelte Gefühl. In den schrecklichen Tagen des Krieges wird es zur lebendigen Wahrheit, daß jedes Mitglied der Nation der Bruder des anderen ist, daß konfessionelle, Klassen- und nationale Unterschiede weggesetzt werden, als hätten solche in diesem Lande niemals bestanden. Die mächtigsten moralischen Kräfte, die bisher in der Seele des Einzelnen schlummerten, brechen mit elementarer Gewalt hervor und schwemmen alle hemmenden Symptome hinweg in dieser Stunde der großen Gefahren, der heißen Kämpfe und glorreichen Siege. Heute gibt es für uns alle nur einen Gesichtspunkt: Alles muß versucht und unternommen werden, was die Kampfkraft der Nation erhöht, sowohl auf wirtschaftlichem als auch auf kulturellem und moralischem Gebiet. Selbstvertrauen, Vertrauen

in die Kraft der Nation, Vertrauen in den endgiltigen Erfolg müssen gehegt und gepflegt werden. In unserem Kampfe stehen wir tiefsten Kräften gegenüber. Wir müssen auf schwere Erprobungen vorbereitet sein, doch immerwährend auf den schließlichen Erfolg vertrauen. Die Welt steht vor dem hohen Feste der Weihnachten, jedoch nur wenige ungarische Familien werden diese im ganz vertrauten Familienkreis feiern. Andererseits werden diese Weihnachten die Mitglieder der Nation einander näher bringen, denn jeder fühlt, daß wir alle kämpfen und vertrauen müssen, und wenn auch diese Weihnachten' erster denn je sein werden, mögen sie uns in jene Region der Vaterlandsiebe und des Gottvertrauens heben, wo das Pflichtbewußtsein keine Schranken kennt und wo nur ein einziges Gefühl alle bewegt: Vorwärtsschreiten mit der vollen Anspannung unserer gesamten Kräfte, mit unentwegter Ausdauer immer vorwärts bis zum schließlichen Siege.

Am Ende des Vortrages erhob sich das Auditorium von den Sitzen und bereitete dem Ministerpräsidenten langandauernde, begeisterte Ovationen.

Die Schlacht bei Simanowa.

Ein strategisches Meisterwerk. — Die Russen in Simanowa. — „Koloßaler Betrieb“. — Eine Keulenschlacht. — Eine Feldpostkarte. — Rabatdy-Fuzaren.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Georg Wittner.)

19. Dezember 1914.

(Eingelangt am 22. Dezember)

In einem großen Ringen, das sich von Ruffisch-Polen, wo Hindenburg steht, bis tief hinein in die Karpaten erstreckt, sind die Russen entscheidend geschlagen worden. Das ist kein Rückzug aus Vernunftgründen, keine strategische Umgruppierung, wie die Feldherren auf beiden Seiten sie während dieses Feldzuges wiederholt durchführen mußten. Hier ist eine Rielenarmee, nachdem haben und drüben wochenlang alle Feinheiten der Kriegsführung gespielt hatten, niedergemacht worden. Alle Pläne der russischen Heerführer haben Feldmarschall Erzherzog Friedrich und Conrad v. Hörsendorf genial überflügelt. Ein Meisterwerk ist gelungen, wie es in diesem nun fünf Monate währenden Kriege erst einmal bei Tannenbergl gelang.

Bei Simanowa war einer der Angelpunkte der großen Entscheidungsschlacht. Deshalb führte der Oberst das Pressequartier dorthin.

Der kleine Ort Simanowa trägt starke Spuren der Kriegsverwüstung. Viele Häuser sind zerstört; jene, die unversehrt blieben, meist verödet, die Türen geschlossen, die Einwohner vielfach geflohen. Stumm beschwörend hängen Martenbilder in den Fenstern. Kosaken haben hier eine Zeitlang gehaust. Die Offiziere quartierten sich beim Pfarrer ein und wollten sogar den Wein zahlen, den sie getrunken hätten. Der Pfarrer lehnte das Geid ab, worauf die Russen ein paar Rubel für die Zwecke des Kirchenbaues zurückließen.

Eines Tages wendete sich das Blatt. Vor der Ortschaft kam es zu einem Gefecht zwischen den Kosaken und polnischen Legionären. Die Russen wurden in die Ortschaft zurückgeworfen. Vier Legionäre reiten ihnen nach und werden von einer Sotnie Kosaken angefallen. Die Polen fliehen zuerst vor der großen Uebermacht, nehmen aber dann den Kampf auf. Drei von ihnen fallen. Einer von ihnen bittet sterbend, man möge den Geistlichen holen. Die Russen schlagen ihm diese letzte Bitte ab. Dem vierten Legionär gelingt es, zu entkommen. Die Kosaken spüren aber, daß ihres Bleibens nicht mehr lange sein wird, und beschließen offenbar, die Zeit auszunützen. Sie kehren alles von unterst zu oberst, plündern und stehlen, was ihnen unter die Hände kommt. Beim Nahen der österreichisch-ungarischen Truppen fliehen sie aus dem Orte und nun beginnt draußen fürchterlich, scheinbar nicht enden wollend, der Kampf zu toben. Für die Bewohner von Simanowa ist's eine schreckliche Zeit. Sie flüchten in die Keller ihrer Häuser und in die Kirche, die vom feindlichen Feuer so ziemlich verschont bleibt.

Heute bietet der Ort längst wieder das typische Bild, das im Rücken der Armee immer das gleiche bleibt. Ertranz und Fahrhüchen in allen Gassen. Draußen auf dem Bahnhof wimmelt es von unseren Soldaten. Darunter zwei deutsche Bandsturmänner und zwei Reservisten, die den Feldzug von allem Anfang an mitgemacht haben und nun durch irgendeine Bestimmung hieher verschlagen wurden. Alle vier in Friedenszeiten Arbeiter, aber Männer von auffallender Intelligenz und vergnügtester Laune. Selne Eindrücke von der großen Schlacht faßt einer kurz in die Worte zusammen, es sei ein „koloßaler Betrieb“ gewesen. Einer von den Bandsturmännern berichtet: „Gjal ham wa de Russen zusammenzuschossen“. Ein bißchen abseits, am Bahndamm sitzen russische Gefangene in dichten Mengen und essen. Rauern hochbefriedigt und strecken sich in der Sonne eines Winternorgens. Ein paar Kilometer

weit geht's dort hinaus, wo die Schlacht am schlimmsten getobt hat. Aus einem kleinen Haus kommt ein Bauer gelaufen, fragt, ob wir nicht vielleicht eine militärische Kommission sind, die sein Haus untersuchen könnte. Durchs Dach ist ihm eine russische Granate in die Stube gefahren, hat sich in den Boden eingewühlt und ist nicht explodiert. Nun traut der Bauer seinem eigenen Haus nicht mehr aus Angst, das russische Geschenk könnte jeden Augenblick losgehen. Der Weg geht immer bergauf, Schützengraben an Schützengraben und dazwischen und mitten drin die tiefen, von freptierenden Granaten aufgewühlten Erdtrichter. Es ist, als wäre die Erde selbst mitten in einem Krampf plötzlich erstarrt. Ruhig und feierlich erheben sich nur die schlichten Grabkreuze, aus zwei Brettern zusammengeagelt, darüber. Oben, auf der Höhe des Hügels, steht ein Meierhof. Honveds ruhen hier seit ein paar Tagen vom Kampf aus. In der Sonne haben die Burche die Blusen abgelegt und gehen in Hemdärmeln umher, als ob sie die vom Kampf erhitzten Leiber noch abkühlen müßten. Zwischen zwei Bäumen hängt eine Schaukel. Der Bauer mag sie früher einmal für seine Kinder dort angebunden haben. Einer von den Honveds setzt sich auf das Brett und beginnt sich durch die Luft zu schwingen. Die Stille und das freie, schwebende Atmen tut ihm nach allem, was er in den letzten Wochen erlebt hat, wohl. Er fängt auch zu pfeifen an, bald einen Walzer und dann ein ungarisches Lied, und so schaukelt und pfeift er, vielleicht eine halbe Stunde lang. Indessen ziehen unten in der Laumulde in langer Kette Bandsturmleute vorbei und suchen das Feld nach Toten ab, die etwa doch noch hinter einem Busch liegen geblieben sind, nach verstreuten Waffen und Uniformstücken. Denn erst vor fünf Tagen ist die Schlacht hier zu Ende gewesen, nachdem sie elf Tage lang gewütet hatte. Ab und zu knattert ein Gewehrscuß, als hätte die Schlacht noch nach. Es ist aber nur eine letzte Patrone, die im Gewehr eines Gefallenen stecken blieb und die jetzt abgefeuert wird.

Drüben auf einer anderen Höhe schimmerte das Weiß eines Birkenwäldchens. Der Weg dahin geht wieder an den verlassenem Schützengraben vorbei. Ab und zu hat man hier drinnen doch wenigstens einen Gansbraten gehabt. Die vielen Federn, die auf dem Grunde der Gräben verstreut sind, beweisen es. Dann kommt zwischen den Schützengraben ein Intervall morastigen Bodens. Und dann die russischen Stellungen.

Fünf Tage, die seit dem Ende der Schlacht verlossen sind, haben nicht genügt, ihre Schrecken zu tilgen. Zwölfhundert russische Leichen lagen hier zuhau. Der Feind hat in diesen Schützengraben fünfmal soviel Leute verloren wie wir. Tag und Nacht schaukeln nun die Bandsturmänner Massengräber und legen Reih' um Reih', Schicht um Schicht die Toten hinein, aber es will noch immer kein Ende nehmen.

Denn hier haben sie Mann gegen Mann gekämpft, und Fuzaren haben mit dem Kolben der Karabiner ein Werk getan, wie man es im modernen Kriege kaum mehr für möglich gehalten hätte. Alle diese Toten sind unter Kolbenhieben gefallen, unter Bajonettstichen oder durch die explosiv wirkenden Schüsse aus unmittelbarer Nähe. Auf allen diesen Mienen, soweit von den Gesichtern überhaupt noch etwas übriggeblieben ist, steht mehr Erstaunen als Schrecken. Viele steif gewordene Arme sind noch zur Abwehr ausgestreckt und so im Tode erstarrt. Diese gleiche hilf- und sinnlose Verteidigungsstellung sah ich vor Jahren an Leichen, die eine Grundlawine verschüttet hatte. Wie ein unaufhaltames, unabwendbares Natur-

ereignis, so haben sich unsere Soldaten hier auf den Feind gestürzt. Da liegt ein Russe, dessen Hinterkopf unter einem Kolbenhieb in kleine Bruchteile zersplittert ist. Eine blutige Masse quillt hervor. Anderen ist durch einen Hieb das Gesicht zermalmt worden. Gesichter, die durch Bajonettstiche zu Fraßen entstellt wurden. Weiber, die ein Schuß aus angelegter Gewehrmündung aufgerissen hat. Und ein russischer und ein österreichischer Leichnam, die einander noch eng umschlungen halten. Einer hat den andern während eines Ringkampfes erstochen und so schlugen sie beide tot hin. Unter den Landsturmmännern, die hier eine traurige Arbeit tun, tauchen auch Juden aus Bimanowa im Kattan und mit Schläfenlocken auf. Sie suchen Leichen ihrer Glaubensgenossen und bringen sie auf Weiterwagen hinunter zum jüdischen Friedhof. Rundum ist der Boden mit Briestüden und Papieren besät. Sie sichten den Toten aus den Taschen, als man nach irgendwelchen Urkunden oder Namensnachweisen suchte. Die Wirklichkeit ist ja immer noch krasser, als alle Erfindung es ausdenken vermöchte. Ein Russe hält noch eine Feldpostkarte in der matten Hand, deren Inhalt in dem seltsam getragenen, schwermütigen russischen Stil abgefaßt ist:

„Es grüßen Dich Dein Väterchen und Dein Mütterchen, & grüßen Dich Deine leblichen Brüder, Dein Weib und Deine Kinderchen. Du mögest lange leben auf dieser weißen Welt, und wir küssen Dich alle auf deinen zuckersüßen Mund“

Ein ungarischer Soldat hatte einen Brief in der Tasche, den er an seinen Vater absenden wollte. Bis zur Unterschrift „Korporal Janos Deutsch“ war er fertig geworden. Zur Absendung des Briefes war es nicht mehr gekommen.

Ein unheimliches, fast unbegreifliches Geschehnis hat dieses Feld des Grauens so bereitet. Die feindlichen Schützengräben waren bis auf hundert Schritte aneinander herangerückt. In der Nacht vom 10. auf den 11. Dezember versuchten die Russen einen Sturm auf die Schützengräben, in denen größtenteils österreichische Landsturmmänner lagen. Der Sturm wurde abgeschlagen und die Oesterreicher glaubten, nun werde für den Rest der Nacht Ruhe sein. Aber eine Stunde später griffen die Russen noch einmal an. Der Landsturm mußte hinter das Birkenwäldchen zurückgehen und hatte keine Möglichkeit, von den Ereignissen dieser Nacht eine Nachricht zu den anderen österreichischen Truppenteilen zu bringen.

Im Morgengrauen rückte nun das 9. Husarenregiment Graf Radasdy unter dem Kommando des Obersten Otmar M u h r, der erst während des Krieges das Regimentskommando übernommen hat, zur Verstärkung heran. Wie schon so oft in diesem Krieg wurde auch hier Kavallerie als Infanterie verwendet. Jemandem hatte jeder der Leute auf seinem Karabiner ein Bajonett adjustiert. Die Husaren wollen in unsere Schützengräben nachrücken und finden dort die Russen. Nun kommt es zu dieser fürchterlichen Reulenschlacht. Von 21 Offizieren der Husaren bleiben nur acht unverwundet. Aber die Husaren behalten den Schützengraben. Oben im Birkenwäldchen steht ein Holzkreuz und darauf ist zu lesen:

„Hier fiel bei Erstürmung dieser Höhe Oberst Muhr des 9. Husarenregiments.“

Am Abend des Tages, der so begonnen hatte, traten die Russen den allgemeinen Rückzug an.

Bittner Georg

Die Russen in Alt- und Neu-Sandec.

Die einundzwanzigtägige Russenherrschaft. — General Dragomirov. — Der bewachte Alkohol. — Galizisches Geschäftsleben während des Krieges.

(Von unserem Kriegsberichterstatter
Georg Bittner.)

— 19. Dezember 1914.
(Eingelangt am 22. Dezember.)

Seit einer Woche sind Neu-Sandec und Alt-Sandec wieder in den Händen der österreichisch-ungarischen Truppen. Bevor unsere Armee die große Hochade vornahm, in deren Gefolge die Russen erst einen Teil Westgaliziens einnehmen konnten, die aber nun mit dem großen Sieg der Verbündeten geendet hat, bin ich oft in Neu-Sandec drüben gewesen. Alle diese galizischen Kleinstädte haben ein gemeinsames Merkmal Ihnen mangelt jede Spur von Fröhlichkeit. Es ist nichts in ihnen, was das Leben der Menschen hübsch und angenehm machen könnte. Unsere Offiziere hatten helleres Leben in dieses Einlagsgrau gebracht: Humor in die Kaffeehäuser und „Cukernias“. Am Abend gingen freiwillige Automobilisten in der Straße, die zum Ringplatz führt, spazieren, herrlich uniformiert, wie moderne Märchenprinzen, in der Buchhandlung bekam man ein paar ganz gute deutsche Bücher, und sogar ein Selcherladen war da, voll der herrlichsten, im Kriege seltensten Genüsse. Beim Kaufmann nebenan wurde sogar Schweizer Milchschokolade verkauft, die Tafel um fünf Kronen. Mit einem Wort, Neu-Sandec begann sich zur Weltstadt zu entwickeln. Dann kamen die Russen. Nun war es interessant, das Städtchen nach dieser einundzwanzigtägigen Feindesinvasion wiederzusehen.

Von der einheimischen Bevölkerung ist in den Straßen nicht viel zu sehen. (Nicht mit Unrecht findet sie gegenwärtig, daß es in Wien und in Graz schöner ist.) Die Straßen sind ziemlich vernachlässigt. Man merkt, daß hier wochenlang nicht gefehrt wurde; und das fällt auf. Denn Westgalizien wenigstens hält es mit der Sauberkeit ungleich besser, als sein Ruf ausgeben will. Mehr noch als vor der kurzen Russenepoche dominiert das Militärische im Straßenbild. Offiziere der Armee und der polnischen Legion füllen die Straßen und das einzige vorhandene Kaffeehaus. Hier spielt sogar eine kleine Musikkapelle, was es früher nie gab, aber mit den österreichischen Truppen zieht überall erhöhte gute Laune wieder ein. Es ist hier das gleiche Aufatmen wie seinerzeit in Przemyśl nach dem Ende der ersten Belagerung.

Dabei kann man den Russen nicht einmal nachsagen, daß sie sich besonders schlecht betragen hätten. Die Brücke, die über den Dunajec in die Stadt führt, wollten sie sprengen. Aber es ist seit dem Beginn des Krieges bekannt, daß sie im Sprengen recht unbeholfen sind. Dreimal begannen sie ihre Sprengungsversuche von neuem, verloren dabei acht Mann, und die Brücke war dann noch immer nicht völlig zerstört. In der Stadt führte General Dragomirov, der bei Vimanowa gefallen ist, unter seinen Leuten strenges Regiment. Dieselben Russen, die sich in Ungarn tierisch benommen haben, waren in Galiziens Städten recht gestittet. Der Grund dieser Verschiedenheit ist offenkundig. Sie wußten, daß ihres Bleibens in Ungarn nicht lange sein werde. Galizien hofften sie für immerwährende Reiten erobert zu haben. So stand auch in einer Proklamation

die der General an die Bevölkerung erließ und in der er sich auch etwas nebulös über die Wiedervereinigung aller polnischen Länder unter dem Zepher des Zaren äußerte. Sogar bei den Juden suchte sich der General beliebt zu machen. Er ließ sich ihre Ältesten holen und versicherte sie seines besonderen Wohlwollens. Trotzdem aber und trotzdem der General sogar die Stadtverwaltung im Amte beließ, wurden die österreichisch-ungarischen Truppen bei ihrer Wiederkehr mit so ungeheurem Jubel begrüßt, daß der Armeekommandant G. d. J. v. Borowicz an die Stadt ein besonderes Dankstelegramm richtete.

General Dragomirov, der seine Truppen kannte, ließ vor allem sämtliche in der Stadt vorhandenen Alkoholika in einen Keller bringen und stellte einen Posten davor. Die Truppen hatten den Auftrag, alles, was sie benötigten, zu bezahlen. Ein Soldat, der erwischte wurde, wie er ein Bündel Hen stahl, mußte es mit fünf und zwanzig Knutenhieben büßen. Der Stab des Generals hatte sich im Hotel Imperial (eine Benennung, mit der man übrigens keinerlei Vorstellungen von irgendwelchem Komfort verbindet) einquartiert. Die Offiziere zahlten pünktlich. Nur leider — als sie wieder weiterziehen mußten, verschwand mit ihnen auch die Bettwäsche. . . . Bei allen Einkäufen bewerteten die Russen den Rubel mit 3 Kronen 33 Hellern. Der Schaden wäre für die Kaufleute beträchtlich gewesen. Aber man braucht um die Galizianer in geschäftlichen Angelegenheiten nicht besorgt zu sein. Sie verlangten einfach einen Rubel für jede Ware, die in normalen Zeiten eine Krone gekostet hätte. So machten jene, die nicht geflohen waren, mit den Russen ganz gute Geschäfte. Ein Wollwarenhändler zum Beispiel erzählt, daß die Russen ihm einen Reingewinn von 2400 Kronen hinterließen. Wenn man noch hinzurechnet, daß die Stadt schon Monate vorher, durch die starke Konzentration unserer Truppen, einen geschäftlichen Umsatz hatte, wie nie vorher, so ergibt sich daraus, daß der Krieg durchaus nicht überall als Bürger und Schadenbringer auftritt. Selbst Kaufleute, die Wertgegenstände verwahrten, blieben von den Russen unbehelligt. Einem Uhrmacher hatte der Abgeordnete Reutenfels, der seit Beginn des Krieges im Pressequartier eingestellt ist, seine Taschenuhr vor Monaten zur Reparatur übergeben. Er erhielt sie jetzt richtig gehend wieder.

Allerdings erstreckte sich die Honorigkeit der Russen nur bis zu den Stadtgrenzen. In der Umgebung ließen sie ihre wahre Natur schrankenlos walten, nahmen den Bauern das Vieh weg und verübten allerhand Schandtaten.

Ärger als Neu-Sandec wurde das neun Kilometer entfernte, kleinere Alt-Sandec vom Kriege mitgenommen. Es wurde von Artillerie beschossen und die Granaten haben überall ihre wüsten Spuren hinterlassen. Die Holzbrücke, die in den Ort hineinführt, wurde von unseren Truppen, bevor sie sich zurückzogen, abgebrochen. Eine Notbrücke geht jetzt über den Fluß.

Bittler (Gep)

Die Russen in Alt- und Neu-Sandec

Die russische Besatzung in Sandec — General Grewer — Der russische Militär — Die russische Besatzung in Sandec

(Wien, 23. Dezember 1914)

Die russische Besatzung in Sandec hat sich in den letzten Tagen sehr stark ausgedehnt. Die Russen haben die Stadt Sandec vollständig besetzt und die Bevölkerung unter ihre Kontrolle gebracht.

Der Ort ist verödet. Kloster und Schule sind arg zerstört. Die Russen dürften dort die Stellung unserer Maschinengewehre vermutet haben. Während sie aber das Schulgebäude in Trümmer schossen, feuerte ein junger Oberleutnant, „Maschinil“ eines öster-reichischen Landwehrbataillonsregiments, aus dem weiter unten ge-legenen Bahnhofsgebäude unverdrossen weiter. Auch in den Saal des Wirtshauses, der ein paar Wochen lang die Menagé des Kriegspressequartiers beherbergte, flogen die Granaten und legten die Fenstermauer nieder. Aber Kosal, der Leibhund unse-res Feldpostamtes, der dort in Obhut zurückgelassen worden war, sprang seinem Herrn freudig und gesund wieder entgegen. Beim Weinhändler auf dem Ringplatz hatten die russischen Offiziere zugemauert. Die Russen spürten es trotzdem auf und ließen alle Hä-ser austaufen. Denn es gibt noch Wiedervergeltung auf Erden. Die Tochter des Weinhändlers hatte einem unserer Kollegen am Abend vor der Abreise für eine Flasche Tokayer sechzig Kronen gerechnet.

Die Russen haben die Stadt Sandec vollständig besetzt und die Bevölkerung unter ihre Kontrolle gebracht. Die Russen haben die Stadt Sandec vollständig besetzt und die Bevölkerung unter ihre Kontrolle gebracht. Die Russen haben die Stadt Sandec vollständig besetzt und die Bevölkerung unter ihre Kontrolle gebracht.

Die Russen haben die Stadt Sandec vollständig besetzt und die Bevölkerung unter ihre Kontrolle gebracht. Die Russen haben die Stadt Sandec vollständig besetzt und die Bevölkerung unter ihre Kontrolle gebracht. Die Russen haben die Stadt Sandec vollständig besetzt und die Bevölkerung unter ihre Kontrolle gebracht.

Die Russen haben die Stadt Sandec vollständig besetzt und die Bevölkerung unter ihre Kontrolle gebracht. Die Russen haben die Stadt Sandec vollständig besetzt und die Bevölkerung unter ihre Kontrolle gebracht. Die Russen haben die Stadt Sandec vollständig besetzt und die Bevölkerung unter ihre Kontrolle gebracht.

Augenblicksbilder vom Kriegsschauplatz.

Frau Irma v. Höfer, die Gattin des Stellvertreters des Chefs des Generalstabes, des Feldmarschallleutnants v. Höfer eine bekannte Schriftstellerin und hochbegabte Romancière veröffentlicht im „Reiter Lloyd“ Augenblicksbilder vom Kriegsschauplatz, denen wir die folgenden Partien entnehmen:

Der Mehlschmarren.

Seit Tagen schon im Schützengraben. Schlamm, Morast bis über die Knöchel; darüber ein grauer Winterhimmel, aus dem wässerige Flocken niederrieseln. Es wird wenig gesprochen. Wozu auch? Nur das Knattern der Gewehre, der dünne Pulverdampf zerteilen die feuchte Schneeluft. An der fernen Waldkante hocken Raben auf den entlaubten Bäumen. Häßliche, nachtschwarze Vögel... Der Unterjäger Seppel läßt das Gewehr sinken und schleicht langsam in den Laufgraben zurück, der zu den Reserven führt. Ein Schleier liegt über seinem Denken; er starrt vor sich hin und weiß nicht recht, was er will. Flüchtig schießt ihm die Erinnerung an einen halbverhungerten Hund durch den Kopf, den er gestern, vorgestern irgendwo gesehen. Der lief auch vorwärts, immerzu, getrieben von nagender Unrast. So wie er jetzt... Stumpfsinnig kriecht der Seppel im Graben weiter. Und da erblickt er plötzlich etwas, das ihm so unerwartet erscheint, daß er mit offenem Mund stehen bleibt. Ein Soldat hockt in einer Erdhöhle, hat ein Feuerchen entzündet und rührt mit einem Holzstab in einem dampfenden Topf. Der Peter ist's, der Peter von der Bärenalm. „Höh, was hast denn da?“ Seppels Stimme hebt. Der Peter verzieht zwar das Maul, winkt aber doch gnädig dem Kameraden. In Gottes Namen, er soll halt mitessen... Verzückt starrt der Seppel auf den qualmenden Brei. Schmarren, fetter, glänzender Mehlschmarren, und in zwei, in drei Minuten ist er gar! Das Wasser läuft dem Seppel schon im Mund zusammen...

Born in der Schwarmlinie nimmt unterdessen das Gewehrfeuer zu: bebende Erregung scheint im Pulverdampf aus dem Schützengraben aufzusteigen, und die Raben an der Waldkante reden erwartungsvoll die Hälse. Sturmangriff — die nächste Viertelstunde schon kann das Signal bringen. Die beiden Jäger aber merken nichts davon. Weltentrückt blicken sie voll Andacht auf den Schmarren. Der Seppel schnalzt mit der Zunge und will eben nach einem fetten Brocken in den Topf langen, als ein höllisches Säusen ihn anschauen läßt. Eine Granate wühlt sich mit großem Getöse in das Feld: das Erdreich der Brustwehr wankt und bricht zusammen. Auch den Seppel hat der Luftdruck niedergeworfen. Und als er sich über und über mit Lehm bedeckt aufrafft, sieht er statt des dampfenden Topfes einen flebrigen Erdbäufen vor sich. Der Schmarren, — die verfluchten Russen haben ihm den Schmarren zererschossen!... Fladernden Born in den Augen, faßt er an sein Gewehr und rennt wuschraubend auf der Stelle zu seiner Abteilung vor. Er kommt just zur rechten Zeit. Wie ein Rasender eilt er im Sturmangriff allen voran. Brüllend springt er einem feindlichen Offizier an die Kehle und stößt ihm das Bajonett tief in den Leib; — alle schmettert er nieder, die ihm in die Nähe kommen. Und als die Seinen in dem wilden Ringen plötzlich zu weichen scheinen, schreit er gellend: „Vorwärts! Haut's es nieder! Daß's nüt aus...!“ Unwiderstehlich reißt sein Sturmruf die Kameraden mit sich fort. Das Gewehr in der Hand, drischt der Seppel mit dem Kolben drein. Knochen splittern, Blut spritzt auf. Sie — Sie...

Schnaufend läßt der Seppel endlich die Waffe sinken; seine Haare hängen wild herab. Auch der Leutnant ist etwas atemlos und ruft ihm freudig ein paar lobende Worte zu... Um wenig später sieht der Seppel aber doch wieder trübselig da. Merger denn je bohrt der Hunger in seinen Eingeweiden, und er denkt mit Schmerzen an den verschütteten, begrabenen, herrlichen Mehlschmarren. Duster starrt er vor sich hin. Die verdammten Russen!... Aber er hat's ihnen gut heimgezahlt...

U n d e r D r i n a

Der Infanterist Kernhuber steht in stockfinsterner Nacht knapp an der Drina Posten, ganz allein auf einer schilfigen Halbinsel; dem Kameraden hat am Hermarsch eine verirrte Kugel die Hand durchbohrt. Kernhuber hält das Gewehr geschultert und wartet auf den Ersatzmann, der immer noch nicht kommen will. Es ist so finster, als hätte jemand einen Sack über seinen Kopf gestülpt. Er senkt. Wachtpostendienst ist ihm seit je das ecklichste, das es gibt. In pechschwarzer Nacht stundenlang auf etwas Ungewisses warten, — nein, so was geht ihm gegen den Strich. Besonders hier, knapp am Wasser, vor dem er seit je, zumal bei Nacht, ein unbestimmtes Grauen hat... Er steht also und starrt in die Finsternis. Wenn wenigstens ein paar Serben sich am Ufer anschleichen wollten! Da dürfte er sie stellen und niederknallen. Heißa, — das wäre doch etwas! Aber es bleibt alles still... Das heißt, still ist es eigentlich nicht. Es raunt und plätschert so seltsam in den Wellen, just als ob jemand leise flüstern würde. „Wer da?“ Gellend ruft es Kernhuber den Weiden zu, die sich schwer über die Drina neigen. Aber niemand antwortet und die Wellen kichern. Ja, — sie kichern höhnisch. „Verfluchtes Wasser,“ murmelt der Kernhuber und fährt plötzlich zusammen. Seine Augen bohren sich in die Finsternis. Etwas bewegt sich in der leise murmelnden Flut. Es plätschert, kommt näher... und hält zwischen den überhängenden Weiden in der Bucht. Nein — er hat sich nicht getäuscht, trotzdem es nun wieder totenstill ist.

Schukbereit umklammern sein Finger das Gewehr. Aber er darf nicht losdrücken, darf sich nicht voreilig verraten... Und da — ein awettes Etwas, das gurgelnd in der Finsternis ankommt.

Die Zweige der Weiden rauschen, ein dumpfer Schlag, es plätschert und ist wieder still... Der Infanterist steht vorgebeugt und wie ein Blitz durchfährt es ihn: „Kernhuber, Mordseuf! Der Feind — Serben sind es, die einzeln herschwimmen und möglichst lautlos landen wollen!...“ Wildes Frohlocken strafft sein Gesicht. „Halt! Wer da?“ Er brüllt es dem finsternen Wasser entgegen. Niemand antwortet. Nun aber weiß Kernhuber Bescheid. Legt das Gewehr an und schießt. Der scharfe Knall erstirbt im Schweigen, und eben gurgelt es erneut. Ein Rauschen in den Weiden, ein dumpfer Schlag, der achte — der neunte schon... Kernhuber schleicht näher, biegt die Zweige auseinander, und von plötzlicher Wut erfaßt, sendet er Schuß auf Schuß in die pechschwarze Tiefe, deren Grund er nicht erblicken kann. Aber kein Schmerzensschrei antwortet, kein Feind springt vor. Nur ein dumpfes, ersticktes Lachen glaubt er zu vernehmen, ein seltsames Schluchzen. Und da erfaßt ihn jäh die Angst. Er weicht zurück und taumelnd durchfährt ihn die zitternde Begierde, auf und davon zu laufen. Fort von diesem Ort, fort aus der Nähe dieses verfluchten Wassers... Er krampft die Nägel ins Fleisch, aber er bleibt. Bleibt auf seinem

Augenblicke vom Steige- schindel.

Wenn man die Steige-
schindel betritt, so
fühlt man sich als ob
man auf einem
schmalen
Balken
steht.

Posten. Nur die Füße gehorchen ihm nicht mehr. Un-
gelehnt an einen Baum steht er und lauscht zähneklappernd
den geheimnisvollen, sich immer wieder erneuenden Vor-
gängen unter den Weiden. Bartet, gerüttelt von Fieber-
schauern, auf den Augenblick, da das Furchtbare, das
Unbegreifliche, das keine Kugel verjagen konnte, aus der
Finsternis hervortreten wird.

So steht er die ganze lange Nacht. Bis endlich die
Dunkelheit lachte in grauer Dämmerung zerrinnt. Kern-
huber blinzelt zu der Morgenröte hinüber, deren Wider-
schein sahl über die Drina glänzt. Das Grauen dieser
Stunden liegt so bleiern in seinen Gliedern, daß er kaum
die Beine zu heben vermag. Und als er sich endlich ermannt und
das Gewehr in der Hand leise näher ans Ufer schleicht, um zu
sehen, was sich da unter den überhängenden Weiden denn
immer wieder geregt, was, um Himmelswillen, ihn denn halb
verrückt vor Angst gemacht, prallt er verdutzt zurück. Zwanzig,
dreißig sahle, gedunsene Beischengesichter starren im Morgengrauen
ihm entgegen. Steife Beine, gekrümmte Arme recken sich aus
dem seichten Wasser der Bucht empor. Erschossene serbische
Komitatshis, die von der Rückströmung einzeln am Ufer an-
geschwemmt worden waren... Und da Kernhuber die stumme
Gesellschaft vor sich sieht, hebt er plötzlich beide Arme zum Himmel
und lacht laut und gröhend. Es ist zu spassig! Die lebendigen
Serben hat er nie gefürchtet und hielten sie auch hundert Granaten
in der Hand bereit; vor den mausetoten aber wäre er, von
Gespensterfurcht verblindet, beinahe davongelaujen... Er grinst
mit breitem Mund. Dann spitzt er die Lippen und spuckt in
großem Bogen verächtlich auf die erschossenen Komitatshis hinab.

Die Niederlage der Russen.

Der Erfolg der österreichisch-ungarischen und der deutschen Armeen.

(Von unserem Kriegsberichterstatter
Georg Bittner.)

Um den großen Erfolg, den die vereinten österreichisch-ungarischen und deutschen Armeen nun auf einer ungefähr vierhundert Kilometer langen Front errungen haben, wird seit Wochen gekämpft, seit jener Umgruppierung der verbündeten Armeen, die sich für die Öffentlichkeit am sinnfälligsten in der Zurückziehung unserer Truppen aus einem großen Teil Galiziens und insfolgedessen in der neuerlichen Einschließung von Przemyśl kundgab.

Damals hatten sich die Russen entschlossen, mit ihrer Hauptkraft gegen Schlesien zu stoßen. Sie gerieten dadurch in einen Sack, den Hindenburg von Norden her schloß. Ein Vormarsch gegen Krakau sollte nun die Russen aus der Falle retten. Aber auch dieses Manöver mißlang ihnen, denn das österreichisch-ungarische Oberkommando entschloß sich nun zu einer weit ausholenden Operation unter Benutzung der Eisenbahn in die Flanke dieser gegen Krakau vorgehenden Russen, bis zu deren Gelingen sich der rechte Flügel unbedingt gegen die Russen behaupten mußte.

Die Bereitstellung der Truppen zu diesem von Süden her ansehenden Stoß in die Flanke der von Osten anrückenden Russen war am 1. Dezember vollendet. Unsere Truppen waren auf der Linie von Sargbush bis Tymbart bereitgestellt.

Am 2. Dezember beginnt die Vorrückung der Kavallerie. Diese stößt auf russische Aufklärungskavallerie. Es kommt zu einem Gefecht beider abgelesenen Kavallerietruppen. Im Verlaufe dieses Gefechtes kommen unsere Korps in die Linie Dobra—Skrzydla—Wycnowa.

Am 3. Dezember wird die Front nach Norden angenommen. Die Kavallerie teilt sich. Eine Gruppe geht aufklärend in der Richtung nach Bochnia vor. Die andere Gruppe geht zur Sicherung des rechten Flügels in die Richtung Neu-Sandec, dies auch zu dem Zwecke, um die Verbindung mit den Karpathenstreitkräften zu sichern. Die Russen haben um diese Zeit noch keine Ahnung von dem Schicksal, das ihnen droht, und gehen unentwegt auf Krakau los.

Am 4. Dezember beginnt der Vormarsch nach Norden, wobei es nordwestlich Reibrod zu einem für uns siegreichen Gefecht mit abgeschlossenen russischen Reiterei kommt. Am selben Tage gelingt es dem Zentrum unserer vorrückenden Truppen, bis in die Gegend südlich von Sapanow zu kommen, während die nach Osten vorgeschobene Gruppe, die von Nowy targ kommt, Alt-Sandec ohne viel Widerstand besetzt.

5. Dezember: Der Flankenangriff macht ausgezeichnete Fortschritte. Es werden 2200 Gefangene gemacht, die Straße von Sapanow wird genommen. Zugleich aber stellt unsere nach Osten vorgeschobene kleine Flankendeckungsgruppe fest, daß in Neusandec größere russische Kräfte stehen, und Alt-Sandec muß wieder geräumt werden. Die Russen haben nämlich inzwischen auf der Straße Grybow—Neusandec aus den Karpathen weitere Kräfte herangezogen und suchen nun ihrerseits wieder unsere Flankierungsgruppe zu flankieren. Es ereignet sich nun der Fall, daß die nach Westen in unsere Flanke vorstoßenden Gruppen der Russen von uns und diese unsere Truppen wieder von den Russen flankiert werden.

Am 6. Dezember beginnt der schwere Kampf gegen die schon verstärkten Russen, die sich von Krakau bereits zurückgezogen und um Bochnia konzentriert haben. Während dieses Ringens trifft die Meldung ein, daß unsere gegen Neusandec vorgeschobene Truppe vor dem übermächtigen Gegner zurückgehen müsse. Am selben Tage wird der Auftrag gegeben, daß eine Gruppe Landsturm zwei Höhenriegel östlich von Vimanowa zu besetzen und dort für den Fall eines Angriffes von Neusandec her Deckungen zu errichten habe.

Am 7. Dezember kommt bereits der volle Erfolg unseres gegen die Straße von Bochnia gerichteten Vorstoßes zur Geltung. Unsere nach Norden gerichtete Front steht auf der Linie Grabie—Kziaznice—Sapanow—Reibrod. Dagegen macht sich auf dem rechten Flügel das Eingreifen russischer Kavallerie von Neusandec her geltend und zwingt unsere Flankendeckung, teils in die Stellungen von Vimanowa, teils auf Vimanowa zurückzugehen.

Zwei starke russische Kavalleriekolonnen brechen am 8. Dezember aus Neusandec vor. Die eine geht gegen Vimanowa, die andere ins Bozonicer Tal. Im Bozonicer Tal stellt sich den Russen Kavallerie entgegen. Die Vimanowagruppe besteht aus Landsturm und Kavallerie.

Am 9. tobt der harte Kampf um die Höhen von Vimanowa, aber schon sind Honvedreserven eingetroffen, die mit großem Erfolg eingreifen. Am selben Tage werden auch, da es gilt, den Feind gegen Bochnia zurückzuwerfen, die Höhen von Kobilka, südlich Reibrod von unseren Truppen erflürmt. An diesem Tage macht sich auch die Einwirkung der aus den Karpathengegenden vordringenden Teile unserer Armeen bei Rhythro im Popradiale fühlbar. Kavallerie kämpft dort unentschieden mit feindlicher Infanterie und Artillerie.

Am 10. Dezember entwickeln sich furchtbar schwere Kämpfe an der Front von Grabie bis Vimanowa und unsere Truppen müssen die Höhen von Reibrod wieder räumen. Am Nachmittag wird ein heftiger Angriff der Russen auf Vimanowa abgewiesen. Indessen greift unsere Karpathenarmee bei Grybow und Nowajoba ein. Wieder einmal ist ein Flankenstoß gelungen. Wie Zahnräder greifen nun die einander flankierenden Armeen ineinander. Ihren Höhepunkt erreicht die Schlacht am 11. Dezember. Die Russen machen einen letzten, verzweifelten Versuch. Sie wollen längs der Straße Bochnia gegen Krakau durchbrechen. Dieser Angriff bricht im Feuer unserer Artillerie zusammen. Am selben Tage kämpfen die Deutschen schwer im Bozonicer Tal. FMLA. Arz umklammert mit den Reserven am Südflügel die Höhe von Zalesie. Die Dunajec-Gruppe, polnische Legionäre und von der anderen Seite Kavallerie der Karpathenarmee kommen im Kampfe mit Kosaken bis an Alt-Sandec heran.

Tags darauf versuchen die Russen nördlich Bozonica noch einen heftigen Angriff, treten dagegen in der Gegend von Vimanowa bereits den Rückzug an. Am Nachmittag nehmen unsere Truppen Neu-Sandec, Gorlice und Bie. Die Russen werden auf der ganzen Front verfolgt.

Die Kriegslehre und der wirkliche Krieg.

Von Karl Leuthner.

„Der Krieg, den wir zu führen haben werden, steht vor uns fast wie eine unerklärliche, rätselhafte Sphinx.“ So schrieb zwei Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges General v. Bernhardt in seinem Buche „Vom heutigen Kriege“. Und in der Tat hat der gegenwärtige Krieg in den fünf Monaten seiner Dauer Beträchtliches von dem umgeworfen, was Theorie und Lehre in vorschauender Geistesarbeit als sein Wesen und seine Art zu erfassen gesucht hatten. Gleich die Eröffnung des Krieges lief schnurstracks den vorherrschenden Schulmeinungen zuwider. Wenige Monate vor dem Kriege hatten die deutschen Generale Bernhardt und Falkenhäuser einen Streit darüber geführt, ob die „Truppen zweiter Linie“, das heißt Reserve- und Landwehrformationen, in die erste Kampfreihe der Aufmarschschlachten gebracht werden könnten.

Jean Jaurès hat die Genugtuung nicht mehr erlebt, seine Auffassung von der Notwendigkeit des vollen Volksaufgebotes so glänzend bestätigt zu sehen. Mit leidenschaftlicher Feuer bekämpfte er Guilbert und die übrigen französischen Militärgelahrten, die Frankreichs Wehr verstümmeln wollten, weil sie nur der Kasernenarmee vertrauten und die kriegstüchtigsten Jahre von der Verteidigung des Vaterlandes ausschloßen. Er meinte die Dreißigerjahre. Die französische Regierung will nun aber, wie es heißt, bis zu zwei- und fünfzig hinaufsteigen, was allerdings der pure Unsinn ist. Indes scheint es fast, als ob zu Beginn des Krieges Frankreich zunächst wenig mehr als „die mobile Armee“ und die nächsten Reservejahrgänge gegen den Feind geworfen hätte. Das würde die lange Kette der Niederlagen des ersten Monats und die Unfähigkeit, rechtzeitig in Belgien einzugreifen, genugsam erklären. Doch wie wenig hatte selbst Jaurès seinen Blick für die Größenverhältnisse des modernen Krieges eingestellt. Als Höchstspannung der französischen Leistungen erschienen ihm 2.000.000 Mann, die Stärke der deutschen Einfallarmee schätzt er mit Berufung auf Angaben des französischen Generalstabes mit 900.000 Mann ein. Diesen traut er die eiserne „brutale“ Offensive zu, gegen die er Frankreich durch das Massenaufgebot der Miliz waffnen will. Auch er, der so vieles besser voraussah als die französischen Militärschriftsteller, meint, Deutschland werde im ersten Anlauf seine Reserven nicht nach Frankreich werfen können. Es könne sich für solche Unternehmungen bloß auf seine Kasernenarmee verlassen. „Ich erlaube mir zu behaupten, daß das militärische und absolutistische Deutschland ein derartiges Spiel nicht wagen würde; oder aber es würde dabei einen jener schweren Schläge erleiden, wie sie für Regierungen, die auf der Gewalt allein beruhen, das Vorbild von Revolutionen sind.“ Gibt es einen schlagenderen Beweis dafür, daß in Frankreich niemand von Deutschland, seiner Verfassung und seinem Volk eine halbwegs zutreffende Vorstellung hatte, als diesen Satz? Schon die Vorstellung eines reinen Ueberfalles und Eroberungskrieges, von dem Jaurès ausgeht, ist unausdenkbar. Die wirre Verflochtenheit der Gegensätze in Europa hat vielmehr bewirkt, daß sich jedes Volk für angegriffen und be-

Doch selbst dort, wo die Theorie mit der Notwendigkeit der Reserve- und Landwehrformationen und ihrer Verwendung in den ersten großen Kämpfen rechnete, sprach sie durchaus deren Minderwertigkeit als einen feststehenden Grundsatz aus. Bernhardt fragt, ob der taktische Minderwert der Truppen zweiter und dritter Linie nicht von einem gewissen Punkte ab die Vorteile der großen Zahl aufwiegen werde. Meyer: „Der Krieg im Zeitalter des Verkehrs und der Technik“ führt 1909 aus, weil man die Wucht der Zahl nicht entbehren könne, müsse man sie und da auch „minder routinierte“ Truppenteile verwenden, so bei Befehung eroberter Gebiete, so bei der Verfolgung; sie könnten durch Anlehnung an tüchtige Truppenteile Halt gewinnen. Ohne Ueberzahl lasse sich keine Umklammerung des Gegners denken. „Neue Massen brauchen vielleicht gar nicht scharf zu fechten, um die Auflösung des Gegners zu erreichen. Es sind aber eben Massen. Der letzte Landwehrmann muß heran.“ Also selbst ein Anhänger der Massenverwendung der Reserven und Landwehr steckte so tief im blinden Glauben an die Berufarmee, daß er den älteren, dem Drill entwöhnten Kriegern wirklichen Gefechtswert nicht zutraute. Die weitpreussischen Landwehrmänner bei Tannenberg, die schlesischen in Polen, der österreichische und der ungarische Landsturm in den Karpathen haben schon in den ersten Monaten des Krieges den schlagenden Gegenbeweis erbracht.

Und nun die Theorie der Aufmarschschlachten selbst. In Frankreich wie in Deutschland und Oesterreich-Ungarn lautete fast übereinstimmend die Lehre, die Aufmarschschlachten würden im wesentlichen den Krieg entscheiden, namentlich — so meint wenigstens Bernhardt — wenn ein Staat wie etwa Frankreich gleich zu Beginn fast seine ganze Streitmacht in Marsch gesetzt hätte. General Langlois, der angesehenste Artilleriefachmann Frankreichs, schrieb geradezu: Der Ausgang des Krieges werde zweifellos von dem Ergebnis der ersten Zusammenstöße, von dem Erfolg der ersten Schlachten abhängig sein. Und diese Anschauung findet sogar ihren amtlichen Ausdruck in der knapp vor dem Kriege herausgegebenen „Condite du grandes naités“ (der Anleitung für die höhere Truppenführung). Da heißt es: „In jedem Falle sind die ersten Gefechte im Hinblick auf den schwerwiegenden Einfluß, den sie auf die späteren Ereignisse ausüben können, von großer Bedeutung.“ Und daß dies für Frankreich besonders gelte, wurde aus der Eigenart der französischen Volksseele abgeleitet: „Bei unjermem leicht erregbaren, durch die Presse und die Erinnerungen an die Vergangenheit beunruhigten Geist“, schreibt Guilbert, „würde die geringste Unordnung beim Beginn, die geringste Verrechnung, um nicht zu sagen die geringste Schluppe, große Dimensionen annehmen.“ Nun, nicht eine Schluppe, sondern eine Reihenfolge einander jagender harter Niederlagen hat das französische Heer im Monat August erlitten, bis Paris wurde es zurückgedrängt. Die Geschichte kennt keine glänzendere Kriegsöffnung, als die ist, die das deutsche Heer in unwiderstehlichem Drange nach vorwärts durch Belgien und bis an die Aisne führte. Doch diese schimmernde Kette der Aufmarschsieg hat das Schicksal des Krieges keineswegs endgültig gebunden, die französische Widerstandskraft erkannte sich vor den Toren der Hauptstadt. Das erregbare Paris, seine hohllärmende Presse, seine leicht

entzündlichen und leicht wieder ermattenden Vorstädte haben eben aufgehört, Frankreich zu sein, seit dieses in der Schule der allgemeinen Wehrpflicht gelernt hat, die deutsche Machtorganisation des Krieges nachzuahmen. Die Hoffnungen und Befürchtungen der Pariser Kaffeehäuser berühren die Schützengräben nicht.

Raum in einer anderen Frage zeigen die Exerzierreglements und die Lehrbücher der führenden Militärstaaten eine völlige Uebereinstimmung als in der Ueberzeugung, daß der künftige europäische Krieg kein Stellungskrieg sein werde wie der mandchurische, und sie werden daher nicht müde, vor dem übermäßigen Gebrauch des Spatens zu warnen. Ausschließlich auf den hemmungslos vorwärts flutenden Angriff ist das französische Reglement zugespielt. Nur das russische verrät die Nachwirkung des mandchurischen Krieges in der Bestimmung, daß die Schützen bei Vorgehen im wirksamen Feuer sich stets einzugraben hätten, wobei Sandsäcke und ähnliches als erster Schutz dienen würden. Wie die Reglements, so die Erläuterungen. Ob man die gemeinverständlichen Darstellungen eines Hein, Tiersch, Meyer oder das berühmte Werk Batts über die Taktik nachschlägt: daß der Schützengraben leicht zum „Grabe des Angriffsgedankens“ werden könne, findet sich als warnender Satz stets eindringlich und wiederholentlich betont. Oberst Immanuel entwickelt die Lehren des japanischen Krieges, um zu dem Schlusse zu kommen, daß man in Europa denn doch den Spaten nicht so umfassend anwenden werde; nicht anders der deutsche Generalstab in seinem kurz vor dem Kriege erschienenen ersten Heft der Darstellung des Balkankrieges. Zuversichtlich schreibt 1913 der geistreiche Oberstleutnant Hoppenstädt: „Der europäische Krieg wird nicht das Gesicht des ostasiatischen Ueberstellungskrieges zeigen.“ Bernharbi widmet dem gleichen Gedanken ein ganzes Kapitel seines Buches. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Kämpfe der ersten Wochen von diesen grundlegenden Vorstellungen ihr Gepräge empfangen, sowohl auf dem östlichen als auch auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Aber, wie Freitag v. Loringhofen bei der Darstellung der Schlacht von Gravelotte einmalt ausführt, „man lernt schnell unter der Wirkung des feindlichen Feuers“. Der Krieg in Frankreich ist ein Stellungskrieg geworden von einer Dauer und einer Ausdehnung, wie ihn die kühnste Phantasie nicht vorhersehen konnte. Schützengräben auf der Front von vierhundert Kilometer, Schützengräben, hinter denen Millionenheere nun schon ein Vierteljahr einen Festungskrieg in aller Form mit Annäherungsgräben und Sprengminen führen! Und just die Deutschen waren es, die diese Schützengrabenlinie mit früher nicht erhörter Kunstfertigkeit errichteten und damit der Joffre'schen Septemboffensive nach achttägiger Dauer einen Damm entgegenwarfen, der den Besitz eines Zehntels des französischen Bodens fest umhegt, den zu durchbrechen drei Monate hindurch und bis zur Stunde die Verbündeten vergeblich Hilfstruppen aus allen Weltteilen zusammenrufen.

Sollte man ins einzelne eingehen und wiederholen, wie Langlois und Blume einstimmig vor dem Uebermaß der Artillerie warnten, wie gering in überwiegendem Maße die Wirkung der Geschütze gegen befestigte Feldstellungen gewertet würde? Das Schimpfen homerischer Helden vor der Schlacht nennt ein Franzose höhnisch das einleitende Artilleriefeuer! Soll

man auf die Mißachtung verweisen, die fast bis zum Kriege die französische Heeresleitung dem schweren Feldgeschütz widmete? Oder auf die Unterschätzung der Verluste? Blume und Balf bemühen sich um den Nachweis, daß die Einzelschlachten seit dem Siebenjährigen Kriege stets fallende Verlustzahlen zeigen. Das mag für die Einzelschlacht auch heute noch gelten. Aber welche Verkenntung des Wesens des modernen Krieges lag in solchen Berechnungen. Der Siebenjährige Krieg mit seinen schrecklichen Gefechtsverlusten ließ Gefechte und Schlachten sozusagen als Ausnahmsergebnisse in einem endlosen Gemebe von Märschen und Manövern auftauchen und er vollendete die Gefechtsbehandlung in einigen Nachmittagsstunden. Der jetzige Krieg, namentlich wie er im November in Flandern und fast ohne Unterbrechung im Osten geführt wird, schlingt die Kette der Kämpfe ununterbrochen durch die Reihe der Tage und die Schlacht vollführt ihr Werk an Fronten von vielen Hunderten Kilometern und in der Dauer von Wochen. Wie gleichgiltig doch, ob da das einzelne Zusammentreffen im Verhältnis zur Zahl der Kämpfenden weniger Opfer fordert, wenn sich diese Opfer Tag um Tag häufen. Die Verlustlisten der kriegführenden Staaten umfassen diesmal Heeresmassen, wie sie 1870/71 Deutschland ausbieten mußte, um den ganzen Krieg durchzuführen. Und doch zählt das Frankreich von heute nicht mehr Einwohner als das Deutschland von damals.

Doch hat der Krieg den Pazifisten nicht mindere Ueberraschungen zugebracht als den Kriegstheoretikern. Seit dem händereichen Beweis, den der russische Staatsrat Bloch in den Neunzigerjahren führte, stand es bei ihnen fest, daß der Krieg nicht bloß den wirtschaftlichen Ruin zur unausbleiblichen Folge haben werde, sondern es würde auch die Kriegführung selbst durch den unfehlbar bald eintretenden Mangel an Mitteln völlig gelähmt werden. Dabei war gar nicht an eine alle Meere abschließende Blockade gedacht — die Teilnahme Englands stand damals noch nicht zur Erörterung —, sondern der Krieg als solcher durch die von ihm ausgehende Störung des wirtschaftlichen Lebens sollte diese Wirkung hervorrufen. Nun hat aber der Krieg geoffenbart, welche Kraft dem Wirtschaftsleben innewohnt, sofern nur die kapitalistische Willkür und Wirren der Warenerzeugung und Warenverteilung im Dienste der Allgemeinheit gehemmt wird. Wo sich Schwächezustände kundgeben, geschieht es fast nur deshalb, weil sich die ordnenden Eingriffe der Gemeinschaft allzusehr in den bescheidensten Grenzen halten und zu wenig Mut und Folgerichtigkeit bei dem Versuch zeigen, das Erzeugnis der Volksgemeinschaft, der Volksgemeinschaft in weiser Verteilung nach Zeit und Bedürfnis, zuzuführen.

Von Anfang bis zu Ende ist dieser Krieg eine Kette von Beweisen für die allbewirkende Kraft der Organisation. Diese Lehre hat er, der so viele Meinungen und Schulfälle weglegte, nicht angetastet, sondern unwiderleglich bekräftigt.

Der Friede der Gerechten.

Von Ludo M. Hartmann.

„Der Weise führt nur gerechte Kriege. Als ob nicht, wofern anders er bedenkt, daß er ein Mensch ist, die Notwendigkeit, gerechte Kriege führen zu müssen, ihn weit mehr schmerzte; da er sie, wenn sie nicht gerecht wären, auch nicht führen müßte, und folglich im Frieden leben könnte! — Denn die Ungerechtigkeit des Feindes zwingt den Weisen zum Kriege; diese Ungerechtigkeit aber muß den Menschen allerdings schmerzen, weil sie menschliche Ungerechtigkeit ist, wenn auch daraus keine Notwendigkeit zum Kriege entstände. Wer immer also diese so großen, so schauerlichen, so wütenden Uebel mit Behmut überdenkt, der bekenne, daß sie Drangsale sind. Wer immer aber sie ohne Schmerzen des Gemüts leiht oder erwägt, der ist um so elender, wenn er sich dabei selig wähnt — weil er alles menschliche Gefühl verloren hat.“

Wie weit mehr aber (als die Tiere) fühlt der Mensch den Naturtrieb in sich, Gesellschaft und Frieden, so viel an ihm ist, mit allen zu erhalten; da sogar die Bösen für den Frieden der Ihrigen Kriege führen und, wenn sie es vermöchten, alle zu den Ihrigen machen möchten, daß alle Menschen und alle Dinge einem Einigen dienen, das heißt aus Furcht oder aus Liebe den Frieden gegen ihn bewahren? Also ahmt der Stolz auf verkehrte Weise Gott nach. Denn er haßt alle Gleichheit der Gefährten unter sich und will den Gefährten seine Oberherrschaft aufdrängen. Er haßt demnach den gerechten Frieden Gottes und liebt seinen eigenen ungerechten Frieden, da es ihm nicht möglich ist, gar keinen Frieden zu lieben; denn kein Laster ist so sehr gegen die Natur, daß es die letzten Spuren der Natur vertilgt. Wer also das Rechte dem Verkehrten und das Geordnete dem Unordentlichen vorzieht, der sieht ein, daß der Friede der Ungerechten, mit dem Frieden der Gerechten verglichen, nicht einmal den Namen eines Friedens verdient.“

So schreibt der weise Kirchenvater Augustinus in seinem Buche „Ueber den Gottesstaat“ über den Krieg und den Frieden der Gerechten und der Ungerechten. Und es gibt keinen, der ihm nicht zustimmen würde. Der Zweck des Krieges ist der Frieden, und der Frieden soll ein Frieden der Gerechten sein.

Um also jenen Zweck des Krieges nicht unnötig zu erschweren, gibt es nur eine richtige Strategie: über das im Kampfe der Heere Notwendige hinaus nichts zu unternehmen, was die Frucht des Krieges, den Frieden, wenn sie einmal reif ist, verbittern könnte. Es wird während des Weltkrieges des Hasses genug unwillkürlich aufgestapelt; man soll ihn nicht absichtlich schüren und die Rieder vom Hasse sollen den Kanonendonner nicht noch überdönen. Wenn das scheußliche Gedicht, in welchem Menschen aufgefordert werden, ihren Gegnern die Augen auszureißen, wirklich in einer englischen Zeitung zu lesen war, so gibt es wohl keinen, der noch bei Besinnung geblieben ist, der diese Verirrung nicht verdammen würde. Man möge am Gegner verurteilen, was zu verurteilen ist, aber nicht jede Scheußlichkeit, die man zu wissen glaubt, verallgemeinern, was von jeder das Kennzeichen der Sensationslüsternheit wie der eigenen Kurzsichtigkeit war.

Man soll nicht ohne triftige Beweise glauben, was aus der im Weltkrieg erhitzten Phantasie geboren sein kann und im Frieden niemals geglaubt würde. Und man soll nichts berichten, was nicht erwiesen ist. Man soll nicht glauben, daß es irgend ein Volk gibt, dessen Angehörige sämtlich frei von Fehl sind, und ein anderes, dem alle Laster eigen sind. Man soll nicht mitschuldig werden an der Schaffung jener giftigen Atmosphäre, welche Delirien erzeugt und zivilisierte Menschen ihrer Vernunft beraubt; man soll den Weltkrieg nicht wie das Kinematogramm eines Schauerdramas betrachten, das die Jugend zum Verbrechen erzieht, aus dem sie keinen Heimweg mehr findet. Wenn man versucht, das heute gegnerische Volk psychologisch zu verstehen, so wird man ihm auch mitten im Kriege Achtung bezeigen und nach dem Kriege wieder Kulturwerte mit ihm austauschen können; so wird man auch die Anstifter kennen und ausscheiden lernen, die einst die Geschichte brandmarken wird, die verbrecherischen Ehrgeizlinge und die ganz Kurzsichtigen, die sich am Weltenbrand ihre Hände wärmen wollen, während die Völker für ihre höchsten Güter zu kämpfen glauben und heldenmütig ihr Leben lassen. Der Krieg beruht nicht mehr auf persönlichem Hasse wie einst die Fehden der Häuptlinge und Ritter, seitdem die Masse gegen die Masse steht und der Einzelne verschwindet. Der Heldennut erwächst jetzt auf ganz anderem Boden: oder kämpfen die Deutschen etwa nicht mit voller Hingebung und Begeisterung, erfüllt von dem stolzen Bewußtsein, daß jeder sein Volk verteidigt, gegen die Franzosen, die in ihrer Verblendung wähnen, daß die Deutschen sie überfallen wollten — obwohl es kaum einen ernsthaften Deutschen im Reiche gibt, der nicht mit der größten Hochachtung und ohne Haß vom französischen Volke spricht? Und ist es nicht bezeichnend und für eine gewisse Sorte von Leuten beschämend, daß gerade die Krieger im Felde jene Federfuchser von sich abschütteln, die vom sicheren Post ihre vergifteten Pfeile aus ihrem Tintenfaß mit Hohn gegen den Gegner abschießen? Statt die noch möglichen Fäden, welche die Kulturen — mitunter nur symbolisch — verbinden, zu zerreißen, was manche Akademien und Professoren als ihre Pflicht ansehen, sollten auch die dünnsten Fäden gehegt und gepflegt werden in dem Bewußtsein, daß der Frieden, der gestern war, morgen wieder sein wird, und daß dem Volke schlecht gedient wird, dessen Wortführer vergessen, daß es auch nach dem Kriege wieder eine Weltkultur geben wird.

Unnötige Gehässigkeiten, Spott und Hohn dorer, die stolz darauf sind, daß sie so tapfer verteidigt werden, erschweren aber nicht nur die Erreichung des Kriegszweckes überhaupt, sondern auch die Herstellung eines „Friedens der Gerechten“. Sicherlich wird der Krieg durch die Macht entschieden und der Frieden durch die Macht diktiert. Es gibt auch keinen abstrakten Frieden, keinen Frieden an sich, und keine Organisation, die zur Liebe zwingen könnte, und keinen Haager Schiedsgerichtshof, der stark genug wäre, der historischen Entwicklung, wie sie sich auch im Kriege ausdrückt, in die Speichen zu fallen. Solange es eine geschichtliche Entwicklung gibt, die den staatlichen Statusquo von Zeit zu Zeit über den Haufen zu werfen beliebt, gibt es keine höhere Instanz, die den ausgefallenen Spruch der Geschichte kassieren könnte

und kein Gericht, das sich an ihre Stelle setzen könnte. Ob die Ägypter mündig sind, sich selbst zu regieren und den englischen Garnisonen eine Abschiedsfeier zu bereiten, das wird der Schiedsgerichtshof niemals feststellen können. Dagegen liegt es im Interesse der Kriegführenden und Friedensschließenden, und zwar im wohlverstandenen Interesse beider Vertragsteile, daß sie zu internationalem Rechte werden lassen, was in der Richtung der historischen Entwicklung liegt. Nur ein solcher Frieden ist ein „Friede der Gerechten“. Denn wer der historischen Entwicklung zuwider handelt, der wird von ihr über kurz oder lang zermalmt, und was heute bindender Vertrag, ist morgen ein wertloses Fegens Papier. Dauerhaft ist nur der „Friede der Gerechten“, gegen den sich nicht immer von neuem die historischen Kräfte erheben, um ihn im Kriege zu zerreißen; der Frieden der Ungerechten verdient also nicht einmal den Namen eines Friedens. Wer aber die Gleichheit der Gefährten unter sich nicht anerkennt und den Gefährten seine Oberherrschaft aufdrängen will, der haßt den gerechten Frieden. Deshalb muß die Anerkennung des früheren Gegners und neuen Gefährten die Grundlage jedes dauernden Friedens sein. Da einander aber nicht einzelne Personen, sondern zu Staaten zusammengefaßte Nationen gegenüberstehen, handelt es sich nicht um die Anerkennung und das Selbstbestimmungsrecht der Einzelnen, sondern der Nationen, von denen sich jede als eine Einheit betrachtet. Wenn also das Ziel des Krieges der Frieden, der dauernde Frieden, der Friede der Gerechten ist, so muß er zur gegenseitigen Anerkennung der Gefährten führen, die von jener Kultureinheit umschlossen werden, die der wahre „Gottesstaat“ ist.

Abenteurerinnen im Kriege.

Der tapfere Zahlkellner. — Eigennermut und Wissenschaft. —
Das Heldenmädchen. — Die Ärztin.

(Von unserem Kriegsberichterstatter
Georg Bittner.)

Mächtenliebe vollbringt es, die Kriegsnot überall zu mildern. Nur eine Klasse von Menschen gibt es, welcher der Krieg jede Existenzmöglichkeit, ja fast jede Daseinsberechtigung abgeschnitten hat. Das sind jene, die vom Wohlleben, vom Luxusbedürfnis der anderen lebten. Wenn Hunderttausende von Männern in Schützengraben liegen, dann haben die Zurückgebliebenen doch wenigstens das Empfinden, daß sie sich die sichtbarsten, lautesten Genüsse versagen müssen. Damit werden schon ganze Erwerbszweige lahmgelegt. Existenzen, die früher doch irgendwie durch die Seitengassen des Lebens weiterkamen, aber nicht die nötige Anpassungsfähigkeit an das Ungewohnte, Unerwartete besaßen, liegen nun völlig brach. Den Männern dieser Schicht ist leicht geholfen. In Reich und Glied werden alle wieder gleich. Wenn auch nicht jeder so viel Energie mitbringt wie der Zahlkellner eines großen Wiener Nachtlokals. Er rückte gleich zu Beginn des Krieges — selbstverständlich mit einem Automobil — ein und hat längst eine silberne Tapferkeitsmedaille dafür, daß er einmal auf eigene Faust einen ganzen Haufen Russen fing.

Aber die Mädchen! Es ist ja so leicht zu witzeln und moralisch zu richten. Wenn es nur nicht für ein junges Geschöpf so fürchterlich schwer wäre, sich durchs Leben zu schlagen, wenn die Lichter verlöschen und das Lachen verstummt, weil alle Kraft und Lebensfreude des Landes in den Krieg mußte. Auf einer Reise vom nördlichen zum südlichen Kriegsschauplatz sah ich in einem jener nächtlichen Amüsierlokale, die jetzt recht kläglich sind, weil schon der medikamentöse Beigeschmack des inländischen Champagners immer wieder an alle Schrecken der Kriegsurie erinnert, ein Mädchen mit stillen Zügen von intensiver Intelligenz. Das Mädchen hat noch vor einem Jahre in einem Wiener wissenschaftlichen Institut gearbeitet und daneben das lustige Leben einiger Wiener Literaten ein wenig mitgenossen. Jenes Forschungsinstitut hat in Kriegszeiten seine Tore geschlossen, die Freunde des Mädchens sind nach Süden, Osten und Norden in die Front gerückt. Wer Zeit und Lust dazu hat, kann jetzt ab und zu in einem Vergnügungslokal zweiten Ranges bei Eigennermut mit einem jungen Fräulein ein Gespräch über die neueren Ergebnisse der entwicklungsgeschichtlichen Forschung führen.

Dann tauchen aber mitunter auch noch viel näher an der Front seltsame Erscheinungen auf. In einem Bahnhofswartesaal ganz nahe dem südlichen Kriegsschauplatz entdeckte einer meiner kriegsberichterstatternden Kollegen einmal ein ganz junges Mädchen, kaum siebzehnjährig. Dieses halbe Kind hatte auf die weiße Wollmütze ein rotes Kreuz aufgenäht. Sie erzählte dem Kollegen eine grandiose Geschichte: Wie sie in Serbien an sämtlichen Gefechten teilnahm, wie sie am Tage vorher zwei Verwundete verbunden hatte und mitten in dieser Arbeit von der Kugel eines Komitatstschis in den Unterleib getroffen wurde, wie sie dann den Komitatstschis mit eigener Hand niederstieß, und noch vieles Herrliche mehr. Eine Viertelstunde später meldete der Draht die Geschichte vom „Heldenmädchen von ...“ nach allen Himmelsrichtungen.

Das Heldenmädchen fuhr mit uns im selben Zuge weiter. Ich ließ am nächsten Morgen durch einen Herrn, der ihre Muttersprache rebete, einige Fragen an sie richten. Es stellte sich heraus, daß sie sich an einige ganz wichtige Details ihrer Erzählungen vom vorigen Abend nicht mehr erinnerte. Sie gab zu, den Komitatstschis, den sie noch acht Stunden vorher „mit eigener Hand erschossen“ hatte, überhaupt nicht zu Gesicht bekommen zu haben. Auch, daß sie am Abend vorher noch eine Hochschülerin gewesen war, hatte sie vergessen. Mir fielen unwillkürlich die vielen Erzählungen ein, die ich vom Mißbrauch des Roten Kreuzes hörte. Die junge Helbin, die sich im Seitengange des Eisenbahnwagens ganz mühelos auf und ab bewegt hatte, wurde in ihrer Heimatstadt von einem Arzt und zwei Sanitätsmännern mit einer Tragbahre erwartet, auf die man sie bettete. Mir fiel auf, daß sie trotz ihres sonst recht geringfügigen Gepäcks Halblackschuhe trug (die auf den Schlachtfeldern nicht sehr praktisch sein sollen). Dem jungen, glattrasierten Arzt warf das junge Fräulein einen reichen, koketten Blick zu. In einem Feuilleton habe ich später gelesen, daß sie „die Heimat mit einem seltsamen Blicke umring“. Wahrscheinlich habe ich mich in meinem Skeptizismus geirrt. In einem Blatte ihrer Heimatstadt las ich allerdings einige Tage später auch, daß das Heldenmädchen jetzt dort in einer militärischen Phantasiuniform spazierengeht.

In einer kleinen Stadt Oberungarns tauchte während des Krieges eine sehr junge Ärztin auf, auch sie häufig in einer halbmillitärisch aussehenden Kleidung. Die junge Dame behauptete für ein Spital engagiert worden zu sein, das in einigen Tagen eröffnet werden sollte. Am Tage vor der Eröffnung dieses Spitals verschwand sie plötzlich. Angeblich war sie abgereist, um sich bei einer vorgesetzten Behörde zu melden. Sie hatte einige kleine Schulden hinterlassen und ist nie in der Stadt eingetroffen, in der jene Behörde ihren Sitz hat.

Es ist wahrscheinlich, daß alle diese kleinen Ausschneidereien und Unaufrichtigkeiten in das Kapitel einer weiblichen Kriegshysterie gehören, mit dem sich Psychiater und Psychoanalytiker zu befassen haben werden. Jeder Militärarzt weiß, wie viele Damen, die kaum die Grundbegriffe des Pflegetdienstes erhascht haben, um jeden Preis Dienst in den Operationskälen machen wollen. Jeder, der bei der Armee ist, hat schon in Kaffeehäusern und an anderen Orten, an denen sie von vielen gesehen werden mußten, junge Damen in wunderschönen, blütenweißen Pflegerinnenkostümen gesehen. Wer würde diese Schaukelung nicht als eine Entfremdung des Samariterdienstes empfinden!

Mehr Schutz für das Zeichen vom Roten Kreuz!

Aus der Vorgeschichte des Weltkrieges.

Die Antwort des deutschen Kanzlers auf die Rede Vivianis.

Berlin, 25. Dezember.

Wie das Wolffsche Bureau erfährt, hat der Reichskanzler an die kaiserlichen Botschafter und Gesandten nachfolgenden Runderlaß gerichtet:

Großes Hauptquartier, 24. Dezember 1914.

In der Rede, die Ministerpräsident Viviani in der französischen Kammer gehalten hat, befindet sich die Stelle, daß Frankreich und Rußland am 31. Juli dem englischen Vorschlage beigestimmt hätten, die militärischen Vorbereitungen einzustellen und in Verhandlungen in London einzutreten; hätte Deutschland zugestimmt, so hätte der Friede noch in dieser letzten Stunde erhalten werden können. Da ich diese im französischen Parlament ausgesprochene falsche Behauptung gegenwärtig von der Tribüne des deutschen Reichstages nicht widerlegen kann, sehe ich mich veranlaßt, Eurer Exzellenz die nachfolgenden Darlegungen zuzustellen, mit dem Ersuchen, davon weitestgehenden Gebrauch machen.

Der britische Konferenzvorschlag, der im englischen Blaubuch unter Nr. 36 abgedruckt ist, stammt vom 26. Juli. Sein Inhalt war, daß die Vertreter Deutschlands, Frankreichs und Italiens mit Staatssekretär Grey in London zusammentreten sollten, um dort einen Ausweg aus den Schwierigkeiten, die in der serbischen Frage entstanden waren, zu suchen. Von Anfang an vertrat Deutschland den Standpunkt, daß der Konflikt zwischen Serbien und Österreich-Ungarn eine Angelegenheit sei, die nur die nächstbeteiligten beiden Staaten berühre. Diesen Standpunkt erkannte auch Grey später selbst an. Deutschland mußte den englischen Konferenzvorschlag ablehnen, weil es nicht zulassen konnte, daß Österreich-Ungarn in einer Frage seiner nationalen Landesinteressen, die nur Österreich-Ungarn selbst anging, einem Tribunal der Großmächte unterstellt würde. Aus dem deutschen Weißbuch geht hervor, daß auch Österreich-Ungarn den Konferenzvorschlag als unannehmbar bezeichnete. Durch die Kriegserklärung an Serbien dokumentierte es den festen Willen, die serbische Frage ohne Daywischentreten der Mächte allein zu regeln. Zugleich erklärte es aber, um alle gerechten Ansprüche Rußlands zu befriedigen, sein vollkommenes territoriales Desinteressement Serbien gegenüber. Da Rußland sich nicht mit dieser Versicherung begnügte, war aus der serbischen Frage eine europäische geworden, die zunächst in der Spannung zwischen Österreich-Ungarn und Rußland ihren Ausdruck fand. Um zu verhindern, daß sich aus dieser Spannung eine europäische Konflagration entwickle, mußte ein neuer Boden gesucht werden, worauf die Vermittlungsaktion der Mächte sich anbahnen konnte. Es war Deutschland, dem das Verdienst gebührt, diesen Boden zuerst betreten zu haben. Staatssekretär von Jagow wies in einem Gespräche mit dem britischen Botschafter am 27. Juli darauf hin, daß er in dem Wunsche Rußlands, mit Österreich-Ungarn direkt zu verhandeln, eine Entspannung

der Lage und die beste Aussicht auf eine friedliche Lösung erblickte. Diesen Wunsch, wodurch die englische Konferenzidee auch nach russischer Meinung vorläufig ausgeschaltet wurde, unterstützte Deutschland von dem Tage, wo er geäußert worden war, mit aller Energie, die ihm zu Gebote stand, in Wien. Kein Staat kann ehrlicher und energischer danach gestrebt haben, den Frieden der Welt zu erhalten, als Deutschland.

England selbst verzichtete nunmehr darauf, seine Konferenzidee weiter zu verfolgen, und unterstützte auch seinerseits den Gedanken direkter Verhandlungen zwischen Wien und Petersburg (Blaubuch Nr. 67). Diese begegneten jedoch Schwierigkeiten, und zwar Schwierigkeiten, die nicht von Deutschland und Österreich-Ungarn, sondern von den Ententemächten herbeigeführt wurden. Sollte Deutschlands Bemühen gelingen, so bedurfte es des guten Willens der nicht unmittelbar engagierten Mächte, bedurfte es aber auch des Stillhaltens der Hauptbeteiligten. Denn wenn eine der beiden Mächte, zwischen denen vermittelt werden sollte, die im Gange befindliche Aktion durch militärische Maßnahmen störte, so war von vornherein klar, daß diese Aktion nie zum Ziele gelangen konnte.

Wie stand es nun mit dem guten Willen der Mächte? Wie Frankreich sich verhielt, ergibt sich mit Deutlichkeit aus dem französischen Gelbbuch. Es traute den deutschen Versicherungen nicht. Alle Schritte des deutschen Botschafters Freiherrn v. Schoen wurden

mit Mißtrauen aufgenommen. Sein Wunsch auf mächtige Einwirkung Frankreichs in Petersburg wurde nicht beachtet, denn man glaubte, annehmen zu sollen, daß die Schritte Schoens nur dazu bestimmt waren, „à compromettre la France au regard de Russie“. Aus dem französischen Gelbbuch ergibt sich, daß Frankreich keinen einzigen positiven Schritt im Interesse des Friedens getan hat.

Was für eine Haltung nahm England ein? In diplomatischen Gesprächen gab es sich den Anschein, bis zur letzten Stunde zu vermitteln, aber seine äußeren Handlungen hatten es auf die Demütigung der beiden Dreibundmächte abgesehen. England war die erste Großmacht, die militärische Maßnahmen im großen Stile anordnete und dadurch eine Stimmung, insbesondere bei Rußland und Frankreich schuf, die allen Vermittlungsaktionen im höchsten Grade abträglich war. Es ergibt sich aus dem Berichte des französischen Geschäftsträgers in London vom 27. Juli (Gelbbuch Nr. 66), daß schon am 24. Juli der Befehlshaber der englischen Flotte diskret Maßnahmen für die Zusammenziehung der Flotte bei Portland getroffen hat. Großbritannien mobilisierte also früher als selbst Serbien. Großbritannien wei-

gerte sich ferner ebenso wie Frankreich, in Petersburg mächtig und zügelnd einzuwirken. Auf die Meldungen des englischen Botschafters in Petersburg, aus denen ganz klar hervorging, daß nur eine Mahnung an Rußland, mit der Mobilisation einzuhalten, die Situation retten könnte, tat Grey nichts, sondern ließ die Dinge gehen wie sie gingen. Zu gleicher Zeit glaubte er aber, daß es wichtig sein werde, Deutschland und Österreich-Ungarn, wenn auch nicht in ganz klarer Weise, so doch deutlich genug darauf hinzuweisen, daß sich auch England an einem europäischen Kriege beteiligen könnte. Zu derselben Zeit also, wo England sich nach Falllassen seiner Konferenzidee den Anschein gab, zu wünschen, daß Österreich-Ungarn auf Deutschlands Vermittlung hin nachgiebig zeigen sollte, weist Grey den österreichisch-ungarischen Botschafter in London auf die englische Flottenmobilisation hin (Blaubuch Nr. 48). Er gibt dem deutschen Botschafter zu verstehen, daß sich auch England an dem Kriege beteiligen könnte, und unterrichtet die Botschafter des Zweibundes sofort von dieser an die deutsche Adresse gerichteten Warnung, womit der Sieg der Kriegspartei in Petersburg besiegelt war. Das war gerade diejenige Haltung, die nach der Sachverständigen-Ansicht des englischen Botschafters Buchanan am ungeeignetsten war, eine gute Stimmung zwischen den Mächten hervorzurufen. Unter diesen Schwierigkeiten wird man es als besonderen Erfolg betrachten dürfen, daß es Deutschland gelang, Österreich-Ungarn dem Wunsche Rußlands, in Sonderverhandlungen einzutreten, geneigt zu machen. Hätte Rußland, ohne seinerzeit militärische Maßnahmen zu treffen, die Verhandlungen mit Österreich-Ungarn, das nur gegen Serbien mobilisiert hatte, im Gange gehalten, so hätte volle Aussicht auf Erhaltung des Weltfriedens bestanden. Statt dessen mobilisierte Rußland gegen Österreich-Ungarn, wobei Sazonow sich völlig darüber klar war (Blaubuch Nr. 78), daß damit alle direkten Verständigungen mit Österreich-Ungarn hinfielen. Das mühsame Resultat der deutschen Vermittlungsverhandlungen war damit mit einem Schläge erledigt.

Was geschah nun seitens der Ententemächte, um den Frieden in dieser letzten Stunde zu erhalten? Grey nahm seinen Konferenzvorschlag wieder auf. Auch nach der Ansicht Sazonows war jetzt der geeignete Moment gekommen, um unter dem Druck der russischen Mobilisierung gegen Österreich-Ungarn den alten englischen Gedanken einer Konversation zu Vieren wieder zu empfehlen. (Deutsches Weißbuch, Seite 7.) Graf Pourtales ließ den Minister nicht im Zweifel darüber, daß nach seiner Auffassung die Dreiverbandmächte hiemit daselbe von Österreich-Ungarn verlangten, was sie Serbien nicht hatten zumuten wollen, nämlich unter militärischem Drucke nachzugeben. Unter solchen Umständen konnte Deutschland und Österreich-Ungarn der Konferenzgedanke unmöglich sympathisch sein. Trotzdem erklärte Deutschland in London, daß es im Prinzip den Vorschlag einer Intervention der vier Mächte annehme. Ihm widerstrebe lediglich die Form der Konferenz. Gleichzeitig drang der deutsche Botschafter in Petersburg in Sazonow, auch seinerseits Konzessionen zu machen, um ein Kompromiß zu ermöglichen. Daß diese Bemühungen fruchtlos blieben, ist bekannt. Rußland selbst schien an einer weiteren Vermittlungstätigkeit Deutschlands in Wien, die bis zur letzten Stunde weitergeführt wurde, nichts mehr zu liegen. Es ordnete in der Nacht vom 30. zum 31. Juli die Mobilisierung der gesamten Streitkräfte an, was die Mobilisierung Deutschlands und dessen spätere Kriegserklärung zur Folge

haben mußte. Angesichts dieses Ganges der Ereignisse ist es nicht verständlich, wie ein verantwortlicher Staatsmann den Mut finden kann, zu behaupten, daß Deutschland, das sich der russischen Mobilisierung, militärischen Vorbereitungen Frankreichs und der Mobilisierung der englischen Flotte gegenüber fand, noch am 31. Juli durch die Annahme einer unter den erhobenen Waffen der Ententemächte abzuhaltenden Konferenz den Frieden hätte retten können. Es war nicht das bis zur letzten Stunde in Wien vermittelnde Deutschland, das die Idee einer Vermittlung der vier Mächte unmöglich gemacht hat, es waren die militärischen Maßnahmen der Ententemächte, die Friedensworte im Munde führten, während sie zum Kriege entschlossen waren.

v. Bethmann Hollweg.

Der Psychiater im Felde.

Der Krieg als Nervenfrage.

(Verschwindende Zahl geistiger Störungen im deutschen Heere. — Die Bedeutung der Alkoholabstinenz. — Die Kriegspsychose.)

Folgender interessanter Artikel, der auf Grund von Beobachtungen in diesem Kriege geschrieben wurde, veröffentlicht Dr. W., konsultierender Psychiater bei einer deutschen Armee im „D. L.“

Wo Millionen Menschen plötzlich hinausziehen mußten in Kampf und Not, sich plötzlich losreißen mußten von natürlichen Banden, von Berufspflicht, um unvermittelt Strapazen und Entbehrungen schwerster Art zu ertragen und Todeschrecken zu schauen, könnte es nicht wundernehmen, wenn die Psyche des Kämpfenden betroffen würde. Den Daheimgebliebenen könnte es sogar nicht verdacht werden, wenn sie von den Schrecken des Krieges einen Massenausbruch geistiger Störung befürchteten. Diese Befürchtung ist sicher grundlos. Das kann der Fachmann, wenn er auch nur einen kleinen Teil des Riesenheeres zu beraten in die Lage kommt, auf Grund viermonatiger Erfahrung aussprechen. Es kann, soweit das deutsche Heer in Betracht kommt, bestimmt gesagt werden, daß geistige Störungen nur einen verschwindenden Bruchteil der Gesamterkrankungen bilden. Ob unsere Feinde gleich günstige Erfahrungen berichten können, ist zurzeit nicht bekannt. In früheren Kriegen erkrankten die Russen an geistigen Störungen stets in größerer Zahl als andere Völker. Wenn man sich nun vor Augen hält, daß keineswegs die Schrecken des Krieges die geistige Erkrankung unmittelbar verursachen, der Erkrankte die Vorbedingungen schon in sich tragen muß, wenn man weiter weiß, daß diese Vorbedingungen bei den Russen sich wohl nur wenig gebessert haben dürften, so kann man den Russen eine beträchtlichere Erkrankungsziffer an geistiger Störung auch für diesen Krieg prophezeien. Aus eigener Erfahrung kann natürlich der auf dem westlichen Kriegsschauplatz Befindliche nicht sprechen. Die Franzosen, obwohl sehr tapfer, sind doch etwas wehleidiger als die Deutschen. Philip Gibbs, der bekannte englische Kriegskorrespondent, schreibt von Fällen der Nervenzerrüttung „durch den furchtbaren Laut des Granateneuers“ und weiter „von einer Geistesstörung“, einem „geistigen Jubelgefühl“ berichtet, das den Menschen die Herrschaft über sich selbst raubt und sie, „von einer unwiderrstehlichen Gewalt getrieben, in das Delirium heulender Geschosse und explodierender Granaten hineinlaufen“ läßt. Dies bewiese doch eine geringere Widerstandskraft der englischen Soldaten.

Wohl sah ich Ähnliches auch auf deutscher Seite. Dann handelte es sich aber stets um prädisponierte Menschen, bei denen der Verwirrtheitszustand mit triebartigen sinnlosen Handlungen nur durch die Schrecken des Granateneuers ausgelöst wurde oder der Ausbruch einer bisher schlummernden Psychose war. Wenn ähnliche Erkrankungen im deutschen Heere nur in verschwindender Zahl vorkommen, so ist das bewundernswert angesichts der geringen Auswahlmöglichkeit bei Ausbruch des Krieges, angesichts der Einberufung der Altersklassen vom Jüngsten bis zum Ältesten, endlich angesichts der mangelnden Zeit für gründliche Erstuntersuchung.

Wenn wir nun auch auf diesem Gebiete, durch die mindere Häufigkeit geistiger Erkrankung, den Feinden überlegen sein dürften, unser Heer qualitativ höher erscheint, obgleich es die vermehrten Schrecken eines Kampfes in fremdem Lande erfahren so liegt das nicht zum wenigsten an der zu Kriegsbeginn befohlenen und danach streng durchgeführten Alkoholabstinenz. Hiemit allein fielen zahlreiche Schädlichkeitsmöglichkeiten für die Kriegstüchtigkeit des einzelnen, wie die Kriegstüchtigkeit der Masse fort. Wie sieht dagegen folgende, zur Kenntnis der deutschen Militärbehörden gelangte Eingabe an die Präfekten und Kommandanten der 3. Armeezone ab:

„Seit einigen Wochen sind an gewissen Tagen die Straßen von Siboos und den umliegenden Gemeinden mit Betrunknen gefüllt. Es ist erwiesen, daß der heimliche Abstinenzverlauf niemals unterbrochen war, und daß man sich leicht Abtint in Flaschen verschaffen kann. Die Verwundeten, welche Sonn- und Feiertag ausgehen, kehren in einem Zustand, der an Trunkenheit grenzt, in das Spital zurück. Die Territorialtruppen, welche die Brücken und Eisenbahnen bewachen, werden von Branntweinhändlern überlaufen. Manche Abteilungen ergeben sich dem Alkohol, daß die öffentliche Sicherheit dadurch ernstlich bedroht ist.“

Eine Hauptquelle geistiger Störung hat also das anfängliche Alkoholverbot verstopft. Wenn doch geistige Störungen vorkommen, so liegt das eben daran, daß in einem Massenheere, nicht anders wie in der Zivilbevölkerung, zahlreiche Menschen die Vorbedingungen zu geistiger Erkrankung in sich tragen, und nur Zufall ist es, wodurch die Krankheit angefaßt wird. Der Krieg als solcher bedingt keine geistige Störung, bedingt sie nicht trotz seiner Schrecken. Es gibt auch keine Kriegspsychose, das heißt eine nur im Kriege mögliche und in ihrer Erscheinungsform spezifisch gestaltete Geistesstörung. Einzig und allein eine gewisse spezifische Kriegsfärbung gibt der Krieg den einzelnen Symptomen. Im übrigen sind es die gewöhnlichen Krankheitsbilder des Friedens. So ist es nicht verwunderlich, wenn die Bahndiebstahl mit Kriegsergebnissen beschäftigen, nicht verwunderlich, wenn die Sinnes-täuschungen Kampf und Kämpfer vertauschen, nicht verwunderlich, wenn die Angst des Melancholikers Schuldgefühle im Kriegsdienst sucht, nicht verwunderlich, wenn Größenideen in Beherrschung und Niederzwingung eines Massenfeindes schwelgen. Verwunderlich ist es auch nicht, wenn eine krankhaft gehobene oder verfälschte Stimmung sich in seltsamen, sogar als Tapferkeit imponierenden Handlungen entlädt, andererseits die krankhafte ängstliche Spannung oder die Verwirrtheit zu seltsamen Fluchtversuchen führt. Statistisch läßt sich zurzeit dieses Krankenmaterial noch nicht verarbeiten, aber schon jetzt läßt sich sagen, daß es verhältnismäßig kaum größer, vielleicht sogar kleiner ist als im Frieden.

Die schlechteren Nerven.

Folgender Brief, der in Lodz in deutsche Hände fiel und von einem russischen Artillerieoffizier an seine „teure Silufanta“ gerichtet war, läßt wohl keine Zweifel darüber, daß der Nerven-zustand des russischen Heeres ein sehr erbärmlicher ist.

14 November, in der Umgegend von Lodz.
Um Lodz brachen wir gegen die Deutschen vor und nahmen eine Position ein; das war am 4. November. Die Position war ideal, aber es zeigte sich, daß auch das Ideal von dem wahren noch weit entfernt sein kann. Die Deutschen eröffneten auf uns ein höllisches Feuer. Die Hauptsache war, daß sie uns nicht bloß von der Front, sondern auch von der Flanke aus beschossen. Man sah die Schiffe rechts von uns aufblitzen, wir konnten nicht einmal antworten, da es nicht möglich war, den Kopf aus den Schanzen herauszustrecken. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren irgendwo Sptone — ich habe Dir schon geschrieben, wie ich einen Telephondraht, der irgendwohin führte, abgehört habe. In der Nacht kamen wir

ziemlich allmählich aus dieser Position heraus, am 5. besetzten wir eine neue, am 6. und 7. standen wir wohlbehalten darin, dafür aber eröffneten die Deutschen am 8. ein solches Feuer auf uns, daß mein sechstes Gesicht nahezu in Splinter zerschlagen wurde. Der Abend brachte uns eine Ueberraschung und einen Schreck: wir sahen in unserem Rücken Feuer aufblitzen, Kanonenschüsse und Gewehrfeuer, und obendrein wurde uns noch amtlich mitgeteilt, daß unsere Lage hoffnungslos sei. In der Nacht nahmen wir von einander Abschied, tranken unseren Tee und gingen in die Schanze. Natürlich verging die Nacht ohne Schlaf. Am Morgen, etwa um 6 Uhr wird uns eilig mitgeteilt, daß wir standhalten sollen bis aufs Äußerste, da eine neue Armee uns zu Hilfe komme. Es war schrecklich, es verging die zweite vollkommen schlaflose Nacht. Kein Brot, keine Fourage, Panik in der Stadt und schreckensvolle Erwartung bei uns. Der Kampf geht weiter, schon zwei Wochen sind wir ununterbrochen im Gefecht, Tag und Nacht. Gestern beschossen sie unsere Stille wo wir uns einlogiert hatten: wir mußten uns davon machen in die Schanzen — obgleich in den Schanzen auch Defen sind, so ist es doch außerordentlich unangenehm dort, kalt, feucht und schmutzig. — Die Heroen verlagern ihre Arbeit. Jetzt zuckt man zusammen, nicht bloß bei jeder deutschen Granate sondern auch bei dem eigenen Schuß; klappert ein Soldat mit der Leerkanne, hackt man Holz für den Ofen so ist es unerträglich. Geht es so weiter, so sind wir Kandidaten für das gelbe Haus Begreife, ohne Schlaf fast ganze fünfzehn Tage! Keine Zeitungen, keine Briefe, die Post bekommen wir seit dem 26. Oktober nicht mehr. Krankheitshalber wegzufahren — daran ist nicht zu denken — Offiziere gibt es wenige, und das Gewissen erlaubt es nicht. In der Infanterie sind in den Regimentern fünf bis sechs Offiziere statt sechzig. Du verstehst meine Stimmung, und Du entschuldigst solch einen Brief. Behüte Dich Gott."

Die Schmach von Warschau.

Kurt Kraus hat kurz vor Ausbruch des Krieges die Lage der Juden in Rußland auf Grund umfassender Studien dargestellt. („Der Zar und seine Juden.“ Verlag von Karl Curtius, Berlin.) Wir bringen daraus den Abschnitt über Warschau, auf das sich bald alle Augen richten werden.

Nach den armenischen Massakern habe ich monatelang in Kleinasien unter armenischen Flüchtlingen gelebt, verkrüppelten Männern, verstümmelten Frauen, verwaisten Kindern, verzweifeltsten Müttern. Das war herzzerreißend.

Kurz nach der Einnahme Adrianopels durch die Bulgaren befand ich mich in dieser ausgehungerten Stadt, in der Cholera und Typhus wütheten. Das war gräßlich.

Aber das Elend in Warschau ist doch noch gräßlicher als alles andere, was ich sah.

Suche ich nach den Gründen, weshalb ich es so empfinde, so lautet die Antwort: Weil das Elend in Warschau absolut hoffnungslos ist.

Das Elend der armenischen Flüchtlinge konnte man doch ein wenig lindern. Dem Elend jener türkischen Gefangenen bei Adrianopel würde gar bald der Tod ein Ende machen. Aber dem Elend in Warschau setzt weder Tod noch Zeit eine Schranke.

Ich kam nicht von Europa her nach Warschau, sondern aus Rußland. Ich war vorher in Petersburg, Moskau, Kiew, Odessa und Kischinew gewesen, der Typus des Gettojuden war mir also durchaus nicht mehr neu oder fremd. Und doch verblüffte mich das Warschauer Elend über alle Begriffe.

Man stelle sich eine moderne Großstadt vor, in der man nicht zehn Schritte gehen kann, nirgends, weder in der Peripherie noch im Zentrum der Stadt, weder nach Norden noch nach Süden, nach Osten oder nach Westen, weder diesseits der Weichsel noch jenseits, ohne unausgesetzt auf junge und alte Männer im langen Kasten zu stoßen, die, das Gesicht leichenfarben, die Augen wie verglimmende Kohlen, wie wilde Tiere im Käfig rastlos wegaufliefen, wegabrennen, um irgendwie, irgendwo zehn Kopfen zu verdienen, um davon einen alten Hering und altes Brot zu erstehen, damit Frau und Kinder und Geschwister etwas zu essen haben.

Das rennt von morgens bis in die Nacht nur hinter einem Gedanken, einer Hoffnung her: zehn Kopfen.

Die letzte Tätigkeit, die ihnen das heilige Rußland gönnt, laufen, rennen, hinter zehn Kopfen herlaufen, die sie doch nicht erreichen werden.

Man wird schwindlig vom Zusehen und rettet sich auf sein Zimmer. Aber man darf nicht zum Fenster hinaussehen, denn unten laufen sie weiter, die Laufende, das Gesicht leichenfarben, die Augen wie verglimmende Kohlen.

Es dauerte zwei Tage, bis ich imstande war, auch anderes zu sehen...

Merkwürdig, ich bin nie von einem dieser Menschen angebettelt worden. Sie wollten zehn Kopfen verdienen, ein Geschäft machen, aber sie wollten nicht betteln.

Ich sah dann auch die vielen kränklichen, verwahrlosten Kinder auf den Straßen und die vielen elenden Weiber, die wie Bastiere sich mühsam vorwärts schleppten und bettelten. Aber ich sah auch, wie das alles niemandem außer mir noch einen besonderen Eindruck zu machen schien, wie sich Warschau längst an solchen Anblick gewöhnt hatte.

Und ich sah auch die Straßen und Gassen, in denen dies Elend die Stunden der Nacht verbringt. Am Tage waren die

Gassen vollgestopft mit Weibern und Kindern, durch die sich, genau wie im übrigen Warschau, die Schar der Rastlosen drängte. Schmutzige Weiber, elende Kinder, die sich auf diesen Gassen wie zu Hause fühlten. Die Häuser ringsum dumpfe Mietkasernen oder elende Baracken, vollgestopft mit jämmerlichen Bäden, in denen es für wenige Kopfen alles zu kaufen gibt, was man sich nur denken kann. Aber natürlich in der erbärmlichsten Qualität. Stinkende Fische, fauliges Fleisch, das von Fliegenschwärmen bedeckt ist, übelriechendes Gemüse, fauler Obst. Und die Kinder und Weiber starren darauf wie auf ausserlesene, kaum erschwingliche Delikatessen. In der Nacht aber ist es still in diesen Gassen. Unrat und Abfall aller Art liegen herum, und sürchterliche Dünste dringen aus allen Ritzen. Wohl können sich hier nur Ratten fühlen.

So „lebt“ das große jüdische Proletariat in Warschau, und überall in den Städten des An siedelungsgebietes sieht es ähnlich aus. In den polnischen Städten aber ist es am schlimmsten, denn hier gab es auch schon ein beträchtliches jüdisches Proletariat, das nun seit 25 Jahren durch die Judenvertreibung aus Rußland ständig vermehrt wird. Man denke nur an alle die jüdischen Handwerker, die das Gesetz brotlos machte, indem es ihnen das Wohnrecht in Rußland entzog. Man denke an alle die kleinen Händler, Krämer und Kaufleute, die aus Rußland vertrieben wurden. In den alt-polnischen Städten wurden sie alle zusammengepreßt wie Heringe in einer Tonne.

Im ehemaligen Königreich Polen lebten die Juden ja tatsächlich wie ein Volk. Mit einer Oberschicht, einem Mittelstand, Arbeitern und Proletariat. Und dem Proletariat ging es elend genug. Durch die russische Judengesetzgebung aber wird dies Proletariat Jahr für Jahr ungeheuerlich vermehrt. Das eingeseffene jüdisch-polnische Proletariat zusammen mit dem aus Rußland macht allein 25% der jüdischen Gesamtbevölkerung Polens aus.

Man stelle sich nur einmal vor, was das heißt. Warschau besitzt jetzt 800.000 Einwohner, darunter 340.000 Juden. Rechnet man die Familie zu sechs Köpfen, wie es die Statistik tut, so ergibt das rund 56.000 jüdische Familien. Nun besitzt die Warschauer jüdische Gemeinde noch aus der polnischen Zeit her eine wohlgeordnete Gemeindeorganisation. Sie besitzt das Besteuerungsrecht. Und zwar erhebt sie als Minimalsteuer von jeder Familie zwei Rubel per Jahr. Das ist gewiß nicht übermäßig viel. Dennoch können nur 25% der Familien diese zwei Rubel Steuer aufbringen. Allen übrigen ist nicht einmal das möglich. Vergleichen wir das Budget der Warschauer jüdischen Gemeinde etwa mit der Berliner, so ergibt sich folgendes: Die Berliner Gemeinde, die 100.000 Mitglieder zählt, bringt jährlich rund fünf Millionen für ihre Zwecke auf. Die Warschauer Gemeinde von 340.000 Mitgliedern knapp eine Million. Diese dreimal so große Gemeinde besitzt also nur eine um 80% niedrigere Steuerkraft. Das sagt alles.

Aber wir müssen noch folgendes bedenken: Rußland behält die jüdischen Elemente, die sich durch besondere geschäftliche Begabung, die Kaufleute erster Gilde, und durch Bildung, die Studierten, auszeichnen, sowie einen Teil der Handwerker für sich. Nur die anderen Elemente flücht es ab und verjagt sie in das An siedelungsgebiet. Das sind in der Hauptsache kleine Kaufleute, Händler, Krämer und Handwerker, deren Tätigkeit

Rußland nicht mehr als Handwerker gelten läßt, also Schichten, die bisher schon kein beträchtliches Einkommen besaßen und die zum guten Teil schon in Rußland von der Hand in den Mund lebten, wenn sie auch nicht als Proletariat oder gar als Paupers gelten konnten. Die Massen dieser Bevölkerung lebten naturgemäß nur einem Gedanken, der ihr ganzes Innere erfüllte: Wie verdiene ich das für mich und meine Familie Notwendige zum Leben? Für andere Gedanken ließ ihr Leben keinen Raum.

Für diese Leute gibt es nur dreierlei Existenzmöglichkeiten in Polen. Sie müssen einmal, ob sie wollen oder nicht, den einheimischen Juden einen Teil der Lebensmöglichkeit wegzunehmen trachten, wollen sie nicht einfach verhungern. Und sie können sich zweitens als Juden, die Rußland kennen und Russisch sprechen, durch Zwischenhandel aller Art, zwischen Polen und Rußland neue Lebensmöglichkeiten schaffen, Gelingt aber keins von beiden, so bleibt ihnen nur noch übrig, das einheimische Proletariat zu vermehren. Jedenfalls sind die russischen Juden unter allen Umständen die schärfsten Konkurrenten der polnischen.

Die russische Regierung versprach sich nun von dieser Situation noch einen besonderen Vorteil. Sie glaubte, gegebenenfalls die einen gegen die anderen auszuspielen zu können, denn ein harter Konkurrenzkampf erzeugt nicht gerade Liebe. Sie übersah dabei allerdings völlig, daß noch stärker als Konkurrenzkampf gemeinsame Not sein kann, wenn die Hauptschuld an dieser Not keiner von beiden trägt, wie jeder von beiden weiß. Das Bewußtsein der gemeinsamen Not erwies sich denn auch in der Tat stärker als alles andere. Die russische Regierung wird schwerlich jemals die einen gegen die anderen ausspielen können, denn alle Juden in Polen, mögen sie nun Russisch oder Polnisch sprechen, kennen jetzt ihren gemeinsamen Feind zur Genüge.

Einst empfanden die polnischen Juden als Polen nationalistic im Sinne einer polnischen Nationalpolitik. Die russischen Juden hingegen empfanden sich zu derselben Zeit durchaus als Russen. Auch noch unter den Torturen der russischen Gesetzgebung galten sie sich immer nur als Russen, wenn auch nicht als Freunde des herrschenden Absolutismus. Als solche kamen sie dann auch nach Polen, und man hätte annehmen können, daß nun der polnische Nationalismus davon profitieren würde. Einen Augenblick lang sah es auch so aus. Vergleicht man die polnische Kultur etwa mit einem leichten, schnellen Jagdwagen, so müßte man die russische mit einem schweren Lastfuhrwerk vergleichen. Seitdem Polen russisch wurde, hat man den leichten Jagdwagen an das schwere Lastfuhrwerk angehängt. Man kann sich leicht vorstellen, wie den Insassen des Jagdwagens dabei zumute ist.

Wären die Polen klug gewesen, so hätten sie wohl auch die russischen Juden für sich gewonnen. Aber sie waren nicht klug. Als die letzten Dumawahlen vor der Tür standen, erklärten die beiden polnischen Kandidaten in Warschau, daß sie nicht für Gleichberechtigung der Juden eintreten könnten, und damit trieben sie sowohl die russischen wie die polnischen Juden von ihrer Seite, soweit sie auch nur einige Selbstachtung besaßen. Die Folge war, daß Warschau, die Hauptstadt Polens, überhaupt keinen polnischen Vertreter in die Duma senden konnte. Der Vertreter Warschaus wurde ein russischer Arbeiter. Die russische Regierung konnte sich ins

Fäulchen lachen, die Polen aber schäumten vor Wut; und in der ersten Wut beschloßen sie den Boykott über alle jüdischen Geschäfte Warschaus.

Längere Zeit durchführbar ist ein solcher Boykott ja überhaupt nur für besser situierte Kreise. Der Arbeiter und der kleine Mann kann sich das einfach nicht leisten. Er muß kaufen, wo er seinen Bedarf am billigsten haben kann, und das ist für ihn in jüdischen Geschäften immer noch am leichtesten möglich. Die kleinen jüdischen Geschäfte leiden unter dem Boykott direkt also fast gar nicht. Die besser situierten Polen aber suchen immer noch den Boykott durchzuführen.

Der vornehme Pole gab sich von jeher nur mit zwei Dingen ab, mit Landwirtschaft und Politik. Alles andere erschien ihm stets minderwertig und verächtlich. „Händler“ ist im Polnischen auch heute noch ein Schimpfwort. Der Pole duldet den Juden immer nur, soweit er ihn brauchte. Und wenn der Pole seine Verachtung des Juden für einige Zeit nicht mehr so rückhaltlos dokumentierte wie früher, so geschah das sicherlich nur im Hinblick auf das verhaßte Rußland, mit dem er auch in dieser Beziehung nicht in einen Topf geworfen werden wollte. Der Mißerfolg bei den Wahlen aber hat die polnische Gesellschaft maßlos gereizt. Die Unbequemlichkeiten des Boykotts stechen sie immer wieder mit Nadelstichen. Der Jude muß es büßen.

Wird so dank der russischen Regierung und der polnischen Gesellschaft, die hier wirklich in denselben Topf gehören, der schreckliche Typus des „polnischen Juden“ verewigt; so glauben die besseren Kreise einen anderen Ausweg gefunden zu haben. Da das Land, das sie geboren, sie mit Füßen tritt und verstößt, streben sie nach einer neuen Heimat in dem Land, das vor zweitausend Jahren die Heimat ihres Volkes war. Diese Kreise fallen immer mehr dem Zionismus zu. Der Zionist aber hat mit dem Ghettojuden jedenfalls das gemein, daß er sich ebenfalls nach Kräften von allen Nichtjüdischen als einer feindlichen Welt absondert. Wer Rußland und Polen auch nur ein wenig kennt, wird diese Reaktion sehr gut verstehen, denn sie besagt ja nichts anderes, als daß auch im östlichen Juden trotz allem, was ihm angetan wird, noch nicht der letzte Funke von Selbstachtung hat zertreten werden können, aber er wird unter allen Umständen diese Entwicklung bedauern müssen und sich gegen ein Regierungssystem zur Wehr setzen; das diese Entwicklung verschuldet hat und mit allem nur denkbaren Zynismus fördert. Denn das heißt ja nichts anderes, als die Judenfrage, die sonst endlich zur Ruhe kommen könnte, für die ganze zivilisierte Welt in Permanenz erklären, denn schon seit gut und gern zwei Menschenaltern war sie ja sowieso nichts anderes mehr als eine Ostjudenfrage. Die ganze zivilisierte Welt hätte allen Grund, dem nicht länger stumm zuzusehen und die Achseln zu zucken. Diese Sache geht längst nicht mehr Rußland allein an, sie geht uns alle an, die ganze Menschheit, soweit sie auch nur den geringsten Anspruch macht auf Gerechtigkeit und Sittlichkeit, mag sie sich im übrigen deutsch, französisch, englisch oder amerikanisch nennen. Aus einer russischen Frage ist hier eine Weltfrage geworden. Mag das absolutistische Rußland auch weiterhin danach trachten, diese Frage in der ihm geläufigsten Manier asiatischer Barbaren zu lösen, indem es die Juden einfach würgt, der übrigen Welt werden andere Mittel besser anstehen, um eine Lösung der Frage herbeizuführen.